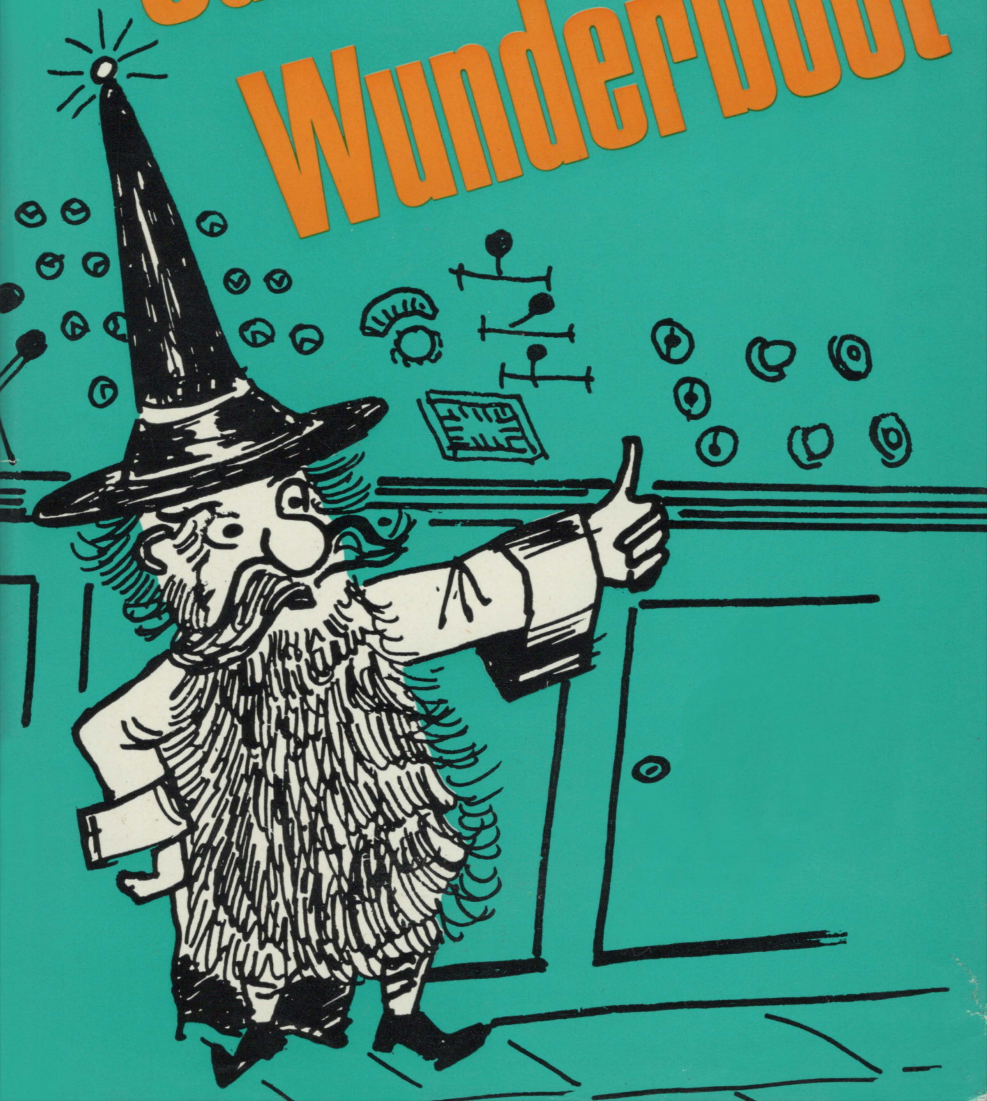
Heiner Gross

Sabors Wunderboot



Diese Geschichte spielt im Wunderland, in jenem Land also, wo alles möglich ist. Dort werden die kühnsten Kinderträume wahr.
Ein kleines Mädchen kann Königin oder Trolleybus-chauffeuse werden, ein Bub General oder Weltraumpilot. Das Schlaraffenland ist gar nichts gegen das Wunder-land, denn hier findet man nicht nur Berge von herrlichen Speisen, man wird sogar in modernen Restaurants auto-matisch bedient. Es ist eben das Reich der Technik. Phantastische Gondelbahnen schweben durch die Lüfte, und Passagiere werden mit Raketen befördert. Die Hauptattraktion aber ist das Wunderboot, das der Zauberer Sabor für aben-teuerlustige Kinder gebaut hat. Mit ihm kann man nicht nur fliegen, tauchen, ja sogar durch einen Berg hindurch-rasen — man kann sich in die Vergangenheit oder in die Zukunft versetzen lassen. Wer hat sich nicht schon

Heiner Gross

Sabors Wunderboot

Schweizer Verlagshaus AG, Zürich

Illustrationen von Heiner Gross
© 1973 by Schweizer Verlagshaus AG, Zürich
Printed in Switzerland
by Buchdruckerei Carl Meyer & Söhne, Jona b. Rapperswil SG
3-7263-6122-7

Für Bärbel und Werni

1. Kapitel

Die denkwürdige Fahrt des Dreimasters «Bleiente» und der Auftritt des Knall-und-Rauch-Zauberers.

Es war ein heißer Tag. Die Polizisten, die Briefträger und die Trolleybuschauffeure hatten schon am Morgen ihre schweren Kittel ausgezogen und zeigten sich der Bevölkerung hemdärmlig. Die Soft-Ice-Automaten liefen auf Hochtouren. Kinder, Großmütter, Tanten, Onkel, Soldaten, Arbeiter, Rennfahrer, Italiener und Teenager standen überall in Grüppchen oder auch allein und schleckten eifrig an den gelben Türmchen. Ab und zu kippte einem Unglücklichen, der nicht aufgepaßt hatte, die Tüte mit der weichen Glace um und – plumps, da lag der ganze Segen auf dem heißen Pflaster!

Es war so heiß, daß selbst die Tauben auf dem Bahnhofplatz nicht fliegen mochten. Sonst sind sie ja ziemlich frech, setzen sich sogar manchen Leuten, die sie kennen, auf die Köpfe und warten auf einen Leckerbissen. An diesem Tag jedoch hockten sie faul im Schatten und zwinkerten matt mit den Augen.

Es war aber auch wirklich ein schwüler Tag. Dabei zeigte der Kalender erst den 15. Mai, also noch lange nicht Hochsommer. Die unbotmäßige Hitze peinigte

deshalb die Leute doppelt; sie waren noch nicht daran gewöhnt, und vielleicht trugen sie auch zu warme Kleider. Jedenfalls war das erste Wort nach der Begrüßung, wenn Bekannte sich trafen: «Heiß ist es heute, schrecklich heiß, nicht wahr?»

Zum Glück eröffneten genau an diesem Tag alle Schwimmbäder die Sommersaison. Und weil heute außerdem Samstag war, wimmelte es von Kindern in den Bädern. Sie störte die Hitze nicht. Sie planschten im kalten Wasser, tauchten unter, spritzten einander an und trieben allerlei nässenden Schabernack.

Auch Bärbel Gisler und Hans Butz waren unter dem vergnügt kreischenden Kindervolk. Bärbel trug ein neues, giftgelbes Badekleid, Hans eine ebenfalls neue, bunte Bermudas-Badehose. Die beiden boten, wenn sie nebeneinander standen, ein Bild größter Eleganz. Und woher stammte dieser unerhörte Luxus? Weder Hans noch Bärbel kannten sonst Reichtum oder auch nur Wohlhabenheit.

Oh, sie hielten mit der Wahrheit nicht zurück, sie erzählten es jedem, der es wissen wollte: Fredy Knie, der Zirkusdirektor, hatte ihnen die Badekleider gekauft, weil sie ihm den entflohenen Sabor, die Glanznummer der diesjährigen Spielzeit, wieder eingefangen hatten. Und obendrein durften sie den großen Rest der hundert Franken behalten, die ihnen Fredy als Spesenvergütung für die Nachforschungen vorgeschossen hatte. Nur ein ganz kleiner Teil, rund zehn Franken, war damals gebraucht worden. Neunzig Franken hatten Fritz, Ernst, Hans und Bärbel redlich geteilt und in die Sparbüchsen gesteckt.

«Sieh mal!» rief Bärbel Hans zu, «dort ist unser dicker Fritz.» Das Mädchen stand bis zum Hals im Wasser, neben ihr ragte der Kopf ihres Freundes aus dem kühlen Naß. Jetzt drehte er ihn suchend in die angegebene Richtung. Tatsächlich, dort trieb der Dicke auf dem Rücken wie ein steuerloses Schiff. Leise schaukelte er auf und ab, die Augen hatte er genießerisch geschlossen.
Hans zerschmolz beinahe vor Glückseligkeit. «Oh, welche einmalige Gelegenheit!» hauchte er und schloß ebenfalls genießerisch die Augen – allerdings aus einem ganz anderen Grund als der schaukelnde Fritz.
Von hinten her näherte sich Hans vorsichtig dem Schiff. Dann hob er die Hand, nickte Bärbel freundlich zu und tippte gleichzeitig dem Freund kräftig mit dem Zeigefinger auf die Stirn.
Fritz versank sofort. Zurück blieb nur ein wallender Strudel, aus dem ab und zu ein zappelndes Bein oder ein fuchtelnder Arm auftauchte. Fritz mühte sich unter Wasser heftig ab, bis er herausfand, was oben und was unten ist. Und dann erschien er wieder an der Oberfläche, prustend und schnaubend wie ein wütendes Nilpferd.
«Ha!» schrie er, dicke Wasserstrahlen aus Mund und Nase stoßend, «ha, das schreit nach Rache!»
Er sah Hans und Bärbel lachend vor sich stehen und wollte eben eine fürchterliche Schimpfiade auf die beiden Übeltäter loslassen; doch mitten im Wort wurde sein Blick milde. Hans und Bärbel vermochten diesen verklärten Zug im Gesicht des Dicken nicht zu deuten. Und als sie dahinterkamen, war es schon zu spät. Im

nächsten Augenblick nämlich fühlten sie eine kräftige Hand im Nacken, und dann – ging es abwärts; über den beiden Spöttern schlugen die Wogen zusammen.
Jetzt war es an ihnen, unter Wasser zu strampeln und nach Luft schnappend aufzutauchen. Und wer hatte sie derart schimpflich getunkt? Ernst war es gewesen, des Dicken Freund! Daher der verklärte Blick in dessen Augen. Fritz hatte Ernst hinter Bärbel und Hans erblickt und genau gewußt, daß der Freund ihn rächen werde.
Und so war es auch geschehen.
Nachdem Hans und Bärbel noch gemeinsam den hinterhältigen Ernst unter Wasser gedrückt hatten, rief Hans:
«Nun sind wir quitt. Jeder hat gut zwei Liter Chlorwasser im Bauch. Gehen wir jetzt auf die Spielwiese!»
Mitten im größten Gewimmel fanden sie ein kleines freies Plätzchen. Ruhewiese nannte man den großen Rasen, doch war von Ruhe keine Spur.
Das lag vor allem an den vielen tragbaren Radioapparaten, die ringsum quäkten und einen Musiksalat lieferten, der dem Lärm eines Rummelplatzes bedenklich nahekam.
«Arme Leute», seufzte Bärbel mit schmerzlich geschlossenen Augen, «arme, bedauernswerte Geschöpfe, so jung noch und schon so hohle Köpfe.»
«Warum hohle Köpfe?» fragte Ernst.
«Weil sie ihre Kürbisse dauernd mit Lärm füllen müssen, sonst ist es ihnen langweilig.»
«Lassen wir das», sagte Hans mit einer wegwerfenden Handbewegung. «Die Hauptsache ist, daß unsere ei-

genen Kürbisse nicht hohl sind. Wir brauchen sie nämlich, und zwar bald – heute abend schon!»
«Was soll es denn sein?» erkundigte sich der dicke Fritz. «Ist unser Sabor, der große Zauberer, etwa neuerlich entwichen?»
«Durchaus nicht. Aber heute ist genau ein Monat seit jenem Tag verflossen, an dem Sabor an seinem Kinderparadies zu bauen begonnen hat. Und nachdem sein Versprechen lautete, daß die Arbeit in einem Monat Erdenzeit beendet sein werde – was übrigens mehreren Jahren im Wunderland entspricht –, wird es heute an der Zeit sein, das Werk zu besichtigen.»
«Du meinst also, daß wir heute durch den Reifen schlüpfen werden?» fragte der Dicke erfreut.
Hans nickte. «Genau das meine ich. Wir werden um fünf Uhr nach Hause gehen und sofort den Reifen in unserer Stube aufstellen. Dann schlüpfen wir durch, bleiben zwei Wochen im Wunderland . . .»
«Waaaas?» schrie der dicke Fritz empört, «zwei Wochen sollen wir bleiben? Dir ist wohl inwendig etwas verrutscht! Spätestens zum Nachtessen muß ich zurück sein!»
«Das werden wir ja auch», beruhigte Hans den aufgebrachten Dicken. «Wie oft muß ich dir noch sagen, daß eine Woche im Wunderland nur wenige Minuten nach unserer Zeit beträgt? Wir werden also durchschlüpfen und schon nach ein paar Minuten wieder zurück sein. Inzwischen haben wir jedoch zwei ganze Wochen im Wunderland zugebracht.»
Sie badeten noch eine Weile, tunkten einander gehörig

unter, bis Fritz mit Wasser beinahe vollgelaufen war und die Befürchtung äußerte, es würden in seinem Bauch wohl bald einmal Seerosen gedeihen.

Abends um sechs Uhr war der große Augenblick gekommen. Hans stellte den Reifen mitten in die Stube. Vater und Mutter Butz standen dabei, kargten nicht mit Ermahnungen und sagten alles, was gemeinhin gesagt wird, wenn jemand eine große Reise antritt.
Fritz und Ernst waren ganz zapplig vor Aufregung. Natürlich, sie waren ja noch nie durch den Reifen geschlüpft und sollten jetzt das Wunderland zum erstenmal betreten. Da durften sie schon ein bißchen nervös sein.
«Los!» kommandierte Hans, «Fritz geht zuerst.» Es war genau sechs Uhr und fünf Minuten.
Fritz duckte sich und war im nächsten Augenblick verschwunden. Er schlüpfte durch den Reifen und kam auf der andern Seite nicht mehr zum Vorschein, denn er hatte diese Erde schon verlassen und befand sich auf dem Weg ins Wunderland. Ernst folgte sofort, dann Bärbel und zuletzt Hans.
«Auf Wiedersehen in zwei bis drei Minuten!» rief er noch zurück, dann war auch er verschwunden.

Hans fand seine Freunde auf der Spitze eines Berges. Eine riesige grüne Fläche dehnte sich ringsum bis an den Horizont. Es war eine Wiese, aber was für eine unerhört große! Hans stieß einen verblüfften Ruf aus:
«Donnerkeil!» rief er, «da sind wir ja tatsächlich wieder

auf dem Berg, der kein Berg ist, sondern ein Loch. Und ich habe erwartet, wir würden im Schloß von Tansibor auftauchen. Jetzt müssen wir den ganzen langen Weg dorthin marschieren.»

Sie machten sich an den Abstieg. Hans und Bärbel wußten natürlich, wie es um den Berg stand: daß er nämlich nichts als eine optische Täuschung und in Wirklichkeit ein riesiges trichterförmiges Loch war, auf dessen unterstem Punkt sie durch den Reifen ins Wunderland eingetreten waren. Diese optische Täuschung zeigte sich so vollkommen, daß man wirklich glaubte, auf der Spitze eines Berges zu stehen und nicht am Grunde eines riesigen Trichters. Erst wenn man den vermeintlichen Abstieg unter die Füße nahm, erwies sich der Weg als so mühsam, als ob man steil hinaufstiege. (Was ja schließlich auch stimmte.)

Fritz und Ernst schimpften weidlich während des mühseligen Weges. Als sie ihn aber endlich hinter sich hatten und feststellten, daß sie einen Abhang hinaufgekraxelt waren, kannte ihr Erstaunen kaum noch Grenzen. Und als sie erst das niedliche Häuschen sahen, das an einer unendlich langen Straße stand, stimmten sie vor Bewunderung ein lautes Hurrageschrei an.

«Hier empfing uns das erstemal, als wir da waren, der Wächter vom Zauberberg», erklärte Hans seinen Kameraden. «Aber diesmal werden wir wohl ohne Begleitung nach Tansibor marschieren müssen.»

«Das erstemal», ergänzte Bärbel, «hat uns eben der Wächter vom Zauberberg nach Tansibor geführt.»

«Wie weit ist es denn zu gehen?» fragte Fritz mißtrau-

isch. Der Junge blickte mit Besorgnis jedem Fußmarsch entgegen, der länger als zehn Minuten dauerte. Als er hörte, daß sie schon mit einigen Stunden zu rechnen hätten, fing er an zu murren. Hans jedoch redete dem Freund ins Gewissen.

«Tut mir leid, Fritz», sagte er, «doch das müssen wir eben auf uns nehmen. Mich beunruhigt es eher, ob wir den Weg überhaupt finden werden. Soviel ich weiß, zeigten bei unserem ersten Besuch keine Wegweiser die Richtung. Es waren gar keine Wege da. Wir gingen meistens über Wiesen und durch Wälder.»

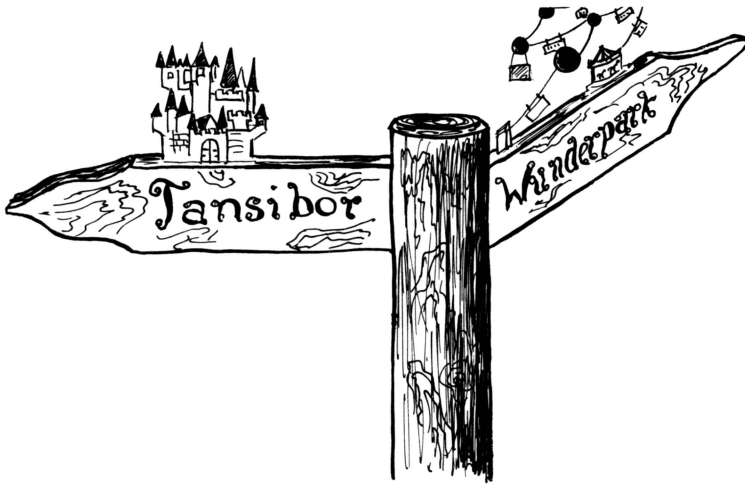
Nun, es erwies sich, daß irgend jemand vom Wunderland, vermutlich Sabor, an solche Fälle gedacht hatte. Und eigentlich war es auch selbstverständlich, denn in Zukunft sollten ja massenhaft Kinder nach Sabors Insel reisen. Bärbel, Hans und ihre Freunde waren jetzt auf einer Inspektionsreise. Wenn ihnen gefiel, was Sabor gebaut hatte, sollten künftig alle Kinder der Erde das Kinderparadies besuchen dürfen, sooft sie wollten. Also mußte der Weg dorthin genau bezeichnet sein.

Tatsächlich fanden die Kinder bald einen Wegweiser, der nach zwei Richtungen zeigte. Auf der einen Seite stand «Tansibor», auf der andern «Wunderpark».

«Fein!» rief Hans vergnügt, «das hilft uns gewaltig weiter. Selbstverständlich nehmen wir den Weg über Tansibor. Es wird zwar ein Umweg sein, doch wollen wir den Vizekönig und den Admiral nach dem Wunderpark mitnehmen.»

«Was ist denn das, der Wunderpark?» fragte Bärbel.

«Selbstverständlich die Insel Sabors», erklärte Hans.



«Das errät man schon aus dem Namen.»
Es erwies sich, daß ein angenehmer Weg nach Tansibor gebaut worden war; er schlängelte sich meistens zwischen herrlich grünen Hügeln durch, an Blumenwiesen vorbei und manchmal auch schattigen Waldrändern entlang. Zweimal durchquerten die Kinder einen größeren Wald, dann standen sie unvermutet zwischen zweien der vier Hügel, in deren Mitte Tansibor lag. Schon nach wenigen Schritten erschien die wundersame Stadt vor ihren Augen. Fritz und Ernst konnten vor Staunen nur immer wieder die Köpfe schütteln. Ein Schloß mit so vielen Türmchen hatten sie in ihrem Leben noch nie gesehen.

Plötzlich vernahmen die Reisenden Fanfarengeschmetter. Erstaunt guckten sie sich um. Und dann sahen sie die Musikanten. Hoch oben auf einer Zinne standen vier Zwerge mit schräg nach oben gerichteten langen Trompeten. Sie bliesen mit geblähten Backen eine rassige Weise, nicht unähnlich einem Jagdruf.

Noch während Bärbel und die Jungen in die Höhe starrten, öffnete sich gerade vor ihnen das große Schloßtor.

«Man scheint uns erwartet zu haben», lachte Hans fröhlich. «Kommt, treten wir ein.»

Durch den Schloßhof schritten sie in den großen Saal. Und dann rissen sie vor Staunen weit die Augen und sogar die Münder auf.

Alle hohen Würdenträger waren hier versammelt. Sie saßen zu beiden Seiten des langen Tisches und schauten still und erwartungsvoll auf Hans und sein Gefolge. Oben am Tisch aber, etwas erhöht, thronte der Vizekönig mit einem gütigen Lächeln.

Erst nachdem sich die beiden Flügeltüren hinter den Jungen geschlossen hatten, begann der Vizekönig:

«Willkommen in Tansibor, Königin Bärbel und General Hans. Und – wenn ich fragen darf – wer sind eure beiden Begleiter? Ich habe sie schon irgendwo gesehen.»

«Der Dicke heißt Fritz, der andere Ernst», erklärte Hans, nachdem er einen Schritt vorgetreten war. «Und kennengelernt haben Sie die beiden auf der Kyburg.»

«Ach ja, richtig. Willkommen auch, Fritz und Ernst», sagte der Vizekönig freundlich.

Die beiden murmelten etwas vor sich hin, das ungefähr klang wie:
«Guten Tag, Hoheit.» Sie waren nämlich sehr beeindruckt, die zwei Buben. Hans und Bärbel hatten ihnen zwar schon viel von Tansibor, vom Schloß mit den tausend Türmchen, von der Stadt und von den Zwergen erzählt, doch sie waren immer geneigt gewesen, alles für Schwindel und erfundenen Hokuspokus zu halten.
Erst seit sie mit Sabor, dem Zauberer, zusammengetroffen waren und seine Roboter auf der Kyburg gesehen hatten, änderten sie ihre Meinung. Und als sie heute tatsächlich durch den sagenhaften Ring geschlüpft waren, schwand ihnen der letzte Rest von Zweifeln.
Trotzdem waren Fritz und Ernst aufs äußerste verblüfft, als sie die Stadt Tansibor und das wunderbare Schloß zum erstenmal sahen. Und erst diesen prächtigen Saal mit den riesigen Spiegeln an den Wänden, mit den mächtigen Kronleuchtern an der Decke und den Teppichen am Boden! Ganz zu schweigen vom Vizekönig und seinen Würdenträgern, die alle in vollem Schmuck am Tische saßen. Es war ein prachtvolles Bild und der Hauptgrund für das gemurmelte «Hoheit». Kurz: Fritz und Ernst, die Buben aus der Steinberggasse in Winterthur, waren völlig aus dem Häuschen. All dies kam ihnen wie ein herrlicher Traum vor. «Ja, es muß ein Traum sein», sagten sie sich immer wieder, «denn so etwas gibt es ja überhaupt nicht.» Ähnliches hatten sie vielleicht schon in Märchen gelesen, aber da stand deutlich als Buchtitel: «Märchen der Brüder Grimm». Und jetzt waren sie plötzlich selber in ein solches Märchen ver-

wickelt, und nicht in das schlechteste, fanden sie. Aber soviel sie jetzt auch staunten: Ernst und Fritz sollten sich noch viel mehr verwundern, und das sehr bald.
Wie beim ersten Besuch von Hans und Bärbel gab es auch diesmal wieder ein großes Bankett. Riesige Schüsseln mit köstlichen Speisen wurden aufgetragen. Fritz schwamm in Seligkeit. Der Admiral saß neben ihm und aß mit dem Dicken um die Wette.
«Hallo, Herr Admiral!» rief Bärbel, «wir haben Sie noch gar nicht begrüßt. Wo steckten Sie denn bis jetzt?»
«Auf dem Turm. Ich habe die Fanfarenbläser kommandiert.»
«Ach so, eh – übrigens: Wußten Sie eigentlich, daß wir heute kommen würden? Es hat alles so wunderbar geklappt.»
«Selbstredend wußten wir das», sagte der Admiral würdevoll und fischte sich eine halbe Gans aus der Schüssel. «Sabor hat doch versprochen, daß er in einem Monat Erdenzeit mit seinem Werk fertig sei. Nun – das ist heute. Also mußtet ihr heute kommen.»
Dagegen war nichts einzuwenden, und es hätte auch nichts genützt. Der Admiral kaute nämlich eifrig an seiner halben Gans, indem er sie mit beiden Händen an je einem Ende in Kopfhöhe hielt, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Dabei schielte er unaufhörlich zu Fritz hinüber, der die andere Hälfte der Gans in Arbeit hatte. Fritz seinerseits spähte über das fette Stück hinweg auf den Admiral und bemühte sich, Schritt zu halten.
Einige Minuten später warf der Admiral das abgenagte Gerippe auf eine Platte. Gleichzeitig legte Fritz die

andere Hälfte ebenso sauber abgenagt dazu. Es ging aus diesem Duell kein Sieger und kein Verlierer hervor. Der Admiral strahlte.

«Fein, Herr Fritz!» rief er begeistert aus, «Sie gefallen mir ausgezeichnet. Sie sind ein großer Esser. Wir werden bald wieder einmal um die Wette essen.»

«Von mir aus können wir gleich jetzt weitermachen», sagte Fritz. Aber der Vizekönig schwang heftig eine silberne Glocke. Augenblicklich wurde es still im Saal.

«Meine Herrschaften!» rief der greise Würdenträger, «die rechtmäßige Königin ist zu uns zurückgekehrt. Ich nehme an, daß alle einverstanden sind, daß ich unserer Herrscherin für die Dauer ihres Aufenthaltes – der recht lange dauern möge – die Krone aufsetze.»

Natürlich war niemand dagegen. Bärbel mußte sich an des Vizekönigs Platz setzen, oben am Tisch. Hans bekam wieder seine Generalsuniform, frisch gewaschen und gebügelt. Auch die rassige Mütze mit Schild fehlte nicht.

«Donnerwetter!» riefen Fritz und Ernst bewundernd, nachdem Hans, vor einer Weile hinausgegangen und jetzt, angetan mit der blendendweißen Uniform, wieder im Saal erschienen war.

«Kein Schmarren, potztausend!» setzte der dicke Fritz voller Hochachtung hinzu, «könnten wir, ich meine Ernst und ich, wohl auch so etwas zum Anziehen bekommen?»

«Warum denn nicht?» warf der Vizekönig gutgelaunt ein. «Ernst könnte Kapitän werden – nicht wahr, Herr Admiral –, und dann brauchten wir schon längst eine

straffe Führung im Schlaraffenland. Die Stelle eines Bürgermeisters ist dort unbesetzt. Wie wäre es, wenn Herr Fritz dieses Amt übernähme?»
«Ausgezeichnet!» rief Fritz begeistert, «ausgezeichnet, Herr Vizekönig. Betrachten Sie das Amt als besetzt. Nur – wie soll denn die Uniform aussehen?»
Bärbel lachte. «Auf alle Fälle wirst du einen Kranz Servelatwürste um den Hals benötigen.»
Fritz blickte düster auf die gekrönte Bärbel. «Servelatwürste um den Hals?» fragte er böse zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, «das würde dir so passen, wenn ich aussähe wie ein Hanswurst. Und als Hut soll ich wohl den Deckel einer Suppenschüssel tragen, he?»
«Keine dumme Idee!» rief Hans entzückt, «das würde sehr gut zusammenpassen. Eh – hast du auch einen Vorschlag für die weitere Bekleidung?»
Fritz konnte schimpfen, bis ihm die Ohren wackelten, es war vergebens. Der Vizekönig gab die Uniform des neugewählten Bürgermeisters vom Schlaraffenland in Auftrag, und zwar «im Sinne der bisher gefallenen Vorschläge». Ja, da lachten die anderen versteckt und schadenfroh. Auf diese Uniform waren sie wirklich gespannt.
Der Vizekönig schellte mit der Glocke. Dann stand er auf und hielt folgende Ansprache:
«Königin Bärbel, General Hans, Herren Kapitän und Bürgermeister, werte Anwesende! Ich habe zwei Mitteilungen für Sie, und zwar eine freudige und – eine schlimme – eh, Herr Admiral, legen Sie bitte das Hüh-

nerbein weg! Die freudige Mitteilung lautet: ‹Sabor hat sein Kinderparadies fertiggebaut. Wir dürfen es heute schon besichtigen.› Soweit ich es zu beurteilen vermag, stellt dieses Kinderparadies alles, was bisher existiert, weit in den Schatten! – Nehmen Sie bitte die Finger aus der Rahmschüssel, Herr Admiral! – Machen Sie sich also auf die riesigen Überraschungen gefaßt, meine Herrschaften! Aber jetzt muß ich Ihnen leider auch die böse Nachricht vermitteln: ‹Tansibor ist bedroht, und das schlimmste ist: Wir wissen nicht, von wem, und auch nicht, woher!›»

«Hat etwa gar Sabor seine Hand im Spiel?» fragte Hans gespannt.

Der Vizekönig wiegte eine ganze Weile den Kopf, als ob er sagen wollte: «Ich weiß nicht, ich weiß nicht.» Laut erklärte er: «Wir glauben es nicht, das heißt, wir möchten es gerne nicht glauben. Anderseits – wer anders käme sonst wohl in Frage?»

«Worin besteht sie denn, diese Bedrohung?» wollte Bärbel wissen.

«Oh, es ist schrecklich!» seufzte der Vizekönig, «es werden nämlich Leute entführt, ohne ersichtlichen Grund, von der Straße weg. Bis jetzt sind es vierzehn Personen allein aus Tansibor. Schlaraffia meldet fünf Verluste, und sogar Pimpernell, dem Räuberhauptmann, fehlen zwei Räuber.»

«Das ist ja fürchterlich!» rief Hans entrüstet. «Wie stellt sich denn Sabor dazu?»

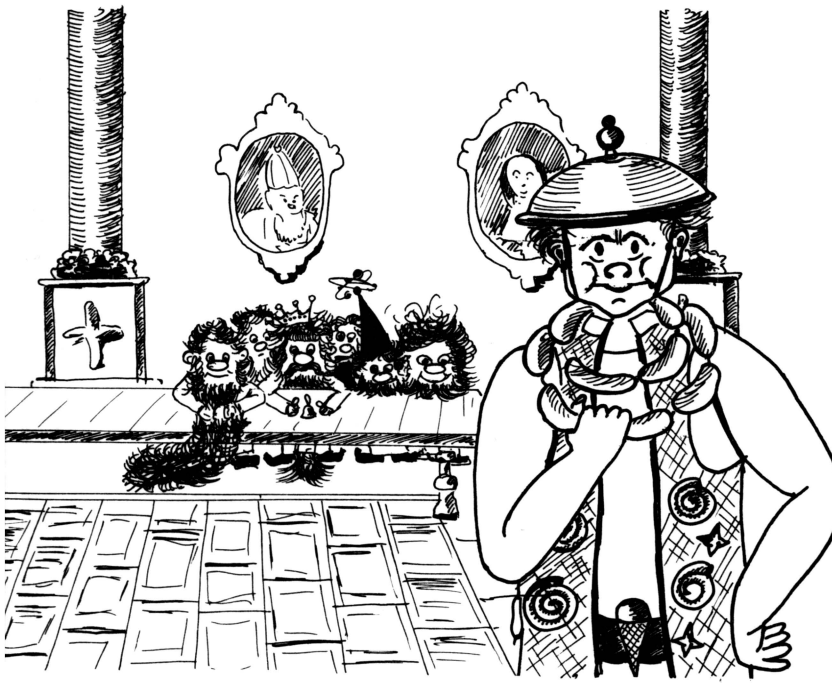
Der Vizekönig breitete die Arme aus. «Das wissen wir eben nicht. Wir haben ihn nicht danach gefragt, eben

weil wir dachten, er selber könnte der Missetäter sein. Da wollten wir ihn nicht geradewegs darauf aufmerksam machen.»
«Aber Herr Vizekönig!» rief Hans, «das war nicht recht. Wenn nämlich Sabor der Übeltäter ist, dann weiß er es auf jeden Fall, ohne daß Sie ihn daran erinnern. Andernfalls aber – und ich bin beinahe überzeugt, daß Sabor nichts damit zu tun hat – könnte er Ihnen doch helfen.»
«Da haben Sie allerdings recht», gab der Vizekönig zerknirscht zu. «Wenn es so ist, werden wir ihn heute noch fragen, bevor wir sein Kinderparadies besichtigen.»
«Wann wird das sein?» fragte Bärbel.
«Sobald die beiden Uniformen eingetroffen sind. Das dürfte in ungefähr einer Stunde sein.»
Und tatsächlich, noch vor der Zeit wurde an die Tür geklopft. Vier Zwerge traten ein. Sie trugen eine Tischplatte auf den Schultern, und auf dieser Fläche saß mit gekreuzten Beinen ein fünfter Zwerg. Das Kerlchen nähte heftig, während es vor den Vizekönig getragen wurde. Nun riß es den Faden ab, sprang auf den Boden, ergriff ein Bügeleisen und fuhr ein paarmal rasch über das fertige Werk.
«Die Uniform des Kapitäns?» fragte der Vizekönig freundlich.
«Zu Ihren Diensten, Majestät, die Uniform des Kapitäns», erwiderte der Schneider und überreichte zugleich seinem Herrscher auf den flachen Händen das sauber gefaltete Kleidungsstück.
«Und wo ist die Uniform des Bürgermeisters?» erkundigte sich der Vizekönig.

Die Antwort kam in Form heftigen Gepolters vor der Tür. Die Flügel wurden aufgestoßen, und herein traten der Reihe nach: ein Metzger, ein Bäcker, ein Koch und zuhinterst der Geselle des Schneidermeisters.
«Die Uniform des Bürgermeisters müssen wir noch anpassen», erklärte der Schneider. «Würden Sie uns bitte zusammen mit dem Kapitän in den Nebenraum folgen.»
Fritz und Ernst verschwanden darauf für eine Weile und mit ihnen sämtliche Handwerker mit ihren Arbeitsgeräten.
Dann trat zuerst Ernst wieder ein. Er trug eine wirklich schmucke Kapitänsuniform mit einer weißen Schirmmütze. Hose und Schuhe waren weiß, der Rock dagegen blau mit goldenen Knöpfen.
«Fabelhaft siehst du aus!» rief Bärbel voller Bewunderung, «man könnte dich geradezu hübsch nennen.»
Da aber trat der dicke Fritz ein. Tiefes Schweigen legte sich augenblicklich über die Gesellschaft. Jedermann war auf einmal schrecklich bemüht, nicht laut herauszulachen. Hans, Bärbel und Ernst kauten mit roten Köpfen an der Unterlippe. Bei den Zwergen versteckte der Bart diese Bewegung.
Der neue Bürgermeister von Schlaraffia stellte sich stumm in die Mitte des Saales und ließ seine Blicke ernst und forschend von einem zum andern wandern. Das war eine schreckliche Nervenprobe für die Zuschauer. Innerlich schrien alle vor Lachen, aber wirklich nur innerlich. Tränen stiegen ihnen in die Augen, ihre Hälse schwollen an. Nur Bärbel brachte den Mut

auf, mit zusammengepreßten Zähnen «faszinierend» zu sagen.
Ja, der dicke Fritz trug ein außerordentliches Kleid. Weite, rosarote Pluderhosen mit aufgedruckten Blutwürsten bedeckten seine Beine. Darüber, bis zu den Knien reichend und vorne offen, hing ein ärmelloses Gewand, einem Bademantel ähnlich. Dieses war über und über bedeckt mit aufgenähten echten Nußgipfeln, Schnecken, Semmeln und Zimtsternen. Eine doppelte Kette Servelatwürste hing Fritz bis weit über die Brust. An den nackten Armen, die aus sehr weiten Armlöchern ragten, trug Fritz Hefekränze wie die Armspangen eines Negerhäuptlings. Und auf dem Kopf saß der Deckel einer Suppenschüssel, festgeklemmt unter dem Kinn mit einem schmalen Bändchen.
«Einfach himmlisch, diese Modeschöpfung», hauchte Bärbel mit letzter Kraft.
Fritz verschränkte die Arme mit den Hefekränzen.
«Ich weiß zwar nicht genau», sagte er, in die Runde blickend, «wie ich eure roten Gesichter deuten soll. Ich nehme aber einstweilen an, es sei Bewunderung, nichts als Bewunderung, mit etwas Neid gemischt, die aus euren Mienen spricht. Sollte es aber» – hier wurde seine Stimme drohend –, «sollte es aber einer wagen zu lachen, dann – dann hat er nichts zu lachen. Ich habe gesprochen.»

Eine Stunde später marschierte ein kleines Grüpplein schon ziemlich weit von der Stadt entfernt durch die grüne Landschaft. Dieses Grüpplein bestand aus dem



Vizekönig, dem Admiral und den vier Kindern in großer Uniform. Nur Bärbel hatte ihre Krone im Schloß zurückgelassen. Sie reiste inkognito. Das Ziel, die Insel des Zauberers, lag noch weit in der Ferne. Doch kam die Reisegesellschaft gut vorwärts. Schon nach zwei Stunden sahen die Kinder über den Hügeln bunte runde Flecken in der Sonne leuchten.

«Das sind die Ballone», erklärte der Vizekönig. «Sabor hat sie an Seilen in große Höhe steigen lassen. Jetzt stehen sie schon Hunderte von Jahren am Himmel, immer am gleichen Ort.»
«Hunderte von Jahren?» fragte der dicke Fritz erstaunt unter dem Suppenschüsseldeckelhut hervor. «Ich habe gemeint . . .»
Hans unterbrach ihn freundlich. «Wenn du nur endlich begreifen würdest, daß hundert Jahre im Wunderland nach unserer Rechnung auf der Erde nur wenige Tage dauern.»
«Ach ja!» rief der Bürgermeister, «das muß ich mir wirklich einmal merken. Aber weißt du, es ist nicht leicht, sich das vorzustellen . . .»
«Donnerkeil und . . .»
Dieser Ausruf galt dem Ausblick, der sich urplötzlich vor ihnen aufgetan hatte. Sie standen auf einem Hügel. Direkt unter ihnen lag der See mit der großen Insel in der Mitte. Aber was für einen herrlichen, unbeschreiblich großartigen Anblick bot diese Insel! Bärbel und die Jungen standen völlig überwältigt still, mit kugelrunden Augen.
Da hingen riesige bunte Ballone in der Luft. Alle waren miteinander durch Seile verbunden, an denen Schwebebähnchen hin und her fuhren. Die Jungen sahen auch einige der Kabinen aus der Höhe bis hinunter auf die Insel gleiten und dort in einem hohen Turm verschwinden. Diese schienen der Verbindung zwischen der Insel und den Ballonen zu dienen. Unten an den mächtigen Ballonen hingen kleine Häuschen mit blanken Fenstern. Was

Alles ist erlaubt

dort drin war, konnten die Reisenden vom Hügel aus allerdings nicht sehen. Doch sie sollten es bald erfahren. So weit das Auge reichte, wimmelte der See von Schiffen aller Art. Kleine Segelboote und majestätische Dreimaster schaukelten auf dem tiefblauen Wasser. Schnittige Motorboote schossen wie Pfeile über die Wellen und zogen lange Furchen hinter sich her. Aber auch richtige große Dampfschiffe fuhren auf dem See, mit rauchenden Schloten und flatternden Fahnen. Außerdem stiegen an mehreren Stellen mitten im Wasser Springbrunnen in die Höhe, von denen zwei fast hinauf zu den Ballonen reichten.

Und dann die Insel! Die Augen der Kinder waren kaum imstande, alles zu erfassen. Ganz im Hintergrund ragte ein Berg hoch und steil auf. Seilbahnen und Sessellifte bewegten sich hinauf und hinunter. Dazwischen aber, vom Fuße des Berges bis zum See, dehnte sich ein schier endloses Gewirr von Türmen, Glaspalästen, Hallen und anderen von hier aus nicht genau erkennbaren Gebäuden aus. Als ein riesiges Ausstellungsgelände erschien es den jungen Besuchern, wie die Schweizerische Landesausstellung, mit Bäumen und Rasenflächen dazwischen. Auch kleine künstliche Seelein lagen dort unten, miteinander durch vielfach gewundene Bäche verbunden.

Deutlich war nun auch die Musik zu hören. Ebenso ratternde und rumpelnde Geräusche. Dazwischen läuteten ab und zu Glocken. Mit einem Wort – die Töne schienen von einem Rummelplatz zu stammen. Hans sah ihn zuerst.

«Tausend Wetter!» rief er plötzlich, «jetzt schaut euch

einmal das an! Der ganze hintere Teil der Insel ist nichts als ein einziger, riesiger Rummelplatz. Seht doch nur das Riesenrad und die Achterbahn!»
Jetzt sahen es die Freunde ebenfalls. Am Fuße des hohen Berges im Hintergrund dehnte sich ein Rummelplatz von wahrhaft gigantischen Maßen aus. Natürlich waren aus der Entfernung keine Einzelheiten zu unterscheiden, außer dem hochaufragenden Riesenrad und der Achterbahn natürlich. Daß dort hinten aber etwas los war, daß sich alles drehte, auf und ab bewegte und hin und her schwang, konnten Bärbel und die Buben sehr gut erkennen.
Sie stiegen an den See hinunter. Und da erinnerte sich Bärbel auf einmal, daß sie drüben auf der Insel Leute gesehen hatte.
«Herr Vizekönig», erkundigte sie sich, «woher kommen denn auf einmal die vielen Menschen dort drüben? Sabor war doch ganz allein.»
Der Vizekönig schmunzelte. «Ja, Königin Bärbel, da wundern Sie sich, nicht wahr? Trotzdem ist es sehr leicht zu erklären. Erstens einmal sprach es sich sehr rasch herum, daß Sabor wieder im Wunderland aufgetaucht war, um so mehr natürlich, als er ja als Freund wiederkam. Und als er dann gar anfing, eine so friedliche Anlage zu bauen, strömten die Leute von allen Seiten herbei. Sogar Pimpernell, der Räuberhauptmann, verläßt jetzt hin und wieder seine Insel und besucht mit der ganzen Räuberschar den Wunderpark.»
Mittlerweile war die kleine Reisegesellschaft nach einem kurzen Abstieg am Fuße des Hügels angelangt. Der Vi-

zekönig führte sie unverzüglich vor ein großes steinernes Tor, das dicht am See stand.
Riesige Buchstaben, in kühnen Bogen angeordnet, verkündeten weit herum lesbar das Wort «Wunderpark». Das war der Name, den Sabor für sein Werk gefunden hatte.
Weiter unten hing ein Plakat mit folgender Aufschrift:

Willkommen im Wunderpark,
dem größten, wunderbarsten und interessantesten
Kinderspielplatz der Welt!

Wer übergesetzt werden will, der drücke
auf einen der Knöpfe auf dieser Tafel. Das entsprechende Schiff
wird ihn sofort abholen.

- *Ruderboot*
- *Segelboot*
- *Rennboot*
- *Unterseeboot (Überwasserfahrt)*
- *Unterseeboot (Unterwasserfahrt)*
- *Dampfschiff*
- *Zweimaster*
- *Dreimaster*
- *Dreimaster mit Besatzung zum Befehligen*

Alle Boote sind automatisch, mit Ausnahme des Dreimasters mit Besatzung. Dieser muß befehligt werden; es wollen daher nur geübte Leute damit fahren, da die Besatzung blindlings den gegebenen Befehlen gehorcht.

«Selbstverständlich nehmen wir ein Dampfschiff!» rief Fritz und wollte auf den Knopf drücken. Doch Ernst hinderte ihn daran.

«Bloß ein Dampfschiff?» begehrte er auf. «Selbstverständlich fahren wir mit einem Rennboot!» und er stach mit dem Zeigefinger gegen den Knopf mit der Aufschrift «Rennboot».

Diesmal war es Hans, der Ernst einen Klaps auf die ausgestreckte Hand versetzte.

«Macht euch doch nicht lächerlich!» rief er belustigt, «natürlich nehmen wir das Unterseeboot. Wir wollten doch schon immer mit einem Boot unter Wasser fahren, nicht wahr?»

«Halt!» ließ sich nun Bärbel vernehmen, «halt, einen Augenblick. Ich habe nichts gegen eine Fahrt im Unterseeboot, aber über Wasser, wenn ich bitten darf. Oder sind wir etwa Molche? Nichts da . . .»

«Entschuldigung!» rief der Vizekönig. «Meine Herrschaften. Es spielt doch keine Rolle, welches Schiff uns jetzt hinüberbefördert. Wir können nachher noch genügend lange mit allen andern fahren.»

«Der Vizekönig hat recht», stimmte Fritz bei, «einigen wir uns also auf das Dampfschiff.»

«Natürlich, das würde dir so passen!» knurrte Hans; doch Fritz hatte schon auf den Knopf gedrückt. Da stemmte Hans die Fäuste in die Seiten, musterte Fritz wütend, drehte sich dann blitzschnell um und drückte ebenfalls auf einen Knopf.

Ohne alle Zweifel durfte eine derart selbstsüchtige Handlungsweise nicht ungestraft bleiben. Ernst drückte

daher auf den Knopf «Rennboot», und Bärbel wählte das Unterseeboot mit Überwasserfahrt, worauf der Vizekönig stumm die Arme ausbreitete und ein Segelboot anforderte.

Den Admiral bewegte dies alles nicht. Er wußte natürlich genau, was sich für ihn ziemte.

«Für mich als Admiral», erklärte er, stolz auf und ab marschierend, «kommt selbstverständlich nur der Dreimaster *mit* Besatzung in Frage. Und Sie werden sehen, in welch vortrefflicher Weise ich die See durchpflüge. Von dieser Fahrt wird man noch lange erzählen!»

Da sollte der Admiral recht behalten. Man erzählte wirklich noch sehr, sehr lange von dieser Fahrt . . .

Allerdings nicht in dem Sinne, wie es sich der Admiral jetzt vorstellte.

Inzwischen waren die Schiffe eingetroffen, und zwar, wie gewünscht, für jedes ein anderes. Eine kleine Flotte war es, die sich gleich darauf gegen die Insel zu in Bewegung setzte. Das war natürlich ein unerhörter Luxus, wenn man nur daran denkt, daß der Bürgermeister von Schlaraffia ein großes Dampfschiff ganz allein für sich in Anspruch nahm.

Das Unterseeboot mit General Hans an Bord verschwand sofort in den Fluten und tauchte erst drüben vor der Insel wieder auf, Ernst mit seinem Rennboot war schon da. Die andern trafen nacheinander ein: zuerst Bärbel, deren Unterseeboot mit halber Fahrt den See überquert hatte, dann Fritz mit seinem Dampfschiff; es folgte der Vizekönig, der mit geblähten Segeln einlief.

Einer war noch nicht da.

Ja, einer fehlte: der Admiral! Von der Landebrücke aus sahen sie den großen Dreimaster ungefähr auf halbem Weg auf den Wellen schaukeln. Die vielen Segel waren prall gefüllt, doch schien sich das Schiff nicht von der Stelle zu rühren. Dafür war auf der «Bleiente» – so hieß der Dreimaster – um so mehr Bewegung an Deck zu sehen. Einer Horde wilder Affen gleich turnte die gesamte Mannschaft im Takelwerk auf und ab. Segel wurden eingezogen und gleich darauf wieder gesetzt. Der Admiral selber aber fegte wie ein Kugelblitz von Steuerbord nach Backbord, vom Heck des Schiffes nach dem Bug und wieder nach hinten. Einmal war er auf dem höchsten Mast zu sehen, dann auf der Kommandobrücke und gleich darauf wieder hoch oben im Krähennest.

Etwas Furchtbares mußte sich da draußen auf dem See abspielen! Eben schoß der Dreimaster mit einem riesigen Satz vorwärts und tauchte mit dem Bug tief in die Wogen. Deutlich war das Ächzen des geplagten Schiffes zu hören. Dazwischen schrie der Admiral seine Befehle an die Mannschaft. Er saß jetzt oben im Krähennest und fuchtelte mit den Armen.

«Hart am Wind bleiben!» brüllte er hinunter. Und gleich darauf: «Klar zum Wenden!»

Nach jedem Befehl sahen die Zuschauer am Ufer, wie sich die Mannschaft auf dem Schiff neu gruppierte. Die Matrosen eilten nach vorn, sie rasten nach hinten, sie kletterten in die Höhe, fuhren wieder in die Tiefe, mit einem Wort: die armen Leute fanden keine Sekunde Ruhe. Der Admiral hetzte sie mit seinen immer nebel-

hafteren Befehlen pausenlos auf dem ganzen Schiff herum.
«An die Brassen!» tönte jetzt die zornige Stimme des Knirpses über das Wasser. Und eine Sekunde später: «Legt das Schiff über Steuerbordbug! – Zum Teufel, rafft die Marssegel! – Oh, welch ein Unglück, was für eine klägliche Mannschaft! – He, Steuermann, sofort das Ruder in die Luv – nein, das Ruder in die Lee, wollte ich sagen . . .»
Die «Bleiente» fuhr jetzt einen deutlichen Zickzackkurs. Die Stimme des Admirals aber gewann ständig an Lautstärke. Soeben war er auf der Kommandobrücke aufgetaucht, wo er wie ein Hampelmann am Geländer zappelte.
«Hart Steuerbord, ihr Taugenichtse!» schrie er, «oh, ihr Hohlköpfe, wollt ihr wohl hart am Wind bleiben! - Nein, nicht so . . .» Jetzt überschlug sich die Stimme des maßlos erbitterten Befehlshabers: «Wollt ihr denn das Schiff versenken, ihr . . . seht doch, wir kreisen ja nur noch . . .
Wir kreisen überhaupt schon lange . . .
Werft Anker . . .
Kappt den Großmast . . .
Haut das Takelwerk zusammen . . .»
Jäh verstummte das brüllende Organ. Ein kurzes Durcheinander an Deck war zu beobachten, dann nahm die «Bleiente» Kurs auf die Insel und landete schon einige Minuten später mit vollendeter Grazie. Das Deck des Schiffes bot jedoch einen nicht alltäglichen Anblick. Die Mannschaft selbst stand zwar stramm in zwei Reihen wie zu Beginn der Fahrt, aber der Admiral war

an den Großmast gefesselt. Überdies war sein Mund mit einem Tuch zugebunden.
«Was soll das bedeuten?» fragte der Vizekönig scharf hinüber.
Der Steuermann der «Bleiente» trat vor. «Wir sahen keine andere Möglichkeit, Herr Vizekönig», erklärte er. «Der Admiral brachte die Leute so durcheinander, daß wir unter seinem Befehl bis in alle Ewigkeit im Kreis herumgefahren wären.»
Bei diesen Worten rollte der Admiral über den Mundverband hinweg so fürchterlich die Augen, daß zu befürchten war, sie würden ihm aus dem Kopfe kugeln. Dazu zerrte er wild an seinen Fesseln.
«Bindet den Mann los!» befahl der Vizekönig.
Oh, dieses Donnerwetter! Zuerst sprang der befreite Admiral mit beiden Beinen hoch in die Luft. Und dann zog er los, mit dröhnender Stimme:
«Ha, welche Unverschämtheit! Mich, den Admiral, an den Großmast zu binden wie einen ungehorsamen Schiffskoch! – Oh, wie werde ich über euch kommen . . . Wie werde ich meinen Zorn über euch ausschütten. Beschweren werde ich mich, und zwar gewaltig!»

Urplötzlich schien der Wütende jedes Interesse daran verloren zu haben, weiter zu schimpfen. Vielleicht war ihm auch die Luft ausgegangen. Jedenfalls schwieg er, verließ die «Bleiente» über den Laufsteg und gesellte sich zu den Jungen. Miteinander betraten sie nun ein Gebäude mit der Aufschrift «Abschußrampe».
Das Innere des Hauses wurde fast ganz durch ein

mächtiges, schräg in den Himmel gerichtetes Rohr ausgefüllt. Dieses gewaltige, meterdicke Rohr, das wie eine gigantische Kanone aussah, ragte mehr als zur Hälfte aus dem Gebäude hinaus und zeigte genau auf den Mittelpunkt der Insel.

«Aufpassen!» rief der Vizekönig, «macht mir nun alles genau nach. Mit Hilfe dieser Abschußvorrichtung werden wir mühelos direkt auf den Hauptplatz des Wunderparks befördert. Sie sieht zwar ein bißchen gefährlich aus, ist aber völlig harmlos. Wir werden durch die Luft geschossen, fliegen einige hundert Meter und fallen dann weich in ein ausgespanntes Netz. Achten Sie während des Fluges vor allem auf die einzigartige Aussicht!»

Nach diesen Worten öffnete der Vizekönig eine Klappe, legte sich der Länge nach ins Rohr und schlug den Deckel wieder zu. Eine Sekunde später ertönte ein Zischen, und ein länglicher Gegenstand verließ mit großer Geschwindigkeit die Rohrmündung. Es handelte sich um den Vizekönig, der jetzt rasch klein und immer kleiner wurde und zuletzt hinter dem Horizont verschwand.

Eine Weile starrten die Zurückgebliebenen bestürzt und beunruhigt dorthin, wo der Vizekönig verschwunden war. Auf eine solche Blitzfahrt waren sie wirklich nicht gefaßt gewesen. Ernsthaft bezweifelten sie, ob ein Mensch dieses Abenteuer lebend überstehen würde.

«Vorwärts!» rief der Admiral ungeduldig, «ich muß meine Beschwerde über die Mannschaft der ‹Bleiente› anbringen. Nur hinein in das Rohr, der Flug ist herrlich und die Landung im Netz sehr weich!»

«Wenn nur meiner Uniform nichts zustößt», jammerte

Fritz. «Sie ist nicht sehr haltbar. Besonders die Hefekränze an den Armen könnten zerbrechen.»
«Dafür aber hast du einen vorzüglichen Sturzhelm», lächelte Bärbel.
Fritz verzog wütend das Gesicht. Hans öffnete das Rohr, forderte den Freund auf, sich hineinzulegen, und klappte hinter ihm sofort den Deckel zu.
Zisch! . . . Und vorn aus der Mündung schoß Fritz. Der Deckel der Suppenschüssel leuchtete weiß, während der Bürgermeister in hohem Bogen davonzog.
Als nächste bestieg Bärbel das Rohr, dann Ernst und gleich nach ihm Hans. Der Admiral wollte der letzte sein.
Hans lag im Rohr. Er erwartete einen starken Schlag gegen die Füße. Doch davon war gar keine Rede. Ganz sanft fühlte er sich emporgehoben, und schon trat er seine Luftreise an. In rasender Schnelligkeit jagten Gebäude, Seelein und Bäche unter ihm weg. Sie wurden immer kleiner, je höher Hans stieg. Jetzt hatte er schon den höchsten Punkt seines bogenförmigen Fluges erreicht. Vor sich sah Hans einen großen Platz, der von prächtigen Gebäuden umrahmt war. «Das muß das Zentrum sein», überlegte er, «hoffentlich war die Kanone genau eingestellt.»
Mitten auf dem Platz war ein großes Netz aufgespannt. Hans sah es schon von weitem. Wie ein Pfeil schoß er darauf los, und dann – ein sanfter Aufprall, ein federndes Nachwippen – er wurde wieder in die Luft geschleudert und landete gleich darauf in einem großen gepolsterten Korb am Ende des Netzes. Der Korb senkte sich

sofort von selbst, und Hans stieg aus. Er stand auf dem Hauptplatz.
«Keinen Angstschweiß zum Abputzen, General Hans?» fragte eine bekannte Stimme hinter ihm. Es war der Bürgermeister von Schlaraffia. Auch die andern waren alle munter angekommen.
«Tolle Sache, so durch die Luft zu fliegen!» rief Bärbel begeistert. «Und dann die sorgfältige Behandlung. Hast du gesehen, Hans, des Bürgermeisters Staatsrobe samt den Hefekränzen und dem Suppenschüsseldeckelhut sind unbeschädigt ... Aha, da kommt er ja!»
Dieser Ausruf galt dem Admiral, der sich eben mit großer Geschwindigkeit dem Platze näherte. Er kam herbei, jetzt schwebte er genau über dem Netz, und – ein vielfacher Schrei ertönte: Der Admiral flog vorbei, über das Netz hinweg und verschwand hinter einem hohen Gebüsch. Ein klatschendes Geräusch, als ob ein Gegenstand ins Wasser gefallen sei, war das letzte, was die entsetzten Kinder vom Admiral hörten. Dann war alles still.
Lange sagte niemand ein Wort. Sie starrten einander nur ungläubig in die Augen.
«Entsetzlich!» stöhnte Bärbel endlich. «Wie fürchterlich! Der arme, arme Admiral.»
«Wir müssen sofort nachsehen, was ihm zugestoßen ist!» rief Hans aufgeregt. Ernst und Fritz fanden überhaupt keine Worte. Nur der Vizekönig zeigte sich merkwürdig ungerührt von diesem schrecklichen Unglück. Er schaute nur unverwandt auf die Lücke im Gebüsch, hinter das der Unglückliche gestürzt war. Fast hätte

man meinen können, er erwarte dort jemanden. «Eine Hartherzigkeit sondergleichen», dachte Hans einen Augenblick lang. Von dieser Seite kannte er den Vizekönig gar nicht. Da lag der arme Admiral vermutlich in schwerverletztem Zustande irgendwo in der Nähe, und der Vizekönig brachte es fertig, dazustehen und auf jemanden zu warten.

Hans wurde in seinen Gedanken unterbrochen. Eine brüllende Stimme erscholl hinter dem Gebüsch.

«Ha, das schlägt dem Faß den Boden aus! – Erst die lausige Schiffsmannschaft und jetzt dies! – Was für eine grenzenlose Unverschämtheit! – Donnerkeil und Wolkenbruch, einen Admiral einfach ins Wasser zu schmeißen!»

Das Gebüsch teilte sich, und aus der Lücke trat der Admiral. Es war genau jene Lücke, die der Vizekönig so scharf angestarrt hatte.

«Schaut mich an!» schrie der erboste Admiral weiter, «bin ich etwa nicht tropfnaß, he? Nun werde ich mich doppelt beschweren, und zwar sofort!»

Schnurstracks eilte er auf ein Gebäude zu, das zwei Türen aufwies. Auf der rechten stand «Kleine Beschwerden», auf der linken «Große Beschwerden». Der Admiral verschwand durch die linke Tür.

Hans wandte sich an den Vizekönig.

«Sagen Sie mir bitte, Herr Vizekönig, das Mißgeschick des Admirals scheint Sie nicht sonderlich berührt zu haben. Sie bewegten keinen Finger zu seiner Hilfe und beobachteten nur die Lücke im Gebüsch. Warum das?»

«Weil kein anderer Weg vom Teich, in den der Admiral

fiel, zurück auf den Platz führt. Er kommt immer dort heraus.»
«Was heißt: ‹Er kommt immer dort heraus›?» fragte Hans verwundert.
Der Vizekönig lachte. «Nun, wir haben uns schon viele Male in die Stadt schießen lassen. Und jedesmal verfehlte der Admiral das Netz und stürzte in den Teich. Daran sind wir längst gewöhnt.»
Hans und seine Freunde lachten schallend bei dieser Erklärung. Doch in diesem Augenblick schoß der Admiral wütend aus der Tür mit der Anschrift «Kleine Beschwerden». Sein Gesicht war rot wie eine überreife Tomate.
«Haben Sie Ihre Beschwerde angebracht, Herr Admiral?» fragte Hans freundlich.
Der Admiral blieb die Antwort schuldig. Dafür zupfte der Vizekönig den Jungen am Ärmel.
«Mit diesem Trick erwischt ihn Sabor auch jedesmal», flüsterte er ihm ins Ohr. «Natürlich ist gar niemand dort, der die Beschwerde entgegennehmen könnte. Gehen Sie nur selbst einmal hinein, Sie werden eine höchst sinnreiche Einrichtung im Hause finden.»
Hans entfernte sich heimlich und betrat gespannt das Gebäude, und zwar durch dieselbe Tür wie der Admiral vorhin. Er gelangte in einen völlig leeren Raum mit zwei Türen und denselben Anschriften wie außen am Haus. Hans öffnete wiederum die Tür für «Große Beschwerden». Wieder betrat er einen leeren Raum, und auch da fand er zwei Türen. Ohne zu zögern, drückte Hans die Klinke der Tür für «Große Beschwerden». Er öffnete

und – lachte laut. Hans stand wieder im Freien auf dem Platz vor dem Gebäude.

Kichernd teilte der Junge seinen Freunden die Entdeckung mit: «Sabor läßt den Admiral auf diese Weise ganz einfach leerlaufen. Der ahnungslose Kerl eilte mit seiner Beschwerde beladen im Kreise herum. Aber er kann sie nicht anbringen, er tritt damit wieder ans Tageslicht. Was meint . . .»

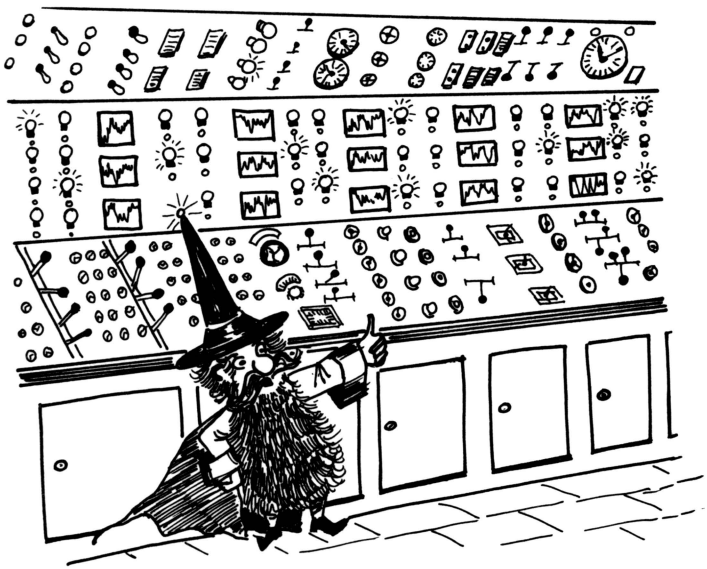
Ein lauter Knall schnitt Hans das Wort ab. Auf der Treppe vor dem größten Gebäude, der technischen Zentrale, ballte sich dicker blauer Rauch. Nochmals ein Knall! – Der Rauch verzog sich blitzartig, und – Sabor stand da!

2. Kapitel

Die geheimnisvollste Insel der Welt. Der Gorilla Cäsar rettet den Suppenschüsseldeckelhut des Bürgermeisters.

Der Vizekönig knurrte mißmutig. «Seit der Kerl beim Zirkus Knie gearbeitet hat, tritt er nie mehr anders auf als mit Knall und Rauch – eine ganz unhöfliche Manier, finden Sie nicht auch, Königin Bärbel?»
Bevor das Mädchen etwas zu erwidern vermochte, erscholl Sabors Gruß laut und dröhnend.
«Willkommen im Wunderpark, liebe Freunde! Darf ich mich höflich erkundigen, ob Sie alle gut gereist sind? Wie ich vernommen habe, Herr Admiral, sind Sie mit der ‹Bleiente› angekommen. Ein hervorragendes Schiff, nicht wahr? Macht gut seine zwanzig Knoten.»
Wenn Schadenfreude und Hohn leuchten würden, Sabor wäre in diesem Augenblick von einem hellen Strahlenkranz umgeben gewesen wie eine Ständerlampe. Aber auch so zitterte die Luft vor Spannung.
«Ich werde Ihnen all dies ganz gewiß heimzahlen», versicherte der Admiral mit knirschenden Zähnen. «Verlassen Sie sich darauf, Sie Knall-und-Rauch-Zauberer! Besonders die Angelegenheit mit dem Abschußrohr muß einmal geregelt werden.»

«Oh!» rief Sabor mit gespieltem Erstaunen, «habe ich schon wieder aus Versehen die Zielvorrichtung gestreift? . . .»
Das war zuviel für den Admiral. «Jawohl!» schrie er, «Sie sind schon wieder zufällig mit der Hand an die Zielvorrichtung gestossen, als ich zum Abschuß bereit im Rohre lag. Es ist nun schon das achtemal, daß Ihnen das passiert, und ebenso viele Male bin ich im Teich gelandet statt im weichen Netz. Aber das sage ich Ihnen, Herr Saborrr, das werde ich Ihnen heimzahlen!»
Nach diesen Worten drehte sich der Admiral brüsk um, verschränkte die Arme und schwieg. Bärbel aber wandte sich an den Vizekönig. «Schade, daß sich die beiden nicht vertragen.»
«Oh, das ist nicht so schlimm», gab dieser zurück, «im Grunde sind sie nämlich die besten Freunde. Sie foppen einander nur immer wieder.»
«Das sind aber wirklich derbe Scherze», wandte Hans ein.
«Das sieht nur so aus. Warten Sie nur ab, Herr General, der Admiral trägt noch viel dicker auf, wenn er Sabor foppt.»
Jetzt räusperte sich der Zauberer. «Meine Herrschaften», rief er, «dürfte ich Sie nun zur Besichtigung des größten und interessantesten Spielparadieses der Welt einladen.»
Mit einer Handbewegung wies er auf die Tür hinter sich. Hans und sein Gefolge, zuhinterst der wütende Admiral, erklommen die Treppe und traten ein. Hinter ihnen schloß sich die Tür von selbst.



Sie standen in einer riesigen fensterlosen Halle. Ringsum an den Wänden, bis hoch hinauf zur Decke, sah man nichts als Knöpfe, Hebel, Signallampen, Stellrädchen, Schalter und eine Unzahl Fernsehschirme. Hans erinnerte sich, schon viele Bilder gesehen zu haben, die das Cockpit eines modernen Verkehrsflugzeuges zeigten. Genauso sahen die Wände der Halle aus, in die Sabor sie geführt hatte. Nur eben, hier waren riesige Wände mit all den verwirrenden Instrumenten und Schaltvorrichtungen bedeckt. Ununterbrochen leuchteten Tausende farbiger Signallämpchen auf, erloschen

wieder und zeigten in jeder Weise, daß die Anlage in vollem Betrieb war.
Wie aber vermochte Sabor dies alles zu bedienen? Der größte Teil aller Instrumente befand sich ja in unerreichbarer Höhe, hoch oben an den Wänden. Hans entdeckte eine Schiene, die an der Decke befestigt war und ringsum reichte. Weiter bemerkte er ein langes, mit Gelenken versehenes Rohr, das mit dem oberen Ende an der Schiene hing, welche der Decke entlang führte. Am unteren Ende dieses Gelenkarmes aber war ein bequemer Ledersessel befestigt.
Einen Augenblick überlegte Hans. Dann stieß er einen bewundernden Pfiff aus.
Eine tolle Einrichtung hatte sich der Zauberer da ausgedacht. Mit Hilfe dieses beweglichen Stuhles konnte er sich überallhin befördern lassen, wo es etwas zu tun gab. Den Beweis erbrachte Sabor sogleich.
«Was Sie hier sehen», erklärte er stolz, «ist die Zentrale der ganzen Insel, sozusagen das Gehirn. Selbstverständlich arbeitet sie vollautomatisch, doch bin ich jederzeit imstande, von hier aus im entferntesten Winkel der Insel Veränderungen vorzunehmen. Sehen Sie», Sabor setzte sich in den Sessel, «das geht folgendermaßen.»
Der Zauberer ließ sich im Stuhl rings den Hallenwänden entlang herumfahren, in die Höhe heben und gleich darauf wieder scharf in die Tiefe senken. Er vollführte die waghalsigsten Akrobatenkunststücke. Mit atemberaubender Schnelligkeit sauste er im Zickzackkurs den Wänden entlang, bremste jäh und raste im nächsten Augenblick in entgegengesetzter Richtung in die entfernte-

ste Ecke der Halle. Zum Abschluß bremste er dicht vor seinen Besuchern und stieg aus.
«Auf diese Art kann ich in Sekundenschnelle jeden Schalter in diesem großen Raum erreichen und bedienen. Doch, wie gesagt, dies ist nur für Berichtigungen oder sonstige Ausnahmefälle nötig. Sonst arbeitet alles vollautomatisch.»
Das Erstaunlichste bemerkten die Kinder erst eine Weile später. In der Mitte der Halle war nämlich ein Modell der ganzen Insel aufgebaut. Alles war haargenau wie in Wirklichkeit. Was auch immer sich draußen im Kinderparadies bewegte, veränderte sich zur gleichen Zeit auch am Modell. Jedes Seilbähnchen, jeder Lift, sämtliche Fahrzeuge, von der Pferdedroschke bis zum Raketenauto, dann alle Flugmaschinen, vom Ballon bis zur Raumrakete, kurz: alles fuhr und flog in diesem Miniaturparadies.
«Dies hier ist ein genaues Abbild der Insel», erklärte Sabor. «Das Modell mißt rund zehn Meter im Durchmesser, ist also genau hundertmal kleiner als die wirkliche Insel. Um dieses kleine Wunderwerk zu schaffen, habe ich etwa tausend Miniaturroboter hergestellt. Die kleinsten dieser Maschinenmenschen waren nur einen Zentimeter groß. Dafür stimmt das Modell aber auch bis zur winzigsten Schraube mit der Wirklichkeit überein. Und . . .»
«Du lieber Himmel!» rief in diesem Augenblick das Mädchen, «da sind ja sogar Leute, die sich bewegen.»
Sabor lächelte fein. «Natürlich sind auch die Leute vorhanden. Nur so ist ja das Modell vollkommen.»

«Aber dann müßten auch wir jetzt als winzige Männchen zu sehen sein!» rief Hans ungläubig.
«Das sind wir auch. Passen Sie nur gut auf, General Hans!»
Sabor bediente einige Knöpfe, worauf sich das Dach der Modellzentrale hob und den Blick in das Innere freigab. Zugleich senkte sich an einem Arm ein Vergrößerungsglas und blieb in jener Stellung stehen, daß man von oben in die Zentrale hineinsehen konnte.
«Nein, so etwas!» rief Bärbel ungläubig und schlug die Hände vor den Mund. Zur genau gleichen Zeit schlug auf dem Glas der großen Lupe ein winziges Mädchen ebenfalls die Händchen vor den Mund. Und neben diesem kaum anderthalb Zentimeter hohen Mädelchen standen andere, ebenso winzige Männchen. Dies aber waren zweifellos Hans, Fritz und Ernst. Man erkannte sogar ganz genau den weißen Suppenschüsseldeckelhut auf des Bürgermeisters Kopf.
«Das ist das Erstaunlichste, das ich je gesehen habe?» rief Hans. Dann fuchtelte er probeweise mit den Armen – und der kleine Hans im Vergrößerungsglas tat dasselbe. Plötzlich erstarrte der Junge und blickte in die Höhe. Das Dach der Zentrale war fort; man konnte den blauen Himmel sehen.
«Schon in Ordnung», lachte Sabor, «die Decke der wirklichen Zentrale hob sich im selben Augenblick, als sich das Dach der Modellzentrale öffnete. Es geschieht eben hier am Modell und in Wirklichkeit immer alles gleichzeitig.»
Später besichtigten die Besucher auch den Modellsee.

Das war ein Becken von ungefähr fünf Metern Durchmesser. Die Insel in der Mitte war hier nur als Relief dargestellt. Dafür bewegten sich Hunderte von Schiffchen auf dem Wasser.
«Ebenfalls genau der Wirklichkeit entsprechend», erklärte Sabor voller Stolz. «Hier beobachtete ich zum Beispiel vor kurzem die einzigartige Ankunft des Dreimasters ‹Bleiente›. Es war ein Genuß, die graziösen Segelmanöver . . .»
«Schweigen Sie!» herrschte der Admiral den Zauberer an. «Mit dieser lausigen Mannschaft wäre selbst Kapitän Hornblower auf das harmloseste Riff gefahren. Zudem hatten Sie natürlich die Hand im Spiel. Aber ich versichere Ihnen, Herr Sabor, Sie werden mich noch kennenlernen!»
«Ich bin gespannt darauf, Ihre werte Bekanntschaft zu machen», erwiderte darauf der Zauberer mit süßer Stimme. Worauf der Admiral wütend etwas vor sich hinmurmelte, was wie «Grasaffe» tönte.
Nachdem Sabor das Dach wieder auf die Zentrale gesenkt hatte, traten die Besucher den verheißungsvollen Rundgang an. Er wurde ein Erlebnis für alle.
Gleich anschließend an den Hauptplatz dehnte sich ein weiter, völlig verwildeter Park aus. Uralte Bäume mit mächtigem Astwerk bis hinab auf den Boden und wie geschaffen zum Klettern wechselten mit undurchdringlichem Gebüsch ab. Dazwischen lagen weiche grüne Wiesen, auf denen das Gras meterhoch stand. Große Felsbrocken lagen überall umher, teils halb verborgen zwischen den Bäumen, dann wieder mitten in der Wiese.

Ein Bach schlängelte sich durch diese Wildnis, ein klares, quicklebendiges Wasser mit vielen Nebenbächlein. «Das hier ist für die romantischen Naturen», erklärte Sabor mit einer alles umfassenden Handbewegung.
Die Kinder waren entzückt. Eine herrliche Wildnis war das, die prächtigste aller Wildnisse überhaupt. Mit leuchtenden Augen blickten die Jungen um sich.
«Darf man die Bäche auch stauen?» fragte Bärbel aufgeregt.
Sabor lachte. «Hier darf man überhaupt alles tun, was Spaß macht. Die Bäche stauen, auf die Bäume klettern, Baumhütten bauen, Höhlen graben, Würste auf dem Feuer braten, mit einem Wort: einfach alles, was einem Freude macht.»
«Herrlich!» rief Bärbel begeistert, «kommt, wir wollen die Wildnis erforschen! Vielleicht leben sogar Tiere hier!»
Bei diesen Worten gab Sabor ein glucksendes Lachen von sich, gerade so, als ob er sich auf eine große Überraschung freue. Und diese kam auch sogleich.
Bärbel ging an der Spitze des Zuges. Plötzlich blieb sie stehen, legte den Finger an den Mund und machte: «Bschscht!»
«Was ist los?» fragte Hans leise.
«Ein Reh», flüsterte Bärbel, «ein wunderschönes Reh steht da vorne.»
Wieder kicherte Sabor stillvergnügt in sich hinein, besonders als Bärbel hinzufügte: «Hoffentlich wittert uns das Reh nicht!»
Dann aber geschah etwas völlig Überraschendes. Das

Reh wandte den Kopf, und seine großen braunen Augen ruhten auf Bärbel. Das Mädchen getraute sich kaum noch zu atmen, aus Angst, das Tier zu verscheuchen. Aber das Reh dachte gar nicht daran, fortzulaufen. Im Gegenteil, es setzte sich in Bewegung: geradewegs auf Bärbel zu. Dicht vor dem Mädchen blieb es stehen und blickte es mit seinen sanften Augen groß und forschend an.

«Wollen Sie es nicht streicheln, Königin Bärbel?» fragte der Zauberer, ohne seine Stimme im geringsten zu dämpfen. «Streicheln Sie es, das Reh wartet nämlich darauf.»

Zögernd streckte Bärbel die Hand aus. Sofort schmiegte sich das Reh dicht an das Mädchen und vergrub die Nase in seiner Hand. Und nun streichelte Bärbel das Reh nach Herzenslust.

Sabor stieß einen schrillen Pfiff aus. Und von diesem Augenblick an wußten die Kinder, warum der Zauberer vorhin still und glucksend gelacht hatte. Bärbels Vorsicht, als das Reh aufgetaucht war, erwies sich in den folgenden Minuten als völlig unberechtigt. Hier in diesem Park waren alle Tiere so zutraulich, als ob ein anderer Zustand als gerade dieser überhaupt nicht möglich wäre.

Sabors Pfiff löste ein Ereignis aus, wie es wohl noch nicht mancher Pfiff getan hat. Mit einem Rauschen in den Baumwipfeln fing es an. Die obersten Äste schwankten, und auf einmal setzte ein ohrenbetäubendes Geschnatter ein. Es waren Affen, lauter Affen, die jetzt hurtig an den Baumstämmen herunterturnten und

eilig herbeikamen. Die Eichhörnchen zeigten sich etwas zurückhaltender, doch auch sie kamen und wollten zuletzt gar die ersten sein. Bärbel kreischte vor Vergnügen, als die putzigen Tierchen auf ihre Schultern kletterten und sie an den Ohren zupften. Jedes wollte gestreichelt sein. Erst dann hüpften sie wieder fort.
Die Affen stellten sich sogar in einer Reihe auf, damit jeder einmal gestreichelt werde. Sie standen richtiggehend Schlange um einen zärtlichen Klaps auf den Kopf. Dazwischen zeigten sie akrobatische Kunststücke, Purzelbäume und Rückwärtssaltos. Auch liefen sie auf den Händen laut schnatternd im Kreis herum, zogen einander an den Schwänzen und trieben sonstigen Schabernack.
Natürlich fanden jetzt auch die Jungen alle Hände voll zu tun. Bärbel allein bewältigte die Streichel- und Tätschelarbeit nicht mehr.
Auf einmal stahl eines der niedlichen Äfflein des Bürgermeisters Suppenschüsseldeckelhut vom Kopf und verschwand damit in die Büsche.
«Mein Hut!» schrie Fritz erschrocken, «einem Besucher ist der Hut entwendet worden.»
Dieser Mißton dauerte jedoch nicht lange an. Zwischen den Bäumen hervor trat nämlich ein unheimlich großer, kohlschwarzer Gorilla. In der einen Hand trug er den Porzellanhut, in der andern den zappelnden und kreischenden Dieb.
Trotz den bisherigen freundlichen Erfahrungen mit den Tieren des Parks erschreckte dieser zwei Meter große Gorilla die Kinder. Gorillas können bekanntlich die

allergefährlichsten Affen sein, schrecklich stark und angriffig, besonders wenn sie sich bedroht fühlen.
Bange blickten sie dem schwarzen Ungetüm entgegen. Doch Cäsar – so hieß der Gorilla, wie sie später erfuhren – entblößte die weißen Zähne und ordnete die schwarzlederne Gesichtshaut zu einem freundlichen Lächeln. Eifrig grunzend setzte er Fritz den Deckel wieder auf und gab dem Äffchen einen sanften Klaps auf den Hintern. Der kleine Dieb entfernte sich schnatternd und keifend.
So führte sich Cäsar, der Riesengorilla, bei den Kindern ein.
Sie sollten noch viel mit Cäsar zusammen sein, doch für den Augenblick trat er in den Hintergrund – oder, genauer gesagt: er wurde getreten. Nämlich von einem Elefanten. Vor lauter Affen war es den Kindern entgangen, daß sich inzwischen noch weitere Tiere eingefunden hatten. Angeführt wurden sie von einem mächtigen Elefanten, und dieser war es auch, welcher Cäsar aus Versehen mit einem Bein erwischt und umgestoßen hatte. Aus den Baumkronen, wo die Affen jetzt wieder hockten, ertönte lautes Gelächter, als der Gorilla wie ein großes schwarzes Knäuel über den Boden kugelte und krachend in das Gebüsch fuhr.
Der Elefant kam nicht allein. Er brachte sein Junges mit, ein Elefäntchen von der Größe eines jungen Kalbes.
«Die Sache ist die», erklärte der Vizekönig: «Amalie, der Elefant, und Cäsar sind die dicksten Freunde, genau wie Sabor und der Admiral. Aber so wie es diese beiden auch nicht lassen können, foppen die Tiere einander, wo

sie nur können. Cäsar wird Amalie den Fußtritt gewiß mit Zinsen zurückzahlen.»

Inzwischen waren die Kinder und die Zwerge von Tieren aller Art völlig eingekreist worden. Da gab es Schafe, Rehe, Hunde, Antilopen, Känguruhs, Esel, Zebras, Grizzlybären, Pferde und Büffel, ja sogar Wildkatzen drängten sich herbei, unter andern Löwen, Tiger und schwarze Panther. Und alle wollten gekrault, gestreichelt und getätschelt werden.

Anschließend durften die Kinder sogar auf den Tieren reiten. Cäsar, der längst wieder auf den Beinen stand, organisierte einen Ritt rund um den Park. Eifrig grunzend setzte er Bärbel mit seinen riesigen schwarzen Händen auf den Löwen. Er faßte das Mädchen dabei so zart an, als wäre es eine Christbaumkugel. Ernst bekam den Tiger, Fritz den Bären, und Hans wurde von Amalie mit dem Rüssel hoch aufgehoben und auf den breiten Rücken gesetzt.

Sabor wählte den schwarzen Panther als Reittier. Das sah nun wirklich eindrücklich aus! Der Zauberer trug einen weiten, glitzernden Mantel von violetter Farbe, dazu eine hohe spitze Zauberermütze aus schwarzem Satin, geschmückt mit goldenen Sternen. Und diese ganze Pracht ritt nun auf dem tiefschwarzen, geschmeidigen Raubtier. Ein zauberhafter Anblick!

Im Gegensatz dazu wirkte der Vizekönig auf seinem Zebra recht bescheiden, obwohl sein roter, mit weißen Pelzchen geschmückter Mantel nicht weniger glänzte als Sabors Kleid.

Einen ganz schlechten Eindruck dagegen machte der Ad-

miral. Abgesehen von der komischen Gestalt seines Reittieres und auch von der Tatsache, daß sich dieses in weiten Sprüngen fortbewegte, reizte schon die Art, wie er dem Tier auf den Schultern klebte, zum Lachen. Sein Pferd war nämlich ein Känguruh. Und beinahe bei jedem Sprung, den es tat, verlor der Admiral seinen Hut. Während des ganzen Umzuges sah man den Armen dauernd absteigen, den Hut aufsetzen und wieder aufsteigen.

Cäsar führte den Zug rings um den Park. Er selber schritt an der Spitze, während alle unbesetzten Tiere des Waldes hinterherzogen.

Ja, das war eine Freude! Hans thronte wie ein indischer Maharadscha auf seinem Elefanten. Fritz, der Bürgermeister, fütterte den Grizzlybären fortwährend mit Teilen seiner Halskette, die bekanntlich aus Würsten bestand. Ernst gab seinem Tiger freundschaftliche Klapse auf den Kopf, und Bärbel kraulte ihrem Löwen den Hals, daß er aus dem Schnurren nicht herauskam. Natürlich wären die Kinder noch tagelang so weitergeritten. Doch Sabor mahnte zur Weiterreise.

«Ihr könnt den Tierpark immer wieder besuchen, sooft ihr Lust habt», erklärte er. «Die Tiere werden sich freuen. Jetzt aber besuchen wir zunächst die Höhle.»

Den Tieren schien die Trennung ebenso schwerzufallen wie den Kindern. Lange noch blickten sie, alle an einem Haufen stehend, den Abziehenden nach. Aus allen hoch hinaus ragte Amalie. Sie schwenkte zum Abschied den Rüssel. Der Gorilla Cäsar jedoch geriet völlig aus dem Häuschen. Er hüpfte mit seinen ganzen dreihundert Ki-

logramm Gewicht und dem krummen Rücken auf der Stelle und trommelte dazu mit seinen riesigen schwarzen Fäusten auf die lederne Brust.
«Er möchte sich uns anschließen», warf Sabor lächelnd über die Schulter zurück.
Die Kinder schrien begeistert: «O ja, Cäsar soll mitkommen! Bitte, Herr Sabor, sagen Sie es ihm doch!»
Oh, welch ein Freudenfest für Cäsar! Nachdem Sabor ihn herbeigerufen hatte, wälzte er sich längere Zeit quietschend und grunzend im Gras. Hierauf erhob er sich und legte jedem der Reihe nach die riesige Hand wie einen Hut auf den Kopf.
So wurde die Freundschaft zwischen den Kindern und Cäsar, dem schwarzen Gorilla, besiegelt.
Nun begab sich die fröhliche Reisegesellschaft zur Höhle. Das war nun etwas ganz nach dem Herzen der Jungen. Der Eingang war nämlich versteckt und mußte zuerst unter schwierigen Ermittlungen gesucht werden.
«Erledigt das allein!» sagte Sabor zu Hans, «wir erwarten euch im Schloß.»
«In welchem Schloß?» fragte Hans befremdet, «doch nicht etwa gar im Schloß von Tansibor?»
«Nein, natürlich nicht in Tansibor!» lachte Sabor. «Aber jetzt fragt nicht weiter, sucht!»
«Aber hören Sie, Herr Sabor!» rief Hans vorwurfsvoll, «einen kleinen Fingerzeig wenigstens dürften Sie uns doch geben. Wo sollen wir denn – he, Herr Sabor, Herr Saboor!»
Sabor hörte nichts mehr. Er entfernte sich mit dem Admiral und dem Vizekönig, Cäsar nahmen sie auch mit.

«Dann suchen wir eben selber», sagte Bärbel, «irgendein Hinweis wird sich bestimmt finden lassen.»
Eine halbe Stunde lang untersuchten die Kinder nun das Gelände auf das sorgfältigste. Jeden Stein hoben sie auf, an jedem Grasbüschel zogen sie, in der Hoffnung, es sei eines nur lose eingesteckt und beherberge unter sich das Gesuchte.
Das schlimmste war, daß sie gar keine Ahnung hatten, wonach überhaupt Ausschau zu halten sei. Vielleicht nach einer verborgenen Tür? Oder nach einem Schlüssel? Möglicherweise aber auch nach einem Loch im Boden oder nach einer im Gebüsch versteckten eisernen Kiste.
Nach ergebnislosem Ablauf der halben Stunde setzten sich die Kinder zu einer Beratung nieder.
«Wir müssen jetzt ganz systematisch vorgehen», erklärte Hans.
«Was heißt das?» erkundigte sich Bärbel.
«Das heißt, daß wir nicht länger planlos zwischen den Büschen und Felsbrocken herumirren sollten. Wir müssen Ordnung in die Suche bringen; und vor allem: nachdenken müssen wir.»
Darauf versanken alle in dumpfes Brüten. Nach fünf Minuten erklärte Bärbel, daß es ihr zu dumm sei, im Gras zu sitzen und über etwas nachzudenken, das sie nicht wisse.
«Suchen wir weiter», schlug das Mädchen vor und erhob sich. Und von diesem Augenblick an sagte Bärbel längere Zeit kein Wort mehr. Sie starrte nur abwechslungsweise Hans und Ernst an. Den dicken Fritz dagegen

nicht, so gerne sie es auch getan hätte. Aber das war nicht möglich.

Der Bürgermeister von Schlaraffia war verschwunden!

Hans und Ernst sprangen wie elektrisiert auf, als sie das Fehlen ihres Freundes bemerkten. Lange Zeit schauten sie einander wortlos an. Endlich brach Hans das Schweigen.

«Do . . . Do . . . Donnerwetter, wo . . . wo . . . steckt denn Fritz?»

«Wi . . . wi . . . wir saßen do . . . doch ganz nahe beieinander», stotterte Bärbel verstört, «wo mag er nur sein?»

«Er ist nicht weggegangen, ganz bestimmt nicht», schaltete sich nun auch Ernst ein. «Es ist, als ob ihn der Erdboden verschluckt hätte.»

Hans und Bärbel fanden ebenfalls, daß es sei, als ob der Erdboden ihren Freund verschluckt hätte. Plötzlich erhellte sich Bärbels Gesicht.

«Vielleicht hat er die Höhle gefunden!» rief sie hoffnungsvoll.

«Oh, natürlich, das könnte sein!» stimmten die andern fröhlich zu.

«Aber», meinte dann Hans, «wie mag er sich von uns entfernt haben? Keiner hat etwas bemerkt. Dabei saß er nur einen Meter von uns am Boden.»

Hans fixierte scharf die Stelle, wo Fritz gesessen hatte. Und da sah er, was sie alle gesucht hatten.

Das Gras war ziemlich hoch, beinahe einen halben Meter. Und genau hinter dem zusammengedrückten Fleck, den Fritz hinterlassen hatte, waren die Grashalme auf

merkwürdige Weise ineinander verflochten. Das Ganze bildete eine Art Grasmatte, die jetzt ziemlich nach hinten gebogen war, so als ob ein schwerer Körper darüber gerollt wäre. Dieser schwere Körper konnte niemandem als dem Bürgermeister von Schlaraffia gehört haben.
«Da klafft ja ein Loch!» rief Bärbel entsetzt, «genau vor diesem Loch hat unser Fritz gesessen . . .»
«. . . und ist hintenübergekippt», ergänzte Hans düster. Ja, die Spuren redeten eine nur allzu deutliche Sprache. Unter dem dichten, verflochtenen Gras war ein Loch verborgen. Fritz mußte eine jähe Bewegung gemacht haben, und daraufhin war er rücklings in die heimtückische Grube gestürzt, ohne einen Ton von sich zu geben. Wo aber mochte der arme Bürgermeister jetzt stecken? Das Loch war ja kaum einen halben Meter tief und völlig leer. Davon konnten sich alle überzeugen.
«Rufen wir einmal», schlug Bärbel vor.
Sie schrien miteinander gellend: «Fritz . . .! Fritz . . .!» Dann horchten sie gespannt mit offenem Mund und seitlich geneigtem Kopf. – Nichts.
Oder doch? Was ist das? Wie aus weiter Ferne ertönte ein leises, gedämpftes Stimmchen. «Hans . . .! Hans . . .!» rief es kaum verständlich.
«Das ist Fritz!» schrie Hans. «Fritz . . .! Fritz, wo steckst du?» – Keine Antwort.
Doch nach einer Weile hörten sie wieder leise und wie aus unendlicher Ferne «Hans . . .! Hans!» rufen.
«Wo in aller Welt mag er nur sein?» fragte Bärbel verzweifelt. «Seine Stimme dringt ja kaum zu uns, so weit weg ist er.»

Hans kratzte sich verzweifelt in den Haaren. «Weit, weit weg», murmelte er, «weit, weit weg – oder – tief, tief unten? – Das ist es; ich hab's!» rief der Junge plötzlich, «ja, so muß es sein.»

Ohne ein weiteres Wort warf er sich platt ins Gras und drückte das Ohr auf den Boden. Gespannt horchte er. Und da war es wieder, unendlich leise, aber nun ganz deutlich: «Hans . . .! Hans . . .!»

Hans sprang auf und zeigte mit einer wilden Gebärde auf den Boden. «Da unten ist er, tief unten. Ich habe es genau gehört. Direkt unter uns muß er sein, nur tief, sehr, sehr tief unten! Kommt, untersuchen wir das Loch nochmals ganz genau!»

Sie brauchten nicht lange zu suchen. Der Boden des Erdloches war, wie sie schon vorher bemerkt hatten, nur etwa einen halben Meter weit unten und völlig eben. Wenn man jedoch mit einem Fuß darauf drückte, gab er auf einer Seite nach. Zugleich wurde dabei eine große dunkle Öffnung frei.

«Da haben wir es!» murmelte Hans. «Jetzt ist es ganz klar. Fritz ist in die Grube gekippt, der Boden hat sich gesenkt und hat den Bürgermeister seitlich in die Öffnung wegrutschen lassen. Dann ist der Boden wieder in die ursprüngliche Lage zurückgeschnellt. Fritz ist also da unten eingesperrt, und wir müssen ihn sofort herausholen, sonst erstickt er!»

«Rufen wir Sabor!» schlug Ernst bänglich vor.

Hans schüttelte heftig den Kopf. «Das dauert viel zu lange! Wir müssen Fritz ohne fremde Hilfe herausbringen! Komm, gib mir die Hand!»

Vorsichtig stieg Hans in die Grube, mit einer Hand Ernst festhaltend. Und jetzt – jetzt senkte sich der Boden, langsam, lautlos.

«Halte gut fest!» ermahnte Hans seinen Freund, «ich werde mich nun in die seitliche Öffnung hinablassen, so weit es geht.»

Langsam verschwanden erst die Füße, dann die Beine des mutigen Jungen im Dunkeln. Aber dann ging es nicht mehr weiter. Hans hätte die Hand Ernsts loslassen müssen, und das schien ihm zu gefährlich. Ratlos hing er eine Weile am straff ausgestreckten Arm des Freundes. Bärbel wurde dabei ganz zappelig.

«Komm doch lieber wieder herauf!» bat sie, «komm, wir holen Sabor. Das ist besser.»

«Nein!» rief Hans, «hol lieber einen abgebrochenen Ast oder so etwas. Es geht nämlich nicht senkrecht hinunter, sondern schräg wie eine Rutschbahn. Ich spüre es genau mit den Füßen. Mit einem langen Ast könnte ich mich noch ein Stück weiter in die Tiefe abseilen. – Saus los, Bärbel, und such etwas Passendes!»

Schon nach kurzer Zeit kam Bärbel mit einem langen abgebrochenen Ast zurück. Hans packte das eine Ende, Bärbel und Ernst hielten das andere. Und jetzt ging es ein gutes Stück vorwärts. Mit der rechten Hand sich am Ast festklammernd, rutschte Hans die schiefe Ebene hinab.

«Kommt denn nicht bald das Ende dieser Rutschbahn?» fragte sich Hans. Lange würde der Ast nicht mehr reichen – und was dann?

In diesem Augenblick rief eine Stimme aus der schwar-

zen Tiefe: «Hans . . .! Hans!» Das war Fritz. Er schien noch ganz munter zu sein. Also bestand kein Grund zur Aufregung. Aber in diesem Augenblick geschah ein weiteres Unglück.

Der unerwartete, laute Ruf hatte Hans erschreckt. Er machte eine jähe Bewegung – ein krachendes Geräusch ertönte. Der dürre Ast war gebrochen, und – hilf, Himmel! Hans sauste in die Tiefe wie ein Faß über die Schutthalde. Und immer weiter ging es, immer tiefer ins Erdinnere.

Hans versuchte mit den Füßen zu bremsen, aber es gelang nicht.

«Noch eine Stunde so weiter», dachte er voller Entsetzen, «und ich bin im Zentrum der Erde.»

So weit kam es allerdings nicht. Unverhofft endete die Rutschpartie. Die schiefe Ebene lief sanft aus in einen horizontalen Gang, und schon einen Augenblick später befand sich Hans in ruhendem Zustand. Pfeifend stieß er den Atem aus. Dann horchte er.

Von oben wurde nach ihm gerufen. «Hans, ist dir etwas zugestoßen? Hans . . .! Hans . . .! Gib doch Antwort!» Es war Bärbels Stimme.

«Nein, mir geht es gut!» schrie Hans hinauf.

Dicht neben Hans sagte jemand: «Mir geht es auch nicht schlecht.» Es war Fritz. «Feine Rutschbahn da herunter, meinst du nicht?» fragte er lachend im Dunkeln.

«Allerdings», gab Hans zurück. Sie sahen einander nicht, konnten sich jedoch berühren.

«Bist du es wirklich?» fragte Hans.

«Klar, wer denn sonst soll es sein?»

«Ich vermisse deine Halskette aus Würsten. Darum frage ich.»
«Ach so, darum!» Fritz lachte vergnügt. «Ich hab' den Rest eben aufgegessen. Ich verspürte ein gelindes Hungergefühl.»
«Ach, darum warst du verhältnismäßig ruhig! Du hast nur dreimal geantwortet. Aber jetzt – was soll nun geschehen? – Horch, Bärbel ruft oben wieder.»
Ja, Bärbels Stimme drang wieder an die Ohren der beiden Buben: «Hans, so sag doch endlich, was wir tun sollen. Der Ast hat sich nämlich festgeklemmt und hält die Klappe offen. Wir können euch deutlich hören.»
«Fein. Jetzt paßt auf», antwortete Hans, «wir werden jetzt, so gut es geht, den Schacht hier unten erforschen. Vermutlich ist es ja die Höhle, die wir die ganze Zeit vergeblich gesucht haben. In diesem Fall müßtet ihr eben auch die Rutschbahn benützen. Aber wartet jetzt fünf Minuten.»
Schon früher als abgemacht rief Hans die Wartenden herbei. Nach kurzem Zögern kamen sie nacheinander in die Tiefe gesaust.
«Wo seid ihr?» fragte Bärbel durch die Dunkelheit.
«Hier, gib mir deine Hand.»
Leicht gebückt, Hand in Hand drangen die Kinder durch einen völlig finsteren Gang vor. Nach ungefähr zehn Metern schimmerte ihnen ein schwaches grünliches Licht entgegen. Gleich darauf standen sie in einem runden Gewölbe. Der kleine Raum wurde von einer verborgenen Lichtquelle schwach beleuchtet, und zwar nur gerade so, daß die Kinder einander sehen konnten.

«Dies wäre sie also», murmelte Hans mehr für sich als für seine Freunde, «ich habe mir die angekündigte Höhle allerdings etwas größer und vor allem interessanter vorgestellt.»
Das fanden seine Kameraden auch. Doch plötzlich erinnerte sich Bärbel an Sabors Abschiedsworte: «Wir erwarten euch im Schloß!» «Im Schloß», hatte er gesagt. Also mußte es doch noch weitergehen. Dieses Gewölbe war sicher nur der Ausgangspunkt.
«Da könntest du recht haben», gab Hans zu. «Fangen wir also wieder an zu suchen.»
Die Wand ringsum erwies sich bei der Betrachtung als durchgehend massiv. Kein Spalt, nicht die kleinste Ritze zeigte sich im Stein. Auch der Boden wies keine Stelle auf, die hohl tönte, wenn sie mit den Füßen stampften. Blieb also nur die hoch gewölbte Decke.
«Da hängt etwas!» rief Bärbel und deutete hinauf.
«Wirklich, es scheint eine Flasche zu sein.» Hans bohrte die Augen ins Dunkel dort oben. «Tatsächlich, es ist eine kleine Flasche.»
«Sie hängt aber sehr hoch», stellte Ernst fest, «viel höher jedenfalls, als wir zu springen vermögen. Jetzt sollte Cäsar da sein. Er könnte sie mit Leichtigkeit ergreifen.»
«Nun, das müssen wir jetzt ohne den Gorilla erledigen.» Hans zog Fritz am Arm zu sich heran. «Paß auf», sagte er, «ich stelle mich nun auf deine Schultern. Nimm aber zuerst den Suppenschüsseldeckelhut herunter, sonst gibt es Scherben!»
Das Vorhaben, auf Fritzens Schultern zu klettern, erwies sich als sehr schwierig. Solange sich Hans am Kopf des

Freundes festhalten konnte, ging es ganz gut. Doch blieb Hans dabei gebückt und konnte die Flasche nicht erreichen. Sie hing noch ein gutes Stück weiter oben. Hans mußte deshalb die Hände von des Dicken Kopf nehmen und sich aufrichten. Endlich gelang es – zwar nur eine Sekunde lang, aber jetzt hielt Hans die Flasche fest in der Hand. Und als er gleich darauf zu Boden stürzte, riß er sie mit sich hinunter.

Die Schnur, an der die Flasche aufgehängt gewesen war, baumelte zerrissen am Flaschenhals. Ohne seinen Sturz mit einem Wort zu erwähnen, machte sich Hans sogleich daran, den Korken herauszuziehen. Er saß nur ganz locker, und bald darauf zog Bärbel eine dünne Pergamentrolle aus der Flasche:

«Es handelt sich um eine Flaschenpost», raunte das Mädchen ehrfürchtig. Hans lachte die Freundin aus. «Dummes Zeug, Flaschenposten schwimmen doch im Meer. Sie hangen nicht an der Decke unterirdischer Gewölbe! – Laß sehen, was drinsteht.»

Bärbel rollte das Pergament feierlich auf. Drei Paar neugierige Bubenaugen guckten über ihre Schultern und lasen mit, was da mit holprigen Buchstaben geschrieben stand.

Hältst du die Flasche in der Hand,
kein Hindernis mehr ist die Wand.
Vor vielen tausend Jahren gab's schon Licht,
drehst du zu langsam, geht es nicht.
Ein Boot ist niemals unbrauchbar,
der Schifferruf macht's wieder klar!

«Ich muß schon sagen, ich habe schon verständlichere Verse gelesen», meinte Hans, nachdem die Kinder eine Weile über den Sinn der geschriebenen Worte nachgedacht hatten. «Aber nehmen wir es einmal genau der Reihe nach. Da steht geschrieben: ‹Hältst du die Flasche in der Hand, kein Hindernis mehr ist die Wand.› Warum soll die Wand kein . . . Jetzt aber – wa . . . was ist denn das?»

Die Freunde folgten seinem erschrockenen Blick. Da zeigte sich auch auf ihren Gesichtern Verblüffung. In der vordem glatten Steinwand klaffte eine große schwarze Öffnung.

Staunend traten sie näher. Hans betastete ungläubig die Ränder der türähnlichen Öffnung. Dann trat er kopfschüttelnd zurück.

«Das muß passiert sein, während wir die Flasche herunterholten», meinte er versonnen. «Wahrscheinlich wurde durch den Zug an der Schnur eine Mechanismus ausgelöst, der die verborgene Tür öffnete. – Nun, jedenfalls hat sich der erste Teil der Botschaft, die auf dem Pergament steht, genauestens erfüllt: Die Wand ist tatsächlich kein Hindernis mehr. Setzen wir also unsern Weg fort, durch diesen Gang hinter der Tür.»

«Aber es ist so dunkel dort drinnen!» jammerte Bärbel, «wenn wir doch nur eine Taschenlampe hätten. Oder wenigstens eine Kerze, eine ganz winzige Kerze.»

Hans war schon verschwunden. Fritz und Ernst folgten ihm sogleich. Da beeilte sich das Mädchen, den Anschluß nicht zu verpassen. Dicht hinter den Jungen betrat Bärbel das pechschwarze Loch.

3. Kapitel

Die Flaschenpost weist den Weg durch die unterirdischen Höhlen. Wer Goldstücke maust, muß durch die Gespensterschlucht.

Ungefähr zwei Minuten lang tastete sich Hans der Wand entlang durch die Finsternis. Dann war es ihm verleidet.
«Kehrt um», sagte er verdroßen, «das ist nicht die richtige Art, eine Höhle zu erforschen. Wir müssen ein Licht haben.»
Auf dem Rückweg ging es schneller voran, weil das schwache Licht aus der runden Kammer durch die Öffnung schimmerte. Bald standen sie wieder in dem hohen Gewölbe. Diesmal untersuchte Hans die Tür, welche sich so geheimnisvoll geöffnet hatte, genau. Und jetzt fand er auch eine Nische in Brusthöhe. Darin lagen einige Gegenstände: ein kleines Brettchen, ein Säcklein, ein Stäbchen und eine halbe Nußschale, gefüllt mit einer butterähnlichen Masse, aus der ein kurzes Schnurende ragte.
Ratlos schauten die Jungen auf die unbekannten Dinge, die Hans in den Händen hielt.
«Im Brettchen ist eine kleine Vertiefung», stellte Bärbel fest.
Hans brummte etwas davon, daß der Kuckuck sämtliche

Vertiefungen holen möge, mit denen man nichts anzufangen wisse. Ernst hatte mittlerweile den kleinen Sack geöffnet und mit spitzen Fingern eine Prise des Inhalts zutage gefördert. Er schnitt eine Grimasse.
«Holzmehl, nichts als Holzmehl», rief er enttäuscht, «wofür . . .»
«Ich hab's!» unterbrach ihn Fritz, der Bürgermeister, aufgeregt, «Bärbel lies doch nochmals das Zeug vom Licht vor und so weiter.»
Gespannt lauschte Fritz Bärbels Worten:

Vor vielen tausend Jahren gab's schon Licht,
drehst du zu langsam, geht es nicht.

Ohne ein Wort zu verlieren, dafür aufgeregt wie ein Fußballspieler, dem man zwei Minuten vor Spielbeginn den rechten Schuh versteckt hat, nahm Fritz seinem Freund die geheimnisvollen Dinge aus den Händen. Das kleine Brettchen legte er auf den Boden. Dann steckte er mit nervöser Feierlichkeit zwei Finger in das Säcklein, nahm eine tüchtige Prise heraus und schüttete das Mehl in die Vertiefung im Brettchen.
«Das ist nämlich Zunder», erklärte er dabei, «und jetzt paßt auf, wie euch Fritz ein Feuerchen entzündet.»
Er setzte das Stäbchen in das mit Zunder gefüllte Loch und drehte es, die Handflächen dagegengepreßt, mit großer Geschwindigkeit hin und her. Bald stieg ein dünnes Räuchlein auf.
«Schneller, Fritz!» rief Hans, der ebenso wie Bärbel und Ernst sofort erfaßt hatte, daß Fritz auf dem rechten Weg

war, daß er nach uralter Art ein Feuer entfachen wollte. «Du mußt viel schneller drehen, sonst geht es nicht. So steht es auf dem Papier geschrieben.»

Fritz bewegte nun die Hände so schnell, daß man sie kaum noch sah. Das Räuchlein wurde dichter, ein kleiner Funken glomm auf, da – klirr, bumm, des Bürgermeisters Porzellanhut, der Suppenschüsseldeckelhut, polterte zu Boden. Fritz aber schmiß das Stäbchen weg, erhob sich und machte Lockerungsübungen.

«Ich . . . ich . . . habe den . . . Krampf in den Armen», erklärte er, schwer schnaufend.

«Schade, noch eine Sekunde länger, und das Feuerchen hätte lichterloh gebrannt», sagte Hans bedauernd. «Nun müssen wir eben nochmals ganz von vorne anfangen.»

Er ergriff das Stäbchen und drehte es, so schnell er konnte. Da – das Räuchlein – jetzt das glimmende Fünklein, und eine Flamme tanzte auf dem Zunder. Hans warf sich platt auf den Boden und blies sachte in das winzige Feuerchen. Es wurde größer und größer.

«Schnell die Funzel!» rief er aufgeregt, «gebt die Talgfunzel her!»

«Welche Talgfunzel?» fragte Bärbel.

«Die Nußschale, zum Kuckuck, das ist doch klar.»

Der kleine Docht brannte sofort. Jetzt besaßen die Höhlenforscher eine Lampe. Keine besonders helle zwar, doch immerhin ein Licht, mit dem sie den Weg finden konnten.

Zum zweitenmal drang Hans mit seinen Freunden in den Gang ein, und diesmal kamen sie dank dem Lämpchen gut vorwärts. Hans schritt voraus, mit der Talgfun-

zel die Wände ableuchtend. Und weiter ging es, immer weiter. Nicht geradeaus führte der Weg, manchmal ging es jäh nach links, dann wieder nach rechts oder auch unvermittelt steil hinunter.

Plötzlich spürten sie einen kalten Luftzug an den Beinen. Im gleichen Augenblick erlosch das Lämpchen. Dunkelheit war ringsum, nichts als tiefschwarze Finsternis. – Eine Weile war es ganz still, dann fing Hans zu schimpfen an.

«Heiliger Bimbam, was sind wir für Esel! Wir haben das Feuerzeug zurückgelassen, und jetzt stehen wir ohne Licht da. Wir sind vermutlich verloren, daß ihr's nur wißt.»

«Huhuuu!» heulte Bärbel los. Es klang schauerlich hohl. Von irgendwoher kam außerdem das Echo zurück, einmal, zweimal, dreimal. Erst laut, dann immer leiser: «Huhuuuu . . . Huhuuuu . . . Huhuu . . .»

«Hört!» rief Hans, «ein richtiges Echo. Da muß in der Nähe ein großer Raum sein. Heul nochmals, Bärbel!»

Bärbel tat es. Wieder kam das Echo dreimal zurück.

«Stimmt, Hans hat recht!» ließ sich Fritz aus dem Dunkeln vernehmen, «da muß eine große Höhle sein, und zwar ganz in der Nähe. Wenn wir doch nur Licht hätten.»

Jemand räusperte sich. Dann: «Wenn es nur das ist . . ., hm . . ., ich traue mich zwar fast nicht, es zu sagen, aber – da, Hans, nimm . . .»

Hans tastete im Dunkeln und fand eine Hand. Und diese Hand hielt ein Päckchen Streichhölzer!

Weder Bärbel noch Fritz ahnten, was da im Finstern

vorging. Doch hörten sie jetzt deutlich einen tiefen Schnauf, als ob jemand mühsam seine Wut unterdrücke, und dann Hansens Stimme, triefend vor Süßigkeit: «Aha, unser lieber, tüchtiger Ernst! Hat die Taschen voller Streichhölzer und läßt uns gleichwohl Feuer bohren, als wären wir Pfahlbauer. Er schaut zu, wie Fritz und ich uns abmühen, damit die Funzel brenne, und klimpert derweilen mit den Streichhölzern in der Tasche. Man sollte dir tatsächlich die Hand auf die Wange legen – mit Anlauf, versteht sich!»

Nach dieser Strafpredigt entfachte Hans ein Streichholz und zündete das Nußschalenlämpchen wieder an. Mit der Hand schützte er die Flamme vor dem Luftzug.

Drei Schritte noch taten die Kinder, dann blieben sie stehen. Und von diesem Augenblick an war eine lange Weile nichts anderes zu hören als die Entzückensrufe der Kinder. Das Lämpchen wurde vom Luftzug zwar wieder ausgeblasen, doch keines der Kinder bemerkte es. Zu herrlich, viel zu überwältigend war der Anblick, der sich ihnen bot.

Ein unterirdischer Dom war es, der sich vor ihnen auftat. Eine riesige Grotte, in allen Regenbogenfarben schillernd, als ob tausend bengalische Feuer brennen würden. Ein tiefblauer, fast schwarzer See breitete sich am Grund des Domes aus, so weit das Auge reichte. Und das gigantische Gewölbe über dem Wasser war nicht etwa glatt, sondern voller Vorsprünge. Nischen und Galerien in allen erdenklichen Formen. Wie riesenhafte Finger hingen Tropfsteinzapfen bis tief hinunter. Feuerwerke sprühten ununterbrochen Goldregen auf das

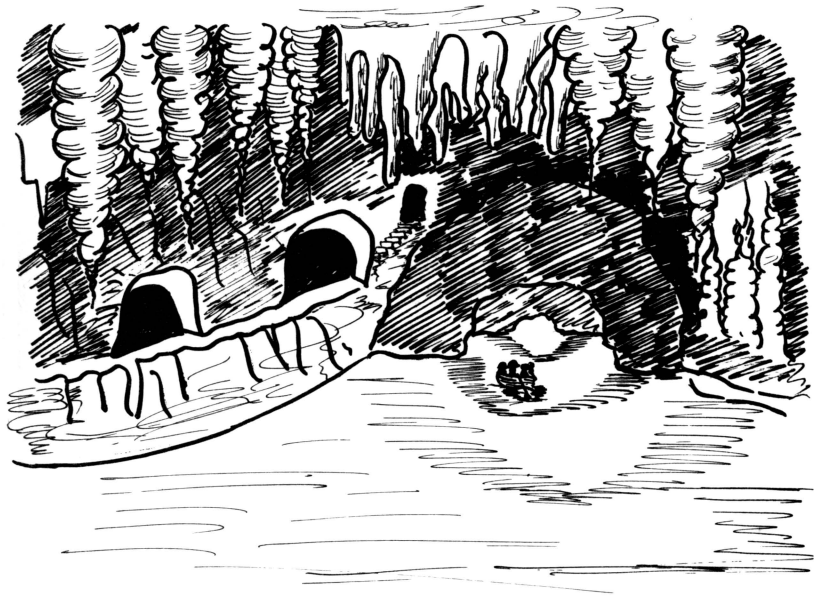
Wasser, und durch diese Herrlichkeit schwang Musik, eine fremdartige, überirdische Melodie, wie von einer mächtigen Orgel gespielt.
Stumm schauten die Kinder in dieses Paradies. Lange, lange rührte sich keines, bis endlich der dicke Fritz zweimal leer schluckte und voller Ehrfurcht flüsterte: «Das ist höllisch-himmlisch!»
Jetzt fanden auch seine Freunde die Sprache wieder. Alle schwatzten durcheinander. «Wie im Traum! – Herrlich, diese Farben! – Und diese wunderbare Musik!»
Alle ihre Worte brachte das Echo wieder zurück: einmal, zweimal, dreimal, von den Galerien her, über den schwarzen See, von oben, von unten . . .
Hans fand als erster sachliche Worte. «Wirklich prächtig, dieser Dom. Gewiß einmalig, möchte ich feststellen.
Nur – wie kommen wir jetzt über das Wasser hinüber?»
Ja, wie wollten sie den See bewältigen? Da war kein Weg, der hinüberführte. Zwar gab es die Galerien, auf denen man vielleicht den See umgehen könnte, doch von hier aus waren sie alle zu weit entfernt oder dann zu hoch oben. Nein, ohne Schiff war an ein Vorwärtskommen niemals zu denken. Woher aber sollten sie eines nehmen?
Bärbel blickte gedankenverloren in das dunkle Wasser zu ihren Füßen. Und da sah sie plötzlich etwas in der Tiefe liegen.
«Da unten liegt ein gesunkenes Boot!» rief sie laut, doch mit Enttäuschung in der Stimme. «Ein gesunkenes Boot . . . gesunkenes Boot . . . Boot . . .», kam es wieder

von überallher. Die Orgelmusik schien anzuschwellen, damit sie das Echo übertöne. Es war schauerlich schön!
Drei Paar Bubenaugen starrten nun in das Wasser hinab. Ja, da unten waren die Umrisse eines kleinen Bootes deutlich zu sehen. Doch es lag auf Grund, mindestens fünf Meter tief.
«Nichts zu machen!» seufzte Hans mutlos. «Da hat . . . da . . ., he!» schrie er plötzlich auf, «was stand eigentlich als Fortsetzung auf der Flaschenpost? Schnell, lies vor, Bärbel!»
Das Mädchen beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen. Mit dem Zeigefinger suchte es die Stelle, und gespannt lauschten die Buben nun Bärbels Worten:

Ein Boot ist niemals unbrauchbar,
der Schifferruf macht's wieder klar!

«Fein!» sagte Hans, «das klappt ja wie die Zirkusnummern beim Knie. Wir suchen ein Boot, und da ist eines. Jetzt sollten wir nur noch den Schifferruf kennen. – He, Ernst, als Kapitän solltest du eigentlich Bescheid wissen.»
«Tut mir leid, Herr General», erwiderte Ernst salbungsvoll, «aber ich bin erst seit drei Stunden Kapitän. Außerdem fuhr ich bislang noch niemals zur See.»
«Nun ja, aber versuch dir doch wenigstens einmal vorzustellen, wie du ein Schiff anrufen würdest.»
«Oh . . . äh . . . ich würde . . .» Ernst lachte nervös. «Nun, ich würde, ich habe schon gelesen . . . ja, daß die Seeleute . . . ‹Schiff ahoi!› rufen. Sonst wüßte ich . . .»

«Schaut!» rief Bärbel in diesem Augenblick, «schaut doch, das Boot bewegt sich!»
Welch ein Wunder! Das Boot tief unter dem Wasser schwankte tatsächlich, und nicht nur das, es stieg – es stieg langsam und lautlos zur Oberfläche empor. Jetzt tauchte der Bug aus den Fluten – jetzt die Seitenwände, das Heck, und – auf dem Wasser lag ein kleines nagelneues Boot! Das Merkwürdigste aber war: Kein Tropfen Wasser fand sich im Innern des Bootes. Gerade so, als ob es schon lange da oben gelegen hätte. Das Wasser war auf geheimnisvolle Weise aus dem Schiff hinausgeflossen.
Verblüfft hatten die Kinder den sonderbaren Vorgang mit runden Augen verfolgt.
Jetzt rief Hans gutgelaunt: «Bravo, Kapitän! Dein Schifferruf war scheint's kein Seemannsgarn. Er war echt und hat gewirkt. Und jetzt: Los, hinein ins Boot und in See gestochen.»
Eins, zwei, drei saßen sie auf den Bänken. Eine Weile geschah gar nichts. Die Kinder warteten nur, ließen sich sanft schaukeln und taten im übrigen nichts, als die Hände in den Schoß zu legen.
«He da!» rief Hans auf einmal, «jemand muß das Schiff natürlich rudern. Sonst bleiben wir da sitzen, bis wir alt sind und unsere Bärte sich ineinander verfilzen.»
Es war nur ein einziges Paar Ruder vorhanden, und zudem verstand außer Hans keines der Kinder, wie man sie handhabt. Fritz versuchte es zwar, verspritzte aber lediglich eine Menge Wasser auf die Insassen. Vorwärts kam er keinen Zentimeter.



«Laß es sein», lachte Hans und wischte sich die Tropfen aus dem Gesicht. Dann ergriff er die Ruder.

Es war eine prachtvolle Fahrt, unwirklich wie ein sehr schöner Traum. So viele Farben ringsum, so romantische Grotten überall, und dann das fortwährend sprühende Feuerwerk, die Orgelmusik, die auf- und abschwoll, manchmal wehmütig klagend, dann wieder hoch aufjubelnd. – Niemand sprach ein Wort. Die Kinder spürten, daß sie etwas erlebten, was vielleicht noch nie zuvor einem Menschen widerfahren war.

Ernst, der Kapitän, saß traumverloren im Heck des Bootes. Plötzlich kniff er die Augen halb zu.
«Wenn ich mich nicht täusche», gab er halb murmelnd bekannt, «dann ist da vorne eine kleine Insel.»
Hans, der mit dem Rücken zur Fahrtrichtung saß, blickte über die Schulter. Scharf fixierte er ein Gebilde, das mitten im See aus dem Wasser ragte.
«Es scheint, als ob unser Kapitän recht hätte.» Hans legte die Hand schützend über die Augen. «Ja, tatsächlich, es ist eine Insel. Fahren wir unverzüglich hin.»
Wenige Minuten später legten sie an. Das Schiffchen lag jetzt in einer winzigen Bucht, kaum größer als ein Schwimmbecken im Garten. Ein schneeweißer, glitzernder Sandstrand stieg flach aus dem Wasser. Er lag wie ein weicher Kragen um die hufeisenförmige Bucht.
Die Jungen zogen das Boot auf den Strand.
«Damit es nicht ausreißt», erklärte Hans, «sonst bleiben wir auf dieser Insel sitzen, und das wäre fatal; wie ich sehe, mißt sie keine zehn Meter im Durchmesser. Auf diesem Eiland wären wir schlechtberatene Robinsone, denn Nahrung fänden wir bestimmt keine. Die Insel selber besteht ja aus Tuffstein, welcher bekanntlich ungenießbar ist.»
«Jedenfalls schwer verdaulich», ergänzte der dicke Fritz.
«Na du!» rief Bärbel fröhlich, «in diesem Falle wüßte ich nicht, was du für ungenießbar hältst. Sogar von einem Sack Hobelspänen würdest du höchstens sagen, daß die Mahlzeit etwas trocken sei.»
Fritz stemmte die Fäuste in die Seiten und musterte das freche Mädchen wütend. Doch Hans winkte jetzt ener-

gisch mit dem Kopf Richtung Insel. Er wollte sie erforschen, und die andern sollten ihm folgen, nicht aber miteinander streiten.

Das Inselchen war wirklich außerordentlich klein. Schon nach einigen Schritten auf dem weißen Sand stießen die jungen Forscher auf eine Wand aus Tuffstein. Hans kletterte hinauf und blickte sich um.

«Was siehst du?» fragte Bärbel von unten her.

«Nicht viel. Die Insel scheint aus nichts anderem zu bestehen als aus einem Tuffsteinbrocken und der kleinen Sandbucht. Von hier aus blicke ich auf alle Seiten direkt ins Wasser hinunter.»

«Fahren wir daher weiter», schlug der Bürgermeister vor. «Kommt, gehen wir ins Bo . . .»

Fritz wollte sagen «. . . . ins Boot», Doch der Rest des Wortes wollte nicht mehr heraus, obwohl sein Mund weit genug aufgesperrt blieb. So blickte er auf die Stelle, wo sie das Boot auf den Sand gezogen hatten. Aber es war nichts zu wollen.

Das kleine Ruderboot war verschwunden!

Nun stießen auch die andern Schreckensrufe aus. Hans sprang hurtig vom Felsen auf den Sand. Aber da war kein Boot, weit und breit nicht.

Ja, da standen die Höhlenforscher nun ratlos im Sand. Das Ruderboot war fort, da bestand kein Zweifel. Wo aber mochte es stecken? Versunken war es nicht, sie hätten das sehen müssen. Also war es abgetrieben. Aber wohin? Und wie weit?

Bärbel meinte voller Hoffnung, der Schifferruf könnte das Boot wieder herzaubern. Doch sie konnten «Schiff

ahoi» schreien, soviel sie wollten, einstimmig und mehrstimmig, das Schiff blieb verschwunden.
«Da sitzen wir nun also fest!» schimpfte Hans, «gefangen auf dieser kleinsten aller Inseln, auf diesem ungenießbaren Tuffsteinfelsen.
Warte, Sabor, darüber werden wir uns noch unterhalten, und zwar . . .»
«Moment einmal», unterbrach ihn Bärbel, «wir wollen doch zuerst nochmals die Pergamentrolle befragen. Vielleicht steht noch etwas drin, das uns weiterhelfen könnte.»
«Nichts von Bedeutung», knurrte Hans eine Weile später, «wenigstens wüßte ich nicht, was der kärgliche, unverständliche Rest zu sagen hat. Da stehen ja nur ein paar Worte ganz durcheinander geschrieben. Wie die Unterschriften auf einer Ansichtskarte, die eine Schulklasse einem kranken Daheimgebliebenen von der Schulreise schickt.»
«Man weiß nicht einmal, wie die Reihenfolge der Worte sein soll», bestätigte Fritz düster. «Da steht zum Beispiel: Nacht . . . und einer . . . tausend. Und das da . . . Ja, das könnte ‹Ali Baba› heißen.»
Ernst stieß einen Freudenruf aus. «Ich hab's! Ali Baba, das ist es. Paßt auf, da gibt es doch eine Geschichte aus Tausendundeiner Nacht, und die heißt ‹Ali Baba und die vierzig Räuber›. Darin kommt auch so ein Felsen vor. Stellten sich die Räuber davor auf und riefen etwas, dann öffnete sich die Felswand.»
«Alles schön und recht», knurrte Hans, «was aber rief dieser Ali Baba?»

Bärbel schaltete sich ein: «Ich habe die Geschichte auch gelesen. Und ich glaube, er rief so etwas wie: ‹Öffne dich, Sesam!›»
«Jawohl, das rief er!» erklärte Ernst begeistert, «genau das waren die Worte, die den Felsen öffneten. Versuchen wir es doch gleich.»
Ernst stellte sich breitbeinig vor den Tuffstein, stemmte die Fäuste in die Seiten und rief laut: «Öffne dich, Sesam!»
Atemlose Spannung! Vier aufs äußerste geschärfte Augenpaare musterten den Felsen von oben bis unten, von links nach rechts. – Nichts, kein Zeichen einer Bewegung, kein unterirdisches Grollen. Nur das Echo: «Öffne dich . . ., öffne dich . . ., öffne dich», drang hundertfach von allen Seiten zurück.
Die Spannung wich, sie machte einer grenzenlosen Enttäuschung Platz.
«Danebengeraten», murmelte Hans. Sodann begann er sich heftig in den Haaren zu kratzen. Immer eifriger kratzte er, immer schneller, und plötzlich sprang er in die Luft.
«Der Spruch war verkehrt!» rief er aufgeregt, «aber von unserem lieben Freund Ernst kann man natürlich nichts anderes erwarten. Paßt auf, ich werde ihn nun richtig sagen!»
Hans pflanzte sich herausfordernd auf, formte mit den Händen einen Schalltrichter vor dem Mund und sog die Luft tief ein.
«Sesam, öffne dich!» hallte es dann laut durch den Dom. Das Echo aber beeilte sich, den Ruf so oft als nur mög-

lich zu wiederholen. Doch diesmal wurde es übertönt von einem unheimlichen, anschwellenden Grollen und Rumpeln, das bald zu donnerndem Gebrüll anwuchs. Ohrenbetäubend war der Lärm, er verschluckte selbst die Schreie der verängstigten Kinder. Und dann – o tausend Wunder – schien plötzlich die Insel zu wanken. Ein Riß im Felsen tat sich auf. Er wurde breiter, tiefer. Immer weiter hinein in den Felsen konnten die Jungen sehen. – Eine Höhle tat sich auf, eine geräumige Gruft, die tief hinab unter den Wasserspiegel reichen mußte.

Mit einem Schlag verstummte das Donnern. Der Fels bewegte sich nicht mehr, das Tor war ganz geöffnet. Es dauerte jedoch eine Weile, bis Hans und seine Freunde aus der halben Betäubung erwachten und sich zugleich vom freudigen Schreck erholten. Dann aber stürmten sie jubelnd vorwärts.

Eine breite, bequeme Steintreppe führte hinab in das hell erleuchtete Kellergewölbe. Schon in der Mitte des Weges rissen die Kinder ihre Augen weit auf vor Entzücken. Als sie aber unten ankamen, mußten sie sich tatsächlich gegenseitig in die Arme kneifen, um festzustellen, ob sie nicht träumten. Was da unten stand, angehäuft lag und an den Wänden hing, überstieg alles, was sie bisher für möglich gehalten hatten.

«Ein Schatz», flüsterte Hans, «ein unermeßlicher Schatz liegt da!»

So war es auch. Alles Gold der Welt schien hier angehäuft, sämtliche Edelsteine meinten die Kinder versammelt zu sehen. Das glitzerte, gleißte und funkelte, als ob alle Sterne des Himmels sich hier eingefunden hätten.

Aus halb geöffneten Truhen schimmerte es verheißungsvoll, an den Wänden ringsum versprühten golddurchwirkte, mit Diamanten besetzte Staatskleider ihre Strahlen nach allen Seiten. Goldene Schüsseln und Pokale lagen haufenweise am Boden. Dazwischen funkelten kostbare Armbänder, Fingerringe und Halsketten. Mehrere Kisten waren bis an den Rand und noch darüber angefüllt mit Goldstücken. Wirklich, alle Schätze der Welt lagen ausgebreitet vor den staunenden Kindern!

Lange, lange sagte niemand ein Wort. Dann aber ließ sich der dicke Fritz vernehmen:

«Füllen wir uns die Taschen. Eine solche Gelegenheit werden wir in unserem ganzen Leben nie wiederfinden!»

Und er traf sogleich Anstalten, seine Hände in die Goldstücke zu versenken. Auch Ernst setzte sein allerbreitestes Grinsen auf, ließ sich auf die Knie nieder und spreizte wollüstig die Finger über einer Kiste. Doch in diesem Augenblick fuhr eine Stimme wie eine Peitsche dazwischen.

«Halt!» rief Hans, «wollt ihr wohl eure Pfoten sofort einziehen! Das fehlte gerade noch, daß wir hier die Räuber spielen, wo wir Gäste sind.»

«Aber . . .», begann Fritz, schwieg jedoch sofort, als er Hansens böses Gesicht sah. Auch Ernst erhob sich seufzend. Hans aber nickte zufrieden.

«So ist's recht», sagte er freundlich. «Disziplin muß sein. Stellt euch doch vor, wenn jeder Besucher nur eine Handvoll mitnähme. Diese prachtvolle Schatzhöhle wäre nach einer Woche schon leer und öde. Und alle andern,

die nachher kämen, dürften das geplünderte Gewölbe anschauen. Häßlich wäre das, nicht wahr? Das ist genau wie mit den Alpenblumen. Jeder rafft zusammen, was ihm gerade gefällt. Die einen denken, es seien noch genug Blumen da, und zuletzt gibt es überhaupt keine mehr; die ganz Einfältigen aber denken überhaupt nicht an die andern.»

«Weißt du», wandte Fritz ein, «ganz dasselbe ist es natürlich nicht. Das hier ist immerhin Gold. Wir könnten als reiche Leute nach Hause zurückkehren.»

Hans lachte. «Das ist noch nicht einmal so sicher. Wahrscheinlich ist alles Imitation, Katzengold und farbiges Glas. Weil es doch nur zum Betrachten da ist. Und in diesem Falle würde es dir doch nichts nützen. Falls es aber echt sein sollte, wäre es Sabor gegenüber unrecht, wenn wir auch nur ein einziges Goldstück mitlaufen ließen. Es wäre Diebstahl, versteht ihr?»

Die beiden Sünder sagten nichts dazu. Hans wandte sich daher ab und betrachtete staunend eine schwere goldene Statue. Doch der Anblick war ihm nur kurze Zeit vergönnt. Ein furchtbarer Krach ertönte, und im nächsten Augenblick war die Statue verschwunden. Und nicht nur sie, sondern alles andere, das Gold, die Edelsteine, die Prachtskleider – alles, alles war auf einen Sprung weg. Durch die leere, trostlose Höhle aber erscholl ein schauerlich höhnisches Gelächter, daß die Kinder meinten, ein Eissturm sei losgebrochen. So schauderte es sie.

Nur einer fror nicht: der Bürgermeister von Schlaraffia. Aber nicht etwa, weil ihn das hohle Gelächter nicht

beeindruckt hätte; es war vielmehr so, daß er sich anderweitig beschäftigt sah, und zwar äußerst eindrucksvoll. Er hüpfte nämlich wie ein wild gewordener Hampelmann im Kreis herum und stieß dazu ein Schmerzgeheul aus, das nicht minder schauerlich tönte als das hohle Gelächter vorhin. Der Suppenschüsseldeckelhut tanzte auf seinem Kopfe ein Ballett dazu.

Das Wehgeheul des Jungen wurde immer durchdringender, seine Sprünge ständig höher. Dazu fummelte er jetzt noch mit einer Hand in der Hosentasche herum, als ob er etwas herausfischen wollte. Doch dieses Etwas mußte sehr bissig sein, denn Fritz zog die Hand immer wieder blitzartig heraus und blies auf die Finger.

Aber jetzt: Mit einem letzten Schrei beförderte er etwas aus dem Sack. Klirrend fiel es zu Boden und blieb dort liegen. Es war ein Goldstück.

Der Tanz war zu Ende. Erschöpft blies Fritz die Luft aus. Dann trocknete er sich die Stirn mit dem Taschentuch. Und nun kam auch Hans endlich zu Wort.

«Könntest du mir bitte erklären, was das vorhin war?» bat er sanft.

Fritz schwieg. Hans bohrte daher weiter.

«Es war nämlich aufreizend, weißt du. Tanz der Elfe, möchte ich sagen. Du bist zwar nicht gerade eine Elfe, aber diese graziöse . . .»

«Halt das Maul!» knurrte Fritz, «du weißt ganz genau, was passiert ist.»

«Genau nicht, aber ungefähr. Du hast hinter meinem Rücken ein Goldstück gemaust, nicht wahr? Den Rest darfst du uns nun erzählen.»

«Nun ja», murmelte der Bürgermeister kleinlaut, «so ein verteufeltes Ding lag direkt vor meinem Fuß. Ich hob es auf und steckte es in meinen Sack. Und da krachte es eben.»

«Jawohl, da krachte es! Und die ganze Herrlichkeit verschwand. Das haben wir auch bemerkt. Warum aber bist du gehüpft?»

«Das vertrackte Ding wurde heiß in meiner Tasche. Und zwar so scheußlich schnell, daß ich es nicht mehr zu berühren wagte. Dabei wurde es immer heißer und heißer. Deshalb bin ich gehüpft. Und jetzt wißt ihr es.»

Fritz wandte sich ab. Er schämte sich gewaltig. Da klopfte ihm Hans lachend auf die Schultern.

«Vergessen wir den Zwischenfall», schlug er freundschaftlich vor. Fritz nickte stumm und dankbar. Von diesem Augenblick an sprach keiner mehr ein Wort über des Dicken Mißgeschick. Es war vergessen.

Welch ein völlig anderes Bild bot aber jetzt das Schatzgewölbe! Nichts anderes mehr als eine düstere, trostlose Kellerhöhle war es jetzt. Kein Gold glitzerte, keine Edelsteine funkelten. Grau und trübe zeigten sich Wände und Boden. Doch damit nicht genug: Mit allen Schätzen war auch die Treppe, ja selbst der Ausgang verschwunden.

Hans und seine Freunde waren eingesperrt!

Durch eine schmale Ritze drang ein wenig Licht in die Gruft, gerade so viel, daß die Trostlosigkeit ihres Gefängnisses noch unterstrichen wurde.

«Bitte halt einmal die Funzel», bat Hans das Mädchen. Das kleine Flämmchen wirkte ermunternd. Zwar flak-

kerte es bedrohlich und war immer dem Verlöschen nahe, doch verbreitete es genügend Helligkeit, daß die nächste Umgebung gründlich untersucht werden konnte.

«Auf irgendeine Art werden wir das Loch ja wieder verlassen müssen», meinte Hans, ohne Aufregung zu verraten. Langsam drang er in den Hintergrund vor, Schritt um Schritt. Die Freunde folgten ihm. Ringsum waren Stille und tiefe Finsternis.

Da – plötzlich gellte ihnen aus nächster Nähe das schauerliche Lachen wieder entgegen. Gleichzeitig strich ein kühler Luftzug über die Gesichter der Kinder. Das Flämmchen erlosch, und nichts mehr als Schwärze, unheildrohende Dunkelheit umfing die Kinder.

Mit klopfenden Herzen blieben sie stehen. Oh, könnte man doch unverzüglich unter dem Boden verschwinden, tief, tief hinunter! Nur nicht dieses höllische Gelächter nochmals anhören müssen und, was noch weit schlimmer schien: nur nicht sehen müssen, was für ein Scheusal so fürchterlich lachte.

In den Boden zu sinken war natürlich unmöglich. Im Dunkeln stehen und sich fürchten war anderseits so peinvoll, daß es Hans nicht länger zu ertragen vermochte.

Mit zitternden Händen zündete er deshalb das Lämpchen wieder an. Doch beinahe hätte er es fallen lassen, als der schwache Schein in die Finsternis drang.

Gerade vor ihnen, keine zwei Meter entfernt, glänzte matt eine riesige Gestalt!

Bärbel stieß einen dünnen Schrei aus, fast mehr nur ein

Piepsen. Die Buben aber starrten gebannt auf den Koloß, der bewegungslos, mit gekreuzten Beinen am Boden saß und die Kinder mit dem breitesten Mund und dem gemütlichsten Gesicht der Welt anlachte.
«Es ist ein Buddha!» stieß Hans erleichtert aus, «nur eine Buddhafigur, aber die größte, die ich je gesehen habe.»
Ja, es war tatsächlich eine kolossale Buddhafigur. Genau so eine, wie man sie in den Schaufenstern ausgestellt sieht, mit dickem Bauch und kugelrundem Kopf. Der Unterschied war nur, daß dieser Buddha zwei Meter hoch war, obwohl er saß. Der Bauch allein war so groß wie ein Mini Cooper.

Hans gab sich selbst einen Stups.
«Sind Sie es, de ... der vorhin so ... so schauerlich gelacht hat?» fragte er tapfer und blickte dem Buddha geradewegs in die listigen Augen. Die Antwort kam umgehend.
«Klar hab' ich gelacht», sagte der Buddha. Beim Klang dieser Stimme fuhren die Kinder erneut erschrocken zusammen. Eine Buddhafigur, die sogar sprechen konnte! Schrecklich!
Diesmal war es Bärbel, die sich zuerst faßte.
«Könnten Sie dieses Lachen bitte unterlassen? Es erschreckt uns nämlich.»
«Das soll es auch», erklärte der Buddha streng. «Warum sonst glaubt ihr denn, daß ich lache?»
«Das ist aber nicht nett von Ihnen», ereiferte sich Bärbel nun, «dies hier ist schließlich ein Kinderparadies, und da ist es durchaus nicht nötig, die Gäste zu erschrecken.»
«Es ist auch durchaus nicht nötig, daß die Gäste Goldstücke klauen», erwiderte der Buddha höhnisch. «Hättet ihr das nicht getan, so wäre die Schatzhöhle so geblieben, wie sie am Anfang war. Ihr hättet euren Weg ohne den unheimlichen Zwischenfall fortsetzen dürfen. Durch das Tal der Wasserfälle. Jetzt ist dieser Weg versperrt, und ihr müßt, ob ihr nun wollt oder nicht, durch die Geisterschlucht! – Viel Vergnügen!»
«Danke bestens», sagte Hans gelassen. «Dürfen wir nun noch fragen, wo der Weg weitergeht?»
«Auf den Bauchnabel drücken und dann immer geradeaus.» Der Buddha schwieg, klappte die Augendeckel nieder und gab von da an keinen Ton mehr von sich.

«Auf wessen Bauchnabel müssen wir denn drücken?» fragte Bärbel, «meiner funktioniert jedenfalls nicht. Ich habe es soeben versucht.»
Auch die Jungen stellten fest, daß ihre Bauchnäbel nicht funktionierten. Sie drückten wohl, doch es geschah nicht das geringste. Da fiel Ernsts Blick auf den Nabel des Buddhas.
«Das ist der richtige!» rief er freudig. «Seht nur, er sieht aus wie eine Türglocke!»
Hans streckte den Zeigefinger aus und drückte. Ein Zittern lief durch die gewaltige Figur, und im nächsten Augenblick klappte der ganze Bauch zurück wie eine Tür. Hans pfiff durch die Zähne.
«Donnerwetter, da müssen wir ja mitten durch den Buddha gehen. Es sieht aber auch tatsächlich aus wie der Eingang einer Höhle. Aber hat man je so etwas gehört? – Ziehen wir also los; es scheint wirklich der einzige Weg zu sein, der von hier aus weiterführt.»
Fritz drängte sich vor. «Ich gehe voraus», erklärte er bestimmt. «Ich habe euch das eingebrockt, als erster stürze ich mich in die Gefahr.»
Nun, so schlimm war es allerdings nicht – wenigstens vorläufig. Die Kinder betraten hintereinander den Bauch des Buddhas und fanden sich sogleich in einem ziemlich engen Gang, demjenigen ähnlich, den sie bis dahin benützt hatten. Es war sogar ein wenig Licht vorhanden, so daß Hans das Talglämpchen nicht brauchte.
Schon nach wenigen Schritten erweiterte sich der Gang. Durch einen massiven Torbogen konnten die Kinder in ein düsteres Felsengewirr hinaussehen. Der Anfang

eines schmalen Pfades, der sich einer senkrechten Felswand entlang schlängelte, war eben noch zu erkennen. Weiter hinten verlor er sich im Dämmerlicht.
Fritz blieb stehen. Mit einem zitternden Finger deutete er nach oben. Über dem Torbogen war eine Schrift zu erkennen:

EINGANG ZUR GESPENSTERSCHLUCHT

Wer hier eingeht, lernt das Gruseln kennen.
Da wohnen die verdammten Seelen in der Finsternis,
da haust das Grauen.
Fremdling, nimm dich wohl in acht!

«Klingt nicht gerade sehr einladend», meinte Fritz kläglich. «Wer hier eingeht? – Müssen wir tatsächlich hier eingehen?»
«Klar müssen wir hier hinein», erwiderte Hans, doch seine Worte klangen nicht sehr überzeugt. Ernst und Bärbel enthielten sich der Stimme. Sie schlotterten nur.
«Nun paßt auf!» Hans versuchte einen munteren Ton anzuschlagen. «Wir werden jetzt die Gespensterschlucht passieren.»
Beim Wort «Gespensterschlucht» schüttelte es Hans, doch zwang er sich, forsch weiterzureden. «Was heißt das schon ‹Gespensterschlucht›? Nichts heißt es, gar nichts. Weil es nämlich gar keine Gespenster gibt. Versteht ihr: Es – gibt – keine – Gespenster! Was da in der Schlucht haust, sind nur Gespenster aus Pappe, die Sabor hergestellt hat. Sollen wir uns aber von Pappegespenstern einschüchtern lassen? Das fehlte gerade noch!

Wir werden jetzt frech das Tor durchschreiten und den Gespenstern aus Pappe eine Lektion erteilen. Ist das klar?»
Drei dünne, brüchige Stimmen antworteten: «Klar.»
«Gut, dann los!» rief Hans mutig und stieß Fritz vorwärts.
So betraten die Kinder die Gespensterschlucht.
Der schmale Pfad wand sich senkrechten Felsen entlang. Zum Glück war ein starkes Geländer vorhanden, denn auf der einen Seite ging es tief hinunter, auf der andern ebenso steil hinauf. Ganz unten aber fraß sich brüllend ein schäumendes Gewässer durch das Gestein.
«Hier sieht es eigentlich wie in der Aareschlucht aus!» rief Fritz über die Schulter zurück. «Und hier wie dort gibt's keine Gespenster . . .»
Der Rest des Satzes wurde durch ein vielstimmiges, unendlich klägliches Gewimmer und Geheul unterbrochen. Es klang, als ob tausend verdammte Seelen ihr Weh und ihren Jammer in die Schlucht hinausschrien.
Eiseskälte kroch an den Kindern hoch bei diesem entsetzlichen Geschrei. Und als es plötzlich abbrach, als es stille wurde, schluckten sie schwer. Hans nahm seinen ganzen Mut zusammen, faßte einen Felsvorsprung ins Auge, von dem er annahm, daß dort oben die Jammernden verborgen seien, und rief tadelnd:
«Was ist das für eine bedenkliche Katzenmusik! Das Ganze nochmals, aber ein bißchen mehr im Takt, bitte schön!»
Hinter dem Felsvorsprung wurde eifriges Getuschel hörbar. Dann tauchte der Oberkörper eines spindeldürren

Männchens auf. Es trug einen Frack, hielt ein Taktstöckchen in der Hand und sah im übrigen sehr beleidigt aus.
«Ich bin der Dirigent des Gespensterchores», piepste das Männchen vorwurfsvoll.
«So», gab Hans höhnisch zurück, «dann schämen Sie sich aber ein paar Jahre ganz gehörig. Euer Geheul war die kläglichste Gespenstermusik, die ich je gehört habe.»
«Darauf kommt es nicht an!» rief der dürre Dirigent böse hinunter, «ihr solltet euch besser fürchten.»
«Fürchten, ha, ha!» Hans preßte mit aller Gewalt ein großes Lachen aus der Brust. «Wir sollten uns fürchten vor diesem Gejammer? Passen Sie einmal auf, wie das tönen muß!»
Auf ein Zeichen von Hans stießen die Kinder ein so fürchterliches Geheul aus, daß sie selber darob erschraken. Hinter dem Felsvorsprung aber ging etwas vor. Zuerst verschwand das Männchen blitzartig, und dann war nur noch Gepolter zu hören und das Getrappel fliehender Füße. Der Gespensterchor befand sich in voller Flucht.
Diesmal lachte Hans richtig. Auch die Freunde stimmten mit ein. Bärbel gluckste und quietschte vor Vergnügen.
«Oh, oh, mein Bauch!» krähte sie, «oh, oh, was für ein schrecklich gefährlicher Gespensterchor. Flieht Hals über Kopf vor einer Schar Kinder, die ein bißchen schreien.»
Jetzt setzten die Jungen den Weg in bedeutend besserer Stimmung fort. Sie freuten sich sogar auf das nächste Gespenst, und – lange brauchten sie darauf auch nicht zu warten. Die kleine Schar bog eben um die Felsnase,

da stockten ihre Schritte. Vor ihnen stand ein Mann. Eigentlich ein ganz gewöhnlicher, alltäglicher Mann. Aber es fehlte ihm der Kopf. Einen Arm hielt er gebogen, als ob er etwas trüge. Doch war nicht zu sehen, was.
Eine Weile schien sich der Mann an den erschrockenen Mienen der Kinder zu weiden. Dann sagte er plötzlich:
«Ich bin der Mann mit dem Kopf unter dem Arm!»
Merkwürdigerweise schien die Stimme aus einer dunklen Nische zu dringen, die gleich hinter der Felsnase lag. Als die Wirkung auf die eben gesprochenen Worte ausblieb, wiederholte der Mann seinen Spruch, diesmal etwas vernehmlicher:
«Ich bin der Mann mit dem Kopf unter dem Arm!»
«Sehr erfreut», sagte nun Hans. «Daß mit Ihrem Kopf nicht alles ist, wie es wünschenswert wäre, sehen wir. Wo aber ist der Kopf? Sie tragen ja nichts unter dem Arm.»
Der Mann schien zu erschrecken. «Ein Mißgeschick!» rief er hierauf, «ein kleines Versehen, meine Herrschaften. Bitte um einen Augenblick Geduld. Ich habe den Kopf dort hinten liegenlassen ... Einen Augenblick, meine Herrschaften, ich hole ihn gleich.»
Er wollte sich entfernen, doch Hans hielt ihn zurück. «Bleiben Sie nur ruhig. Sie Mann mit dem Kopf unter dem Arm ...»
«Nein, nein!» unterbrach das Gespenst den Jungen heftig, «ich werde gleich wieder hier sein, meine Herrschaften. Es gilt nicht, ich habe den Kopf lediglich aus Versehen liegenlassen, werde ihn aber sogleich herbeischaffen ...»

«Bemühen Sie sich nicht!» rief Hans belustigt, «lassen Sie Ihren Kürbis liegen, wo er ist. Verstehen Sie doch! Wir legen gar keinen Wert darauf, ihn zu sehen. Auf Wiedersehen, mein Herr, es hat uns sehr gefreut.»
Die Kinder ließen den vergeßlichen Mann ganz einfach stehen und gingen weiter, immer dem schmalen Felspfad entlang. Tief unten rauschte das Wasser. Die Wände der Schlucht waren feucht, und manchmal trieben Nebelschwaden vorbei. Ein ungewisses Dämmerlicht wechselte mit tiefen Schatten ab. Nur hin und wieder brach irgendwoher ein Lichtstrahl bis auf den Felspfad. Dann glitzerten Millionen Tropfen auf und zauberten Regenbogen wie durchsichtige Brücken in die Schlucht.
Weiter gingen die Kinder, immer weiter. Eben erschien gerade vor ihnen wieder eine leuchtende Brücke, die nichts anderes als ein Regenbogen war. Sie führte von der gegenüberliegenden Felswand direkt auf den Pfad. Ein prächtiger Anblick! Doch jetzt hörten die Kinder auf einmal eine laut wehklagende Stimme. Und dann blieben sie wie angenagelt stehen.
Mitten auf der Regenbogenbrücke stand eine Frau!
Sie trug ein weißes, wallendes Gewand und schien ganz verstört zu sein. «Mein Sarg», rief sie weinend, «wo ist mein Sarg? Mein schöner, bequemer Sarg; er ist fort, verloren . . .»
Langsam, immerfort verzweifelt die Hände ringend, kam die Frau auf der Regenbogenbrücke gegen den Pfad geschritten. Dazu jammerte sie ununterbrochen: «Oh, mein Sarg, oh, wer bringt mir meinen Sarg wieder!?»

Je näher die Frau kam, desto heftiger schlotterten die Knie der Jungen. Jetzt – jetzt betrat die Frau den Pfad, direkt neben den Kindern. Im gleichen Augenblick erlosch auch der Lichtstrahl – der Regenbogen löste sich in nichts auf. Die Brücke war verschwunden.

«Da ... das war hö ... höchste Zeit», stammelte Fritz, der der Frau am nächsten stand. «Ma ... man hat so ... soeben ihre Brücke abge ... gebrochen.»

Die Frau jedoch schien nichts zu hören. Jammernd und händeringend schritt sie geradewegs in den Felsen hinein.

Aufatmend blickten die Kinder einander an. Das war nun entschieden nicht nach ihrem Geschmack gewesen. Eine Frau, die ihren Sarg sucht – nein, bitte schön. Einstimmig beschlossen sie, Sabor zu ersuchen, solche geschmacklose Scherze in Zukunft zu unterlassen. Dann gingen sie weiter.

Etwas weiter vorn verschwand der Felspfad in einem dunklen Loch. «Hier scheint ein Tunnel zu sein», vermutete Hans. «Wahrscheinlich war es nicht gut möglich, hier den Pfad außerhalb des Felsens anzubringen. Da bricht man eben einen Tunnel ins Gestein. Das ist viel bequemer.»

Diesmal hatte Hans aber gründlich danebengeraten. Es war kein gewöhnlicher Tunnel. Das sollten sie sogleich erfahren.

4. Kapitel

Die Gruft der Skelette. Ist Sabor noch immer ein Bösewicht? Die Lösung dieser Frage findet sich nicht im Ballon-Schlaraffenland.

Bärbel stieß einen erschreckten Ruf aus und deutete auf den Höhleneingang, der ihnen aus ungefähr zehn Metern Entfernung dunkel entgegengähnte. Dort am Boden lag etwas: Ein kohlschwarzer Hund? Nein, kein Hund. Aber was war es?

Diesmal fuhr der Schreck den Jungen schlimmer als je zuvor in die Glieder. Das, was dort lag, schwarz behaart, mit glühenden Augen – das war eine Spinne!

Ja, ihre Augen hatten richtig gesehen. Es war wirklich eine Spinne. Aber was für ein Monstrum von einer Spinne! Kein Wunder, daß die Kinder zuerst an einen Hund gedacht hatten. Das eklige Spinnenvieh war so groß wie eine riesige Bulldogge. Und jetzt – Himmel, tu dich auf! –, jetzt bewegte es sich auf die Kinder zu.

«Haut ab!» schrie Fritz außer sich vor Angst. Die Kinder wollten umkehren, zurückeilen, davonstürzen. Doch ein hoher Piepston im Rücken hielt sie zurück. Es war die Spinne, die sich jetzt vernehmen ließ. «Halt, nur nicht so eilig!» rief sie mit lächerlich hoher Stimme. Die Kinder gehorchten widerstrebend.

«So ist's recht», piepste der Gliederfüsser befriedigt. «Kommt einmal näher, ihr da!»
Wieder gehorchten die Kinder wie unter einem Zwang. Schritt um Schritt gingen sie auf die Riesenspinne zu, bis sie dicht vor ihr standen.
Die Spinne sah wahrhaft grausig aus mit ihrem schwarzbehaarten Körper. Auch die Beine waren dicht mit Haaren besetzt. Die Augen glühten rot, unheilverkündend. Und doch war da etwas, das die Spinne irgendwie anheimelnd erscheinen ließ, wenn man sie genau anschaute. Auf dem Kopf trug sie nämlich eine Kuckucksuhr.
«Ich habe euch etwas zu sagen», piepste die Greuelgestalt, ohne den seltsamen Kopfschmuck zu erwähnen. «Also, so sage ich euch denn: Hier haust das Grauen. Tausend verdammte Seelen schmachten in der Schlucht. Und wenn die grauen Nebelschwaden steigen, dann kommen sie hervor aus ihrer Gruft – hervor ans Licht des Tages . . .»
Jäh brach die Spinne ihre Schauergeschichte ab. Auf ihrem Kopf war nämlich etwas geschehen. Das Türchen der Kuckucksuhr war aufgesprungen, ein kleines, bunt bemaltes Vögelchen war herausgeschnellt und hatte mitten in die schaurigen Ankündigungen der Spinne hineingerufen: «Guggu . . . Guggu . . . Guggu . . .»
«Drei Uhr», platzte Fritz heraus. Dann schaute er auf die Armbanduhr. Seine Miene wurde streng.
«Frau Spinne», sagte er, «Sie gehen zehn Minuten hintennach. Es ist jetzt nämlich genau zehn Minuten nach drei.»

«Was, schon so spät?» Frau Spinne regte sich plötzlich furchtbar auf. «Zehn nach drei . . .
Das hat jetzt gerade noch gefehlt! Schon so spät, zudem vier Kunden im Anmarsch, und ich habe noch keinen Alarm geblasen. Da muß ich . . .»
«Nicht nötig», fiel Hans ein, «blasen Sie ruhig alles, was sie wollen, nur nicht Alarm. Blasen Sie meinetwegen den Radetzkymarsch. Wir aber gehen jetzt auf jeden Fall weiter.»
«Nichts da!» schrie die Spinne entsetzt, «haltet sofort an! Es ist da drin gar nichts vorbereitet . . . Halt, bleibt sofort stehen – halt!»
Das Gekeife ging in ein anhaltendes Gejammer über. Hans und seine Freunde aber drängten sich an der Riesenspinne vorbei und betraten den vermeintlichen Tunnel. Sie wollten ihren Weg fortsetzen.
Doch hier handelte es sich leider nicht um einen Tunnel, der direkt durch den Felsen führte. Kaum hatten Bärbel und die Jungen den Eingang durchschritten, merkten sie auch schon, daß sie sich geirrt hatten. Ja, es war ein Irrtum, und zwar ein ganz gewaltiger. Statt des erwarteten Tunnels nämlich lag ein weiter, hell beleuchteter Raum vor ihnen. Und in diesem geschahen Dinge, wie sie noch keines Menschen Auge je erblickt hatte.
Reges Leben herrschte allenthalben. Man hätte glauben können, in einem Aufenthaltsraum oder in einer großen Bastelstube zu sein, wenn nicht – ja, wenn nicht die vielen Skelette gewesen wären. Es war überhaupt kein Mensch zu erblicken, dafür jedoch eine Menge Knochengerüste, die den verschiedensten Beschäftigungen

oblagen. Wirklich – da vergnügten sich zum Beispiel vier Gerippe an einem Tisch mit einem Kartenspiel. In einer Ecke spielten zwei Tischtennis, in einer andern übten einige den Salto mortale rückwärts.
Und hier löste sich auch das Rätsel der Kuckucksuhr. Eine Werkbank stand da, völlig mit Uhrenbestandteilen bedeckt. Gehäuse, Zahnrädchen, Zeiger, Pendel, Schnüre und Gewichte sowie eine größere Anzahl kleiner bunter Kuckucke lagen säuberlich geordnet auf dem Tisch. Vor all diesen Schätzen aber, auf einem Drehstuhl, saß wiederum ein Knochengerippe. Die Uhrmacherlupe hatte es ins rechte Auge geklemmt, und seine Knochenfinger waren gerade damit beschäftigt, einen Kuckuck auf das Federchen zu schrauben.
Plötzlich hielt das Skelett in seiner Arbeit inne und murmelte: «Ist die Uhr, die ich draußen zum Trocknen aufgehängt habe, wohl schon soweit?»
Hierauf erhob sich der Knochenmann. Er wollte hinausgehen. Da erblickte er Bärbel und die Jungen, die mit offenem Mund vor dem Eingang standen. Das Gerippe bremste, drehte sich um und eilte in den Hintergrund. Dort mußte, den polternden Geräuschen nach zu schließen, eine muntere Kegelpartie im Gange sein.
Die vier Kinder beobachteten, wie der beinerne Uhrmacher einem Gerippe, das eben zu einem kräftigen Kegelschwung ansetzte, auf das Schlüsselbein klopfte.
«Ich bin gespannt, was nun passieren wird», flüsterte Hans. Weder er noch seine Freunde spürten irgendwelche Angst vor diesen Skeletten. Sie wußten ja, daß alles in der Geisterschlucht das Werk Sabors war, daß nichts

wirklich Schlimmes dabei sein konnte, denn schließlich befand sich diese Schlucht im Kinderparadies. Freilich waren sie wegen des dicken Fritz auf diesen Weg geraten. Hätte der Bürgermeister von Schlaraffia das Goldstück liegen gelassen, dann wären sie alle miteinander friedlich durch das Tal der Wasserfälle zum Schloß gelangt, wo Sabor auf sie wartete. Eine Strafe mußten die Kinder also gewärtigen, und verschiedentlich waren sie ja auch erschreckt worden.

Vor diesen Skeletten aber hatten die Kinder wirklich keine Angst. In der hellen Beleuchtung sahen sie durchaus nicht gruselig aus. Im Gegenteil, sie wirkten geradezu komisch.

Der Uhrmacher hatte seinen Bericht beendet. In großer Eile klapperte jetzt ein Skelett quer durch den Raum auf die Kinder zu. Es rang die Hände und war anscheinend völlig verzweifelt.

«Ein Mißgeschick!» jammerte es schon von weitem, «ein schreckliches Mißgeschick, liebe Leute! Die Alarmvorrichtung hat nicht funktioniert, und jetzt trefft ihr uns hier völlig unvorbereitet. Oh, was für ein schwarzer Tag!» Stöhnend putzte sich das Gerippe den Schweiß von der Stirn. Tatsächlich, sein blanker Schädel glänzte vor lauter Schweißtröpfchen.

Hans versuchte das Skelett zu beruhigen. «Nehmen Sie es nicht gar so tragisch, lieber Freund. Wir wollen Sie nämlich nicht aufhalten. Wir sind ja nur auf der Durchreise zum Schloß.»

«Eben darum!» so rief das Gerippe laut klagend, «Durchreise! . . . Das ist es ja. Alle Reisenden müssen

auf ihrem Weg durch die ‹Gruft der tanzenden Skelette›, und das ist dieser Raum hier.» Der Knochenmann zeigte mit dem Arm ringsum.
«Dann ist ja alles in Ordnung!» rief Hans munter. «Der Weg führt also durch diesen Saal. Gut, hier sind wir jetzt. Nun brauchen Sie uns nur noch den Ausgang zu zeigen, und wir gehen weiter.»
«Aber nein!» schrie das Knochengerüst, neuerlich von Verzweiflung ergriffen, «so geht das nicht. Ihr solltet diese Gruft nicht in diesem hellerleuchteten Zustand durchschreiten. Es muß dunkel sein, stockdunkel. Jetzt graut euch gar nicht vor den Skeletten.»
«Gewiß nicht», gab Bärbel zu, «wir finden euch sogar äußerst sympathisch bei Licht.»
«Eben, jetzt verstehen wir uns!» Das Gerippe atmete erleichtert auf. «Darf ich die Herrschaften daher bitten, nochmals ein Stück weit auf dem Felspfad zurückzugehen und dann wieder zu kommen. Ich werde hier inzwischen alles für einen furchterregenden Auftritt vorbereiten.»
«Mein liebes Gerippe», sagte Hans freundlich, «wir legen aber nicht den geringsten Wert auf einen furchterregenden Auftritt.»
«Aber ich!» schrie das Skelett, wieder von Angst gepackt. «Versteht doch endlich: Wir sind dazu da, Furcht zu erregen, wenn Reisende kommen. Daß ihr uns beim Kegeln erwischt habt, ist nur darauf zurückzuführen, daß die Alarmvorrichtung nicht funktionierte. Der einfältige Uhrmacher hat nämlich seine Kuckucksuhr an der Spinne zum Trocknen aufgehängt . . .»

«Nun gut, wir gehen nochmals zurück», meinte Hans endlich. «Das müssen wir wohl, wenn uns das Obergerippe so inständig darum bittet.» Die Kinder verließen die Felsenhöhle, vorbei an der Spinne vor dem Tor. Das riesige Tier rührte sich nicht. Als Hans jedoch etwas später umkehrte und sich mit seinem Gefolge dem Eingang wieder näherte, richtete es sich auf und begann zu sprechen:

«Ich sage euch, hier haust . . .»

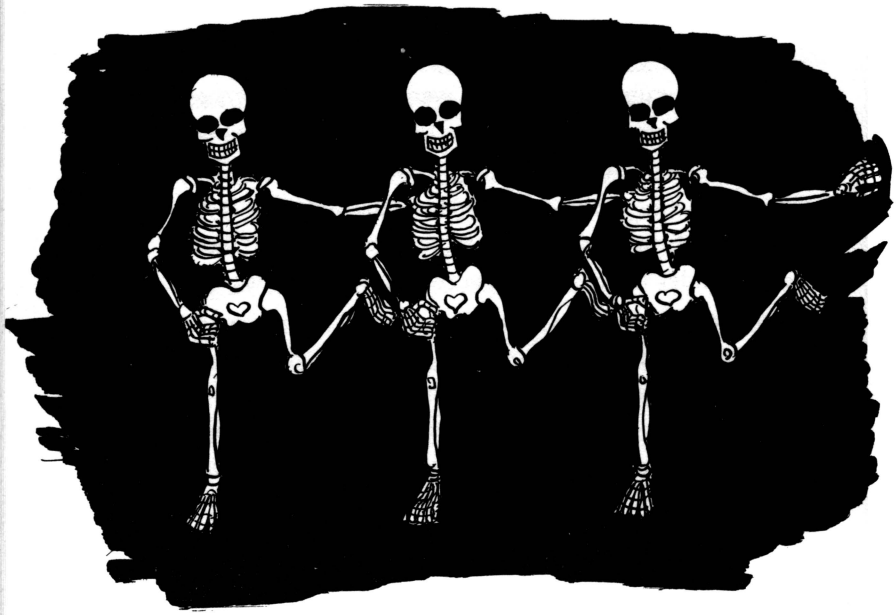
«. . . . das Grauen», ergänzte Hans ungeduldig. «Wir wissen es, liebe Spinne. Aber geben Sie jetzt endlich Alarm, sonst sind die Gerippe in der Höhle wieder beim Kegeln, wenn wir eintreten.»

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, stieß Hans das gewaltige Spinnentier mit dem Knie sanft zur Seite. Die Kinder betraten die Gruft der Skelette.

Ha, diese Veränderung! Diesmal schien es zu klappen. Tiefe Finsternis herrschte ringsum. Stille war es bis auf . . . Aha, die Gerippe traten in Tätigkeit. Erst leise, dann immer vernehmlicher klapperte es überall im Dunkeln. Und dann tauchten die Skelette auf. Ihre Gebeine leuchteten durch die Finsternis. Es war ein wirklich furchterregender Anblick.

«Brrr!» rief Bärbel, «das ist entsetzlich. Seht nur, sie tanzen sogar.»

Tatsächlich, die Gerippe tanzten jetzt ein schauerliches Ballett. Die Musik bestand aus Knochengeklapper. Die Knochenmänner fuhren strahlenförmig auseinander, eilten wieder an einen Punkt zusammen, sprangen einzeln und gruppenweise mit gespreizten Knochenbei-



nen in die Höhe und klapperten dazu wie hundert Windräder.

Darauf tanzte die ganze Schar in den Hintergrund, und – da klappte es auf einmal nicht mehr. Höllisches Gerumpel ertönte während längerer Zeit, Schmerzensrufe mischten sich in das Gepolter, dann war es ruhig. Doch nicht lange, denn sogleich erhob sich eine zornige Stimme:

«Vortänzer, Sie unglücklicher Esel, wie haben Sie das wieder fertiggebracht? Führen die ganze Ballettgruppe mitten in die Kegel hinein! Was für eine neuerliche Katastrophe!»

«Licht!» schrie eine andere Stimme, «jemand soll augenblicklich Licht machen!»
Zufällig hatte Hans schon beim ersten Besuch in der Höhle den Lichtschalter entdeckt. Jetzt tastete er sich im Finstern dorthin. Wenige Sekunden später war die Gruft wieder hell erleuchtet.
Ach, was für ein Anblick! Die Kinder kugelten sich beinahe vor Lachen. Der Vortänzer hatte das Ballett im Dunkeln aus Versehen auf die Kegelbahn geführt. Dort waren die Gerippe in geschlossener Schar mitten in die aufgestellten Kegel hineingetanzt. Dabei hatten sie natürlich die Kegel umgeworfen, waren im Finstern auf die runden Hölzer getreten und ausgerutscht. Jetzt lag alles durcheinander am Boden: Gerippe und Kegel nebst einigen Kegelkugeln.
Laut lachend entfernten sich die Kinder. Der Obmann der Gerippe rief ihnen zwar aus den Kegeln heraus mit weinerlicher Stimme nach, sie sollten doch warten; er werde alles, alles sofort in Ordnung bringen und den furchterregenden Auftritt unverzüglich wiederholen.
«Entwirren Sie zuerst Ihre Gebeine!» rief Hans lachend zurück. Hierauf betraten die Kinder den Felsenpfad.
Der Weg führte nun ziemlich steil nach oben. Das Rauschen des Flusses drang immer leiser an die Ohren der Kinder, je höher sie stiegen. Die Wand oberhalb des Felsenpfades hing nun oft bedrohlich über, manchmal so stark, daß sich die Kinder beinahe bücken mußten, um weiterzukommen. Der Weg glich mehr und mehr dem Felsenpfad in einer der berühmten Schweizer Schluchten.

Plötzlich hörten sie Stimmen. Direkt hinter dem nächsten Felsvorsprung sprachen Leute miteinander, und zwar Leute, die ihnen bekannt waren.
«Herr Admiral!» rief Hans freudig, «Herr Admiraaal!»
«Da bin ich schon», kam prompt die Antwort hinter der Ecke hervor. Und im nächsten Augenblick wurde eine Gestalt sichtbar. Es war aber nicht der Admiral, sondern ein riesiger schwarzer Gorilla.
«Cäsar!» jubelte Bärbel, «o wie fein, da kommt unser Cäsar!»
Der riesige Affe eilte laut schnatternd herbei. Vor den Kindern blieb er stehen, trommelte zähnefletschend mit den Fäusten auf die Brust, schlug die flache Riesenhand klatschend vor die Stirn und zeigte auf jede erdenkliche Weise seine Freude über das Wiedersehen. Schließlich packte er jedes der Kinder sachte am Kopf und drückte ihm einen lauten Schmatz auf die Stirn. Es tönte jedesmal, als ob ein Elefant sein Bein aus dem Sumpf gezogen hätte.
Nun kamen auch Sabor, der Admiral und der Vizekönig herbei. Eine große Begrüßung fand auf dem schmalen Felsenpfade statt. Und weil der Admiral sehr großen Wert auf gute Umgangsformen legte, war von nun an wieder nur noch die Rede von den Herren General, Kapitän und Bürgermeister. Die Namen Hans, Fritz und Ernst fielen nur noch selten, wie natürlich auch Bärbel von jetzt an wieder «Königin Bärbel» genannt wurde.
«Wir kommen, um euch abzuholen», erklärte Sabor, «da ihr infolge eines kleinen Mißgeschickes den Weg durch die Geisterschlucht einschlagen mußtet.»

Hans wunderte sich, daß Sabor bereits von ihrem Pech wußte. Er hatte jedoch mit diesem hochintelligenten Zwerg schon die erstaunlichsten Erlebnisse gehabt und fragte nicht weiter ... Der Admiral aber erklärte, er werde nun vorausmarschieren.

«Nicht wahr, Königin Bärbel», sagte er großartig, «es ist doch ein beruhigendes Gefühl, wenn ein Admiral die Vorhut bildet.»

«O ja, wir alle fühlen uns bestimmt viel sicherer», gab Bärbel zu und fügte zur großen Freude des bärtigen Knirpses bei: «Ganz besonders dann, wenn ein so tapferer Mann wie Sie vorangeht.»

Bei diesem Lob strahlte der Admiral und blies sich auf wie ein Luftballon. «Vorwärts!» schrie er voller Begeisterung, «folgt mir in einem Abstand von ungefähr fünfzig Metern. Ich werde euch den Weg ebnen.»

Er eilte fort, die andern folgten langsam im befohlenen Abstand. Zwei Minuten später ertönte weit vorne ein Schrei, und gleich darauf hörte man eilende Schritte. Es war der tapfere Admiral, der angerannt kam. Mit angewinkelten Armen und in vollem Galopp raste er herbei. Seine Augen waren angstvoll aufgesperrt. Hinter ihm aber tauchte eine merkwürdige Gestalt auf: ein Mann, der an Stelle des Kopfes eine brennende Glühbirne trug.

Das Gespenst war bemüht, den flüchtenden Admiral einzuholen. Dies gelang indessen nicht, weil der Knirps ein Tempo vorlegte, als wollte er den Weltrekord im Hundertmeterlauf um zwei Sekunden verbessern.

«Ich bin das schreckliche Gespenst!» schrie der Verfol-

ger in einem fort; «ich bin das schrecklichste aller Gespenster, huuu! . . .»
Der Admiral stob an der Reisegesellschaft vorbei und noch ein gutes Stück den Pfad hinunter. Das «schrecklichste aller Gespenster» wollte ebenfalls vorbeistürmen, doch der Bürgermeister von Schlaraffia stellte sich ihm in den Weg.
«Halt!» rief Fritz gebieterisch. Mit der Hand gab er dabei das Stoppzeichen wie ein Verkehrspolizist.
Der Dämon blieb stehen. Seine Glühbirne am Kopf strahlte blendendes Licht auf die Umstehenden. Das verdroß den Bürgermeister.
«Löschen Sie das Licht aus!» befahl er streng.
Das Gespenst brach in heulendes Gelächter aus.
«Huuuhuuu . . ., huhuuuuhuuu, was für ein Wurm spricht da, huhuuu, was für ein kläglicher Wurm, huhuhuuhuuu?»
«Wurm?» stieß der Dicke zwischen den Zähnen hervor, «kläglicher Wurm! . . . so sooo?» Und plötzlich schnellten seine Hände vor. Eine kurze Drehung nach links, und das Licht erlosch. Fritz hatte die Glühbirne halb ausgeschraubt.
Jetzt kam auch der Admiral herbei. Er stieß dem Kobold den Finger in den Bauch und schimpfte fürchterlich.
«Sie sind ja nur aus Pappe!» schrie er zornig, «ein gewöhnliches Gespenst aus Pappe sind Sie. Und wenn Sie etwa glauben, daß ich mich vor Ihnen fürchte . . . Da, sehen Sie, wie ich mich fürchte.»
Und er bohrte mit dem Finger ein großes Loch in den Pappebauch des Gespenstes. In diesem Augenblick löste

sich das Gespenst in nichts auf. Der Admiral stand verblüfft da und bohrte mit dem Finger in der Luft herum.

Wenig später standen die Reisenden vor einer schweren Tür. Die Gespensterschlucht war zu Ende.

Sabor murmelte halblaut, «Halibalabula», worauf die Tür lautlos zur Seite rollte. Eine schmale, steile Treppe wurde sichtbar. Nun ging es während längerer Zeit immer im Kreis herum in die Höhe. Wieder versperrte eine Tür den Weg, die auf Sabors Murmeln hin zur Seite rollte – und dann lag ein weiter Saal vor den Augen der Kinder.

Voller Freude begrüßten sie alle das Tageslicht, das durch die hohen Fenster flutete! Und erst die würzige Luft! Jubelnd eilten Bärbel und die Jungen an die weit offenen Fenster und schauten hinaus.

«Ein Schloß!» rief Bärbel entzückt, «seht doch, wir sind in einem Schloß.»

Es war das entzückendste Schloß, das man sich vorstellen kann. Ein richtiges Kleinod, ein Juwel unter den Schlössern. Natürlich war vom Fenster aus nicht sehr viel zu sehen. Doch dieses wenige genügte völlig. Es mußte sich um das schönste Schloß der Welt handeln.

Als Sabor die bewundernden Blicke der Kinder bemerkte, läutete er nach einem Schloßdiener. Ihn schickte er mit den Kindern in den Garten hinaus, damit sie das Schloß auch von außen sähen. Oh, was für ein herrliches Gebäude! Sicher standen sie vor dem allerschönsten Schloß, das man sich vorstellen konnte. Es war geradezu unwahrscheinlich harmonisch gebaut, und

dasselbe zeigte sich auch in den Farben. Dabei war es nicht sehr groß, eher klein sogar. Ein richtiges Märchenschloß.

«In einem solchen Schloß sollte man wohnen dürfen», seufzte Bärbel sehnsüchtig.

«Das sollt ihr auch», sagte der Schloßdiener darauf, «die Zimmer sind schon bereit.»

Welche Freude! In diesem prächtigen Schloß schlafen zu dürfen, das war mehr als ein Vergnügen, das war der größte Luxus, den sich die Kinder denken konnten.

«Hoffentlich spukt's da nicht wie damals im Schloß Chillon», meinte Ernst.

«Das war doch in der Kyburg», lachte Hans. «Wirklich, Ernst, ich habe nie einen vergeßlicheren Menschen kennengelernt als dich! Doch jetzt kommt, die Bärtigen stehen schon ungeduldig am Fenster. Sie erwarten uns sehnlich im großen Salon.»

Sabor empfing die Gäste unter der Tür.

«Setzen Sie sich, Frau Königin, und auch Sie, meine verehrten Herren. Nachher werden wir im kleinen Schlaraffenland eine Kleinigkeit essen . . .»

«Was sagen Sie da?» fiel ihm der Bürgermeister schnell ins Wort, «eine Kleinigkeit essen, haben Sie gesagt? – Ich habe einen Riesenhunger!»

«Nun, dann essen Sie eben etwas mehr», lachte Sabor. «Jedenfalls ist es so, daß unser Herr Vizekönig vorher etwas mit mir besprechen will, und zwar in Ihrem Beisein. Lassen Sie hören, mein Herr.»

Der Vizekönig wetzte eine Weile auf seinem Stuhl hin und her. Er wußte nicht recht, wie er anfangen sollte.

«Nun . . ., äh . . ., Herr Sabor . . . ja . . ., was ich sagen wollte», murmelte er endlich, «die Sache ist . . ., wenn ich so sagen darf . . ., nicht so einfach . . ., äh . . ., Sie verstehen, Herr Sabor, ich möchte Sie durchaus nicht beschuldigen, aber . . . Wissen Sie etwas von den Leuten, die in letzter Zeit auf so geheimnisvolle Art verschwunden sind?»

Jetzt war es heraus. Der Vizekönig schnaufte hörbar vor Erleichterung. Sabor aber zeigte sich äußerst erstaunt.

«Wie, Herr Vizekönig, es verschwinden Leute? Wohin verschwinden sie denn?»

«Ja, wenn wir das wüßten!» Der Vizekönig schüttelte traurig sein weißes Haupt. «Wir wissen es eben nicht, Herr Sabor. Sie verschwinden einfach und kommen nicht mehr zurück.»

Sabor überlegte eine Weile. Dann fragte er langsam: «Und warum, Herr Vizekönig, glauben Sie, daß ich etwas damit zu tun habe?»

Der greise Mann wurde wieder furchtbar verlegen.

«Nun . . ., äh . . ., Sie sind der einzige, der . . . äh . . . äh . . .»

«. . . . der frech genug wäre, so etwas zu tun», half ihm der Zauberer nach. «Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?»

Die Verlegenheit des Vizekönigs kannte keine Grenzen mehr. Er zog sich am Silberbart, als ob er ihn ausreißen wollte. Dazu schnappte er nach Luft und war ungeheuer bemüht, etwas zu sagen. Doch das gelang ihm nicht. – Hans mußte sich einschalten.

«Herr Sabor», sagte er ernst, «es kann selbstverständlich

nicht die Rede davon sein, daß wir gegen Sie irgendeinen Verdacht hegen. Aber irgendwo müssen wir doch unsere Suche beginnen.»
«Ja, ja, und da fängt man eben dort an, wo früher – und wenn es auch noch so weit zurückliegt – einmal etwas nicht in Ordnung war. Man hat also meine damaligen Streiche noch nicht vergessen.»
«Vergessen nicht, Herr Sabor, aber verziehen. Doch das hat gar nichts mit unserer Frage zu tun. Wir wollten Sie eigentlich um Ihren Beistand bitten. Alle die verschwundenen Leute müssen selbstverständlich wieder gefunden werden.»
«Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung, Herr General.»
«Danke, Herr Sabor, genau das wollten wir von Ihnen hören. Und nun . . ., he, wo steckt denn eigentlich unser Cäsar?»
«Er wartet unten», erklärte der Vizekönig. «Raubtiere gehören nicht in den Salon.»
«Cäsar ist kein Raubtier!» rief Bärbel entrüstet. «Cäsar ist ein Menschenfreund.»
«So, so, ist er das? Warum schreiben die Menschen denn immer solche Schauergeschichten über die Gorilla? Die meisten sind jedenfalls davon überzeugt, daß er eine gefährliche Bestie ist.»
«Ich werde dafür sorgen, daß die Menschen ihre Meinung ändern!» rief Bärbel. Und dazu war das Mädchen wirklich fest entschlossen. Alle Leute sollten erfahren, daß der Gorilla zu Unrecht ein schwarzer Teufel genannt wird. – Wie Bärbel den Leuten das beibringen könnte, wußte sie allerdings nicht.

Fritz knurrte laut mit dem Magen. Alle hörten das Geräusch, selbst Cäsar, der vor dem Portal wartete; bei diesem Geknurr horchte er auf.
«Paß auf!» rief Hans, «Cäsar glaubt bestimmt, ein anderer Gorilla rufe ihn. Erkläre ihm sofort die Lage, sonst umarmt er dich vor Freude, und dabei würden deine äußeren Umrisse bestimmt nicht wenig Schaden nehmen.»
Das sah auch der Bürgermeister ein. Er ging rasch hinaus, ergriff die Riesenhand des Gorillas und legte sie sich auf den Magen. Die Wirkung dieser Handlung war erstaunlich. Cäsar entdeckte, woher das Knurren kam, ergriff seinerseits des Bürgermeisters Hand und legte sie auf seinen eigenen Magen. Auch in seinem Innern knurrte es gewaltig.
Anschließend hüpften beide, der Bürgermeister und der Gorilla, eine ganze Weile vor Freude, wie zwei Gummibälle auf und ab. Cäsar trommelte sich dazu wieder mit den Fäusten auf die Brust. Fritz fühlte sich verpflichtet, dasselbe zu tun, und es gelang ihm auch ganz ordentlich. Nur erlitt er dabei unvermittelt einen Hustenanfall.
Von nun an waren die beiden unzertrennlich. Auch Bärbel hatte der gutmütige Cäsar in sein großes Gorillaherz geschlossen. Das Mädchen konnte zwar nicht so prächtig mit dem Magen knurren, dafür sang es Cäsar die neuesten Schlagerlieder vor. Der Gorilla nahm dann Bärbel wie ein kleines Kind auf den Arm und lauschte verzückt. Am liebsten hörte er:
«Holt mir den Mann vom Mond herunter.»

Alle verließen nun den Schloßpark. Hoch oben schwebten die bunten Ballone mit ihren Seilbähnchen. Schon bei ihrer Ankunft hatten sich die Kinder gewundert, was wohl die an Stelle von Ballonkörben angehängten Pavillons enthalten mochten.

Nun sollten sie erfahren, was für unerhörte Dinge der Zauberer Sabor dort oben für seine Gäste bereitgestellt hatte.

Was sie als nächstes betraten, war eine Seilbahnstation. Unaufhörlich kamen und gingen die Kabinen.

«Einsteigen, bitte!» rief Sabor. Bärbel und die Jungen setzten sich in das erste Bähnchen. Sabor, der Vizekönig und der Admiral bestiegen das nächste und Cäsar ganz allein das dritte.

«Schaut!» rief Bärbel entzückt, «die Seilbahn führt direkt zu den Ballonen hinauf.»

Tatsächlich, die Kabine stieg steil in den Himmel hinauf. Schnell fiel der Boden zurück, die Gebäude, Seelein und Parks schrumpften zusammen. Selbst der Berg im Hintergrund der Insel wurde rasch kleiner, und schon bald sahen die Passagiere die Insel in ihrer ganzen Ausdehnung direkt unter sich.

Ein kleiner Ruck – und die Maschine hielt an. Jetzt sahen die Kinder auch, was der Pavillon des größten Ballons enthielt: nämlich eine vollständige Seilbahnstation. Von hier aus führte aber nicht nur die Bahn zurück auf die Insel hinab. Kleine, für zwei Personen bemessene Kabinen flitzten von diesem Seilbahnhof aus zu den anderen zehn Ballonen.

Der arme Cäsar mußte in der Station zurückbleiben. Die

andern fuhren mit den kleinen Kabinen in verschiedenen Richtungen hinaus zu den Ballonen.
Oh, was für ein herrliches Schlaraffenland hatte Sabor da erdacht! Man denke doch nur: ein Schlaraffenland, verteilt auf zehn Pavillons, die hoch in der Luft an großen bunten Ballonen hängen. Hat es so etwas schon gegeben?
Hans und Bärbel gerieten zuerst in die Wursthalle. Du lieber Himmel, diese Würste! So viele, und die meisten riesig groß. Hohe Kreuzstapel von lauter Salamiwürsten allen Wänden entlang, Körbe voller Streich-, Rauch-, Leber- und Zungenwürsten, an der Decke lange Stangen mit Dauerwürsten, Frankfurter, Wiener, Halbstädter Würsten, Servelats, Schweinswürsten und Schüblingen, am Boden meterlange Bratwürste, aufgewickelt auf Rollen wie Kabel, kurz: eine Wurstversammlung, wie sie reichhaltiger und farbenprächtiger niemals beisammen war.
«Ich hätte Lust auf eine Wurst», seufzte Bärbel, «wenn ich nur wüßte, wo ich eine hernehmen soll.»
Hans kicherte. Dann klaubte er aus dem nächsten Korb ein kleines Würstchen. «Hier, Frau Königin», rief er theatralisch, «nehmen Sie diese Rarität als Geschenk aus meinen Händen.»
«Danke, Herr General, Würste sind ja hierzulande so selten», gab Bärbel im selben Ton zurück. Und sie aß das Würstchen.
«Hast du keinen Hunger?» fragte Bärbel eine Weile später. Sie saßen im Seilbähnchen auf dem Weg zum nächsten Ballon.

«Doch, doch, ich habe sogar mächtig Hunger», erklärte Hans lachend, «doch ich verspüre Lust auf etwas Gebratenes.»

Der nächste Pavillon enthielt Früchte. Welche Pracht auch hier! Wieder hatte Sabor ein wahres Meisterstück von Ausstellungskunst vollbracht. Der Raum war völlig leer bis auf eine riesige flache Schüssel. Dieses Gefäß war aus Silber und maß gut fünf Meter über die Mitte. Darin aufgehäuft, in farbenfrohem Kunterbunt, lagen alle bekannten Früchte und noch viele andere dazu. Orangen, Birnen, Äpfel, Bananen, Mandarinen, Feigen, Datteln, Ananas, Aprikosen, Zwetschgen, Pfirsiche, Kirschen und Trauben. Und von allen nur die schönsten und größten Stücke.

«Vorsicht!» warnte Hans seine Freundin, die sich ein paar riesige Eierpflaumen herausgefischt hatte. «Paß auf und überiß dich nicht schon bei den Früchten. Ich schätze, daß noch andere gute Dinge in diesem einzigartigen Schlaraffenland zu finden sein werden. Stopf dir also den Magen nicht gleich zu Beginn schon voll.»

«Das mache ich auch gar nicht», versprach Bärbel, «nimm nur du deinen Mund nicht zu voll!»

«Keine Angst, ich bin vorsichtig und dazu noch umsichtig.» Hans sagte dies etwas aufgeblasen, denn er liebte es wie alle Jungen, hin und wieder den Mann hervorzukehren. Er hätte es besser nicht getan, denn was ihm kurz darauf zustieß, war eines Mannes durchaus nicht würdig. Es war sogar höchst peinlich, um es genau auszudrücken.

Hans und Bärbel befanden sich jetzt in der Konditorei.

Diese war nun wieder völlig anders eingerichtet als der Früchtepavillon. Ungefähr ein Dutzend kleine runde Tischchen standen verteilt im Raum, mit je drei Stühlen. Auf jedem Tisch lagen ein Teller, eine Gabel und ein Löffel. Von Süßigkeiten jedoch war überhaupt nichts zu sehen. Nirgends im ganzen Pavillon fand sich etwas, das auch nur im entferntesten nach einem Stück Backware ausgesehen hätte. Ja, hier drinnen schien nicht einmal das allerkleinste Schokoladewürmchen vorhanden zu sein.

«Eine komische Konditorei», meinte Bärbel und blickte erstaunt um sich. «Wo bleibt denn das süße Gebäck?»

Ja, das Gebäck – wo blieb es? Es roch hier drin zweifellos nach Konditorei, und der Ballon war auch so angeschrieben gewesen. Sonst wies jedoch wirklich nichts auf Süßigkeiten hin.

«Setzen wir uns einmal, vielleicht kommt ein Kellner», schlug Hans hoffnungsvoll vor. Noch war das Mißgeschick nicht passiert, und nichts deutete darauf hin, daß es bereits unsichtbar in der Nähe lauerte.

Bärbel und Hans setzten sich und warteten. – Nicht einmal der Frackzipfel eines Kellners zeigte sich.

«Dabei hätte ich sooo gerne eine Cremeschnitte gegessen!» rief Bärbel enttäuscht.

«Und ich ein Japonais – oder lieber gleich zwei. Aber – he, was ist denn das?»

Hans starrte auf seinen Teller. Es lagen zwei große Japonais darin. Und Bärbel staunte nicht weniger, denn eine riesige Cremeschnitte streckte sich quer über ihren Teller. Da fing Hans zu lachen an.

«Aha, so geht das, haha! Nun, dann wollen wir jetzt bestellen. Als nächstes wünsche ich einen Osterhasen, und zwar mit dickem Boden und besonders langen Ohren.»
Diesmal klappte es nicht. Der Teller blieb leer. Dafür ertönte von irgendwoher eine schnarrende Stimme: «Osterhasen sind in Halle fünf, Schokoladeartikel, erhältlich.»
«Oh, bitte um Verzeihung», murmelte Hans verlegen, doch halb belustigt. «Wie wäre es denn mit einem Mohrenkopf?»
Schwupps! – Da lag er schon, der Mohrenkopf, dunkel glänzend und hoch gewölbt. Hans strahlte. Und nun bestellten die beiden, was ihnen gerade einfiel: Erdbeertörtchen mit viel Rahm, Cremewürfel, Honigkuchen, Pfannkuchen, Rahmrollen, Cremetorte, Waffeln, Schnecken, Zitronenschiffchen.
«Schön dumm sind wir», sagte Hans matt, als er sich nach einer halben Stunde erheben wollte. Es gelang ihm erst beim dritten Anlauf. Bärbel sagte überhaupt nichts. Sie verdrehte nur die Augen.
«Da haben wir uns nun richtig mit Süßigkeiten vollgestopft», schimpfte Hans weiter, als sie sich in die kleine Kabine zwängten.
«Ich habe mindestens zehn Kilo zugenommen», behauptete Bärbel bestimmt.
«Ich zwanzig», übertrumpfte sie Hans. «Und dabei wollte ich doch etwas Gebratenes zu mir nehmen. Wo soll ich das noch unterbringen?»
Ohne sich dort aufzuhalten, besuchten Hans und Bärbel

die Abteilungen Dörrobst und Nüsse, Gemüse und Teigwaren, schlürften in der Trinkhalle eine Limonade und fuhren weiter zum heiß ersehnten Grill-Room. Sie benutzten übrigens hierzu eines der Bähnchen, die direkt von einem Pavillon zum andern verkehrten, ohne Umweg über die Zentralstation.

Tief unten lag die Insel in ihrer geheimnisvollen Pracht. Gedämpft drangen die Geräusche des Rummelplatzes an ihre Ohren. Wie von einem Flugzeug aus sah sich alles an: die grünen Parks, die blauen Seelein, die Bäche, der große See rings um die Insel mit Hunderten von Schiffen darauf.

«Bis wir alles besichtigt haben, vergehen Wochen», ließ sich Hans vernehmen. Es wollte ihm scheinen, seine Augen seien viel zu klein, alles da unten überhaupt nur anschauen zu können. Unablässig wanderte sein Blick hin und her, und immer Neues entdeckte er. Da ragte ein merkwürdiger Turm hoch auf, dort bewegte sich etwas Seltsames im Kreis herum – kurz: diese Insel barg eine Unmenge Geheimnisse, die alle besichtigt und gelöst werden mußten. Dazu war Hans fest entschlossen. Das Bähnchen fuhr ein, Hans und Bärbel stiegen aus, und . . .

«Verflixt nochmal, wir haben uns getäuscht!» rief Hans, «das ist ja gar nicht der Grill-Room. Hier ist ja die Schokoladeabteilung.»

«O weh, Schokolade!» stöhnte Bärbel entsetzt. Sie hatte von der Konditorei her so viel Schokolade im Magen, daß ihr jetzt schon vom Geruch allein beinahe übel wurde.

Auch Hans stöhnte: «Schokolade, ausgerechnet Schokolade. Und mir läuft die Schokolade schon beinahe aus den Ohren!»
Dem armen Hans sollte es aber noch viel schlimmer ergehen. Das Unheil, das ihn seit dem Besuch der Konditorei unsichtbar verfolgt hatte, holte ihn jetzt ein. Dicht vor seiner Nase schwebte nämlich plötzlich ein Teller, und darauf stand ein großer, duftender Osterhase – aus Schokolade.
«Hier ist der bestellte Osterhase», meldete eine schnarrende Stimme.
«Ich bestelle ihn ab», röchelte Hans, «fort – nur rasch fort mit dem Zeug.»
Die Stimme drängte beharrlich weiter. «Es wurde ein Osterhase bestellt – hier ist er!»
Werfen Sie ihn meinetwegen aus dem Fenster!» bat Hans mit schwacher Stimme. Der Schokoladegeruch vor seiner Nase war ihm schier unerträglich. Und er konnte seinen Kopf drehen, soviel er wollte, der Osterhase fuhr immer mit. Hans ergriff die Flucht – der Hase schwebte unbeirrt vor seiner Nase.
«Den wirst du bis an dein Lebensende nicht mehr los!» lachte Bärbel.
«Das will mir auch scheinen», klagte Hans matt.
Und Hans wurde den Schokoladehasen tatsächlich nicht mehr los. Wie ein lästiges Anhängsel schwebte er vor seiner Nase, als sie zur nächsten Halle fuhren.
Hier trafen sie eine fidele Gesellschaft. Der Bürgermeister, der Kapitän und die drei Zwerge hockten an einem offenen Kamin und brieten Hühnchen. Ein großer Hau-

fen Knochen zu ihren Füßen bewies, daß sie dieser angenehmen Beschäftigung schon eine Zeitlang oblagen. Alle sahen sehr unternehmungslustig aus, besonders aber Fritz. Der Suppenschüsseldeckelhut saß ihm ganz schief auf dem Kopf.

«Hallo!» rief er vergnügt, als Hans und Bärbel eintraten. «Wer kommt denn da? Unsere liebe Frau Königin und der sehr verehrte Herr General. Willkommen in unserer Mitte!»

Plötzlich verengten sich seine Augen. Mit einem halb abgenagten Hähnchenbein wies er auf Hans und fragte: «Sag mal, was trägst du da am Kinn herum?»

«Es handelt sich um einen Osterhasen», stieß Hans zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Er platzte beinahe vor Wut.

Da war er nun ganz in der Nähe des Ersehnten, der knusprigen Hühnchen. Und Hans wußte genau: Es roch hier herrlich nach gebratenem Fleisch. Doch ihm war der Wohlgeruch versagt. Statt dessen sog er bei jedem Atemzug den Duft des Schokoladehasen ein. Und dabei wollte ihm scheinen, er hätte zeit seines Lebens nie etwas anderes gegessen als Schokolade. Es war voll davon wie ein prall gefüllter Kartoffelsack.

Natürlich lachten alle über des Generals Mißgeschick. Besonders Sabor.

«Nur gut, daß Sie keinen Elefanten bestellt haben», kicherte der Zauberer boshaft. «Sonst würde Ihnen jetzt ein Elefant vor der Nase hangen.»

Hans stutzte. Dann trat er dicht an den kauenden und schmatzenden Sabor heran. Er packte ihn am Bart und

zwang ihn, ihm ins Gesicht zu blicken. Sabor hörte sofort auf zu kauen.
«Herr Sabor», fragte Hans streng, «woher wissen Sie, daß ich einen Hasen bestellt habe?»
»Lassen Sie erst meinen Bart los!» befahl Sabor. Hans gehorchte sofort. Jetzt streifte der Zauberer einen Ärmel zurück und zeigte sein Handgelenk.
«Daher weiß ich es», lachte er.
«Was soll das heißen?» knurrte Hans, «Sie zeigen mir Ihre Armbanduhr . . .»
«Nicht die Armbanduhr», unterbrach ihn Sabor. «Schauen Sie doch genau hin, es ist ein Fernsehgerät.»
«Waaas?» schrie Hans so laut, daß der Osterhase beinahe vom Teller kippte. «Was? Das ist ja . . . ist ja tatsächlich . . ., jetzt schaut euch das an!»
Sabor trug tatsächlich ein Miniaturfernsehgerät am Handgelenk wie eine Armbanduhr.
«Damit kann ich jeden beliebigen Punkt auf dieser Insel beobachten», erklärte Sabor stolz. «Ich brauche nur an diesem Knöpfchen zu drehen – sehen Sie, so – und das Gewünschte erscheint auf dem Bildschirm. Und da habe ich eben zufällig die Konditorei eingeschaltet, und was sehe ich? Der Herr General bestellt einen Osterhasen.»
«Haben Sie es denn auch gehört?»
«Selbstverständlich. Wie bei jedem Fernsehapparat wird auch hier der Ton übertragen.»
Hans schüttelte ungläubig den Kopf, wobei der Hase vor seinem Gesicht ebenfalls hin und her schwang. Dadurch wurde der Junge wieder an den lästigen Leckerbissen erinnert.

«Nehmen Sie das Zeug da vor meiner Nase weg!» befahl er grimmig.
«Geht nicht», erklärte Sabor. «Sie müssen erst einen tüchtigen Bissen essen. Dann verschwindet der Osterhase von selbst.»
Und Hans aß ein Ohr des Hasen. Oh, wie murkste der arme Junge an diesem einzigen Bissen herum. Endlich, endlich schluckte er, und fort war der Hase samt dem Teller.
Der Admiral kaute schweigend. Sein Gesicht glänzte wie ein eingefettetes Kuchenblech. Hans setzte sich neben ihn.
«Wäre für zwei hungrige Reisende noch etwas übrig?» wollte er wissen. Fritz gab ihm einen Bratspieß.
«Halt ihn einfach ins Feuer und denk dir etwas Gutes», sagte er mit vollem Munde.
Hans gehorchte. Für sich dachte er: «Kalbshaxe», und schwupps, steckte eine prächtige Kalbshaxe am Spieß.
Bärbel wünschte sich eine saftige Rindslende. Kaum hatte sie den Wunsch gedacht, wurde ihr Spieß so schwer, daß sie ihn mit beiden Händen fast nicht waagrecht zu halten vermochte. Ein gut zwei Kilo schweres Stück Fleisch steckte an der Spitze.
Während das Mädchen die Lende briet, erinnerte es sich plötzlich an den Gorilla. Er mußte ja immer noch in der Seilbahnstation sitzen und warten.
«Oh!» rief Bärbel bei diesem Gedanken, «o weh, der arme Cäsar! Er muß hungern, und wir schlemmen. Ich werde . . .»
«Aber Bärbel», unterbrach Fritz das anhebende Gejam-

mer, «Cäsar hungert ganz gewiß nicht. Er hat mindestens einen Zentner gebratene Hühnchen verzehrt. Ich habe sie ihm alle hinausgebracht.»
Als die Reisenden später die Station betraten, stellte Bärbel fest, daß Cäsar wirklich mitten in einem Haufen abgenagter Knochen schnarchte.
Eine gute Weile saßen die Kinder und die Zwerge vorläufig noch alle gemütlich beisammen und wünschten sich an den Bratspieß, was ihnen gerade einfiel.
Satt und faul fuhr die ganze Gesellschaft später wieder auf den Erdboden hinunter. Mit Ausnahme des Gorillas Cäsar wurde es übrigens allen während der Talfahrt schlecht.
In der Talstation herrschte großes Gelächter. Das ganze Gebäude war gesteckt voll schwarzbärtiger Zwerge. Es war Hauptmann Pimpernell, der mit seinen «lachenden Räubern» eben im Begriffe war, zu den Schlaraffenballonen hinaufzufahren.
«Hallo!» lärmte Pimpernell aufgeräumt, «was sieht denn mein Räuberauge? Frau Königin und Gefolge, potztausend!» Seine Worte waren von wieherndem Gelächter aus vielen Kehlen begleitet.
«Ach, Herr Pimpernell!» rief Bärbel, «lacht ihr immer noch unaufhörlich?»
«Klar, warum sollten wir auch nicht? Allerdings» – unvermutet wurde der Räuberhauptmann völlig ernst – «brauchen wir uns jetzt keine Tatzen mehr zu geben, damit wir eine Weile nicht lachen müssen. Wie Sie vielleicht vernommen haben, sind zwei der Unsern, nämlich Vulkan und Titan, vor einiger Zeit entführt worden. Jetzt

brauchen wir nur daran zu denken, und das Lachen vergeht uns gleich für mehrere Stunden.»
Hans schob sich vor. «Herr Pimpernell», fragte er ernst, «haben Sie gar keine Ahnung, wohin die beiden verschwunden sein könnten?»
Der Hauptmann schüttelte traurig das schwarze Haupt mit dem großen Federhut. «Keine Ahnung – nicht die geringste. Mitten am Tag – wir vergnügten uns eben auf dem Rummelplatz –, da waren sie auf einmal verschwunden. Es ist furchtbar!»

«Es werden auch Leute aus Tansibor vermißt», schaltete sich Königin Bärbel ein.
«Ich weiß, der Vizekönig hat es mir geklagt. Und merkwürdigerweise sind auch diese ausnahmslos von einem Besuch auf dem Rummelplatz nicht mehr zurückgekommen, genau wie die fünf Schlaraffen.»
Hans horchte auf. War dies nicht eine sehr wichtige Spur? Sämtliche Leute, die vermißt wurden, waren vom Rummelplatz weg verschwunden. Eines stand nun jedenfalls fest: Diesem Rummelplatz mußte sehr bald ein Besuch abgestattet werden. Hans war dazu fest entschlossen. Hätte er freilich die schlimmen Folgen voraussehen können, dann wäre Hans dem Rummelplatz bestimmt ferngeblieben. Ja sicher: Hätte Hans auch nur im geringsten ahnen können, daß jemand aus seiner Reisegesellschaft dort ebenfalls verschwinden würde – dann hätte er sich vorgesehen, und die Geschichte wäre ganz anders verlaufen.
Pimpernell wandte sich an Hans. «Herr General, können Sie etwas unternehmen, damit wir Vulkan, Titan und die andern wieder finden?»
«Ich weiß nicht – ich will es versuchen», murmelte Hans. «Eine Spur – wenn auch eine schwache – hätten wir nun. Alle sind vom Rummelplatz weg geraubt worden, und das gibt natürlich sehr zu denken. Etwas muß dort faul sein. Was es ist, werden wir hoffentlich bald herausfinden.»
Schweigend standen die Räuber im Kreise herum. Keiner lachte, denn alle mußten an die verschwundenen Kameraden denken. Bärbel erinnerte sich an ihren

Besuch auf der «Insel des Gelächters», wo Pimpernell mit seinen Räubern hauste. Damals mußten sich die Räuber, wenn sie auch nur eine einzige Stunde nicht lachen wollten, immer Tatzen geben lassen. Taten sie dies nicht, dann lachten sie ununterbrochen, als Folge eines lustigen Ereignisses, das schon rund siebenhundert Jahre zurücklag. Der Verlust ihrer Kameraden mußte die Räuber arg getroffen haben, daß sie jetzt allein schon beim Gedanken an die Vermißten zu lachen aufhörten.
«Selbstverständlich», nahm Pimpernell das Wort wieder auf, «werde ich Ihnen alle meine Räuber jederzeit zur Verfügung stellen.»
Hans nickte freundlich. «Ich nehme Ihr Angebot gerne an. Doch muß ich erst einen Plan entwerfen. Fahren Sie jetzt nur zu den Ballonen hinauf. Einen Rat gebe ich Ihnen, bestellen Sie ja keinen Hasen in der Konditorei!»
«Und wir», schlug der Admiral vor, «wir fahren jetzt zum Rummelplatz. Es liegt ein Schiff bereit, das uns hinführt.»

5. Kapitel

Bärbel wird Trolleybuschauffeuse, Hans kauft sich einen Superofen, und der Admiral wirft das Lasso.

Dicht an der Station vorbei floß ein schmaler Bach. Darin lag ein Boot, fast so breit wie der ganze Wasserlauf. Mit beiden Seitenwänden stieß es beinahe an den Ufern an. Während Pimpernell seine Räuber in die Seilbahn verfrachtete, bestiegen Hans und seine Leute das Boot. Cäsar, der Gorilla, mußte sich der Länge nach auf den Boden legen, sonst wäre das Schiffchen umgekippt.
Hans wunderte sich über diesen eigenartigen Schiffskanal. «Der Bach ist ja viel zu schmal für das Schiff», sagte er erstaunt, «es stößt doch auf beiden Seiten an.»
«Das soll es auch», erklärte Sabor, «so braucht man es nämlich nicht zu lenken. Diese Einrichtung habe ich übrigens den Schweizern abgeguckt, an der Landesausstellung vom Jahre 1939 in Zürich. Dort nannte man diese Einrichtung ‹Schifflibach›.»
«Wie wird das Boot denn angetrieben?»
«Durch das Gefälle. Dieser Bach fließt in vielen Windungen durch die ganze Insel. Und er weist gerade genug Gefälle auf, daß die Boote fahren. Ein bequemes Beförderungsmittel.»

Wirklich fanden die Kinder großes Vergnügen am «Schifflibach». Sie wollten jedoch die Fahrt von Anfang an mitmachen und baten Sabor, sie zum Startplatz zu führen.

«Nichts ist einfacher als das», lachte Sabor. Er griff in die Brusttasche, zog einen Telefonhörer hervor und sagte in die Muschel: «Den Helikopter bitte zur Seilbahnbodenstation» und steckte den Hörer wieder ein.

Wenige Augenblicke später näherte sich ein schwirrendes, flatterndes Geräusch, und gleich darauf senkte sich ein großer Helikopter geradewegs auf das Schiff herab. Zwei zangenähnliche Greifer packten das Boot vorn und hinten, und eine Sekunde später schwebte es mitsamt seinen Insassen sanft durch die Luft.

Der «Schifflibach» – so nannten die Kinder den Wasserlauf jetzt immer – begann am Fuße des Berges, auf den die vielen Seilbähnchen führten, und zwar ganz in der Nähe des Rummelplatzes. Die Endstation dagegen lag mitten zwischen den Schaubuden und Karussells. Bevor der Bach aber endete, wand er sich kreuz und quer durch die ganze Insel. Diese äußerst vergnügliche Reise traten die Kinder nun mit den Zwergen und dem Gorilla an.

Sanft hatte der Helikopter das Boot wieder ins Wasser gesetzt. Ein kleiner Stoß, und das Schiff führte seine Insassen lautlos den verwunderlichsten Dingen entgegen.

Schon bald entdeckten die Kinder, daß sie bei weitem nicht die einzigen Besucher des Wunderparks waren. Daß sich rund hundert Räuber ebenfalls auf der Insel

aufhielten, wußten sie zwar schon, doch bildeten diese schwarzbärtigen Gesellen nur einen kleinen Teil der vielen Besucher.
Gerade jetzt tauchte rechts eine Kunsteisbahn auf, und hier liefen mindestens zweihundert Zwerge Schlittschuh.
Links, auf der andern Seite des Baches, tummelten sich ebenso viele im kristallklaren Wasser eines Schwimmbades.
Als das Bassin schon fast hinter den Reisenden lag, erhob sich plötzlich vergnügtes Geschrei. Der Wellenmacher war soeben in Tätigkeit getreten. Auf und nieder schaukelten jetzt die Köpfe der Badenden, und manchmal schlugen die meterhohen Wellen völlig über ihnen zusammen.
Natürlich wollte sich Bärbel auch unverzüglich in die wogenden Fluten stürzen. Sabor meinte jedoch, dazu wäre später noch reichlich Zeit; erst sollten sie einmal alles besichtigen.
«Ihr bleibt doch einige Wochen», schloß er, «und da könnt ihr noch baden, soviel ihr wollt.»
Jetzt tauchte eine Stadt auf. Es schien eine richtige Stadt zu sein, nur in einem kleineren Maßstab. Da stand das Rathaus, dort die Post, der Bahnhof, ein Hotel, und viele Verkaufsläden gab es auch. Doch war alles dies viel kleiner als in Wirklichkeit. Auch die Wohnhäuser neben den öffentlichen Gebäuden waren entsprechend klein. Und dort fuhr sogar eine Trambahn, eine richtige Trambahn, die auf Schienen durch die Miniaturstadt fuhr. Auch sie war wesentlich kleiner als eine übliche Stra-

ßenbahn. Dies galt auch für den Trolleybus, der soeben die Hauptstraße kreuzte.
Das Schiffchen mit den Reisenden glitt am Rande des Marktplatzes entlang. Die Kinder staunten immer mehr. Das war tatsächlich eine Stadt, eine Kinderstadt freilich, doch fehlte nichts, was zu einer vollkommenen Stadt gehörte.
«Alles aussteigen!» rief Sabor. Das Boot hielt an. Neugierig betraten die Kinder die wunderbare Stadt.
Ach, was entdeckten sie doch für Herrlichkeiten! Sie fuhren mit der Straßenbahn und mit dem Trolleybus. Kaum waren sie eingestiegen, forderte der Fahrer sie auf, den Wagen selbst zu lenken. Der Kondukteur verteilte die Fahrkarten gratis.
Bald lenkte jedes der Kinder sein eigenes Tram oder auch den eigenen Bus durch die Straßen der Stadt. Wenn sie einander begegneten, winkten sie sich fröhlich zu. Einmal schrie Bärbel aus dem offenen Wagenfenster zu Hans hinüber:
«Wo steckt denn eigentlich Cäsar mit unsern Zwergen?»
«Cäsar schläft im Schiff», gab Hans Auskunft, «und die drei Zwerge sitzen vor dem Hotel und trinken Kaffee.»
Bärbel lachte und kurbelte wie ein alter Tramwagenführer an ihren Hebeln. Im nächsten Augenblick war sie um die Ecke verschwunden.
Auch hier in der Stadt wimmelte es förmlich von Besuchern. Alles Zwerge aus dem Wunderland, die herbeigeströmt waren, um sich auf Sabors Insel zu vergnügen. Die Läden waren vollgestopft mit kauflustigen Leuten. Kein Wunder, denn alles war kostenlos zu haben.

Sabor schickte die Kinder ebenfalls in die Läden, nachdem sie einander im Gartencafé vor dem Hotel getroffen hatten.
«Kauft euch etwas Nützliches», riet er ihnen, «es kostet nämlich nichts.»
Hans und Bärbel betraten einen Fotoladen. Der General wünschte sich schon lange einen guten Fotoapparat. Hinter dem Ladentisch stand ein niedliches Zwergenfräulein.
«Der Herr wünscht?» fragte es höflich.
«Ich möchte einen guten Fotoapparat mit eingebautem Belichtungsmesser und so weiter.»
«Das hier wäre demnach genau das Richtige für Sie», sagte die Kleine und stellte eine so prachtvolle und komplizierte Kamera auf den Tisch, wie Hans sie noch nie in einem Schaufenster gesehen hatte.
«Mit diesem Apparat können Sie aus hundert Metern Entfernung eine Laus in Großformat fotografieren», erklärte das Fräulein.
«Den nehme ich!» rief Hans begeistert, «würden Sie mir bitte einen Film einlegen.»
«Einen Film einlegen?» Das Fräulein lachte erstaunt. «Aber bitte, das tut man doch schon lange nicht mehr. Diese Kamera liefert eine unbeschränkte Anzahl Bilder, und zwar je nachdem, wie der Hebel hier eingestellt wird, als Dias, Farb- oder Schwarz-Weiß-Fotos. Und alle Bilder sind selbstverständlich plastisch.»
Das Fräulein schrieb die Rechnung und hielt sie Hans unter die Nase. Sie lautet auf eine unerhört hohe Summe.

«Natürlich werden Sie kein Geld bei sich tragen», plapperte die Kleine munter. «Wir betrachten die Rechnung deshalb als bezahlt und werfen sie in den Papierkorb. – Auf Wiedersehen und vielen Dank!»

Auf diese Art ging der Einkauf weiter. Überall kauften die Kinder, wonach es sie gelüstete. Und jedesmal flog die Rechnung, kaum daß sie geschrieben war, in den Papierkorb. Zwischenhinein liefen sie immer wieder zum Schiffchen, wo sich die Schätze schon bald zu einem ansehnlichen Haufen türmten. Cäsar mußte sich ganz dünn machen. Er hatte inzwischen ausgeschlafen und nahm seinen Freunden die Pakete ab. Zum Dank tätschelte ihm jedes Kind rasch den gewaltigen schwarzen Kopf, bevor es wieder eifrig in den nächsten Laden stürmte.

Der Bahnhof erwies sich übrigens als hochmoderne Anlage in verkleinertem Maßstab. Vom winzigsten Schräubchen bis zum vollautomatischen Stellwerk war alles vorhanden.

«Hundertprozentig unfallsicher», erklärte der Stationsvorstand, ein Zwerg in einer Uniform, wie sie ein Kaiser früher an Festtagen trug. «Daher darf auch jeder Besucher des Wunderparks einen Zug führen.»

«Wohin fahren sie denn, diese Züge?» wollte Bärbel wissen.

«Oh, wir besitzen ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz», sagte der Stationsvorstand voller Stolz. «Mit unserer Eisenbahn kann jeder Punkt der Insel erreicht werden. Der Bach mit den Schiffen dagegen berührt nur die wichtigsten Orte.»

«Dürften wir einmal fahren?» fragte Hans höflich.
«Selbstverständlich. In zwei Minuten trifft der Rundreiseexpreß ein. Den können Sie übernehmen. Er fährt in sieben Minuten das ganze Bahnnetz der Insel ab.»
«Ein vollkommener Blödsinn also», stellte Hans fest. «Bei dieser Geschwindigkeit sieht man ja überhaupt nichts.»
Der Stationsvorstand nickte ernst. «Der größte Blödsinn überhaupt. Doch – Ihnen als General darf ich es ja verraten – dieser Expreß ist eigens dafür da, um den Besuchern zu zeigen, wie einfältig es ist, durch die Landschaft zu rasen. Bisher hat es nach der Fahrt noch jeder eingesehen.»
Auf die Sekunde genau traf der Expreß ein. Die Passagiere, lauter Zwerge, verließen reklamierend die Wagen.
«Wir sahen nichts», schimpften sie durcheinander. «Alles flitzte nur an den Fenstern vorbei; wir hatten den Eindruck, einer Wand entlang zu fahren . . .»
Genauso erging es Hans und seinen Freunden, als sie nun mit dem Expreß das ganze Bahnnetz abrasten.
«Die prachtvolle Insel war nur ein Zerrbild», erklärten sie nach der Rückkehr einmütig. «Anderseits», ergänzte Hans, «komme ich mir schon vor wie ein alter Lokomotivführer.»
«Das ist auch der Zweck der Bahnanlage», belehrte der Stationsvorstand seine Gäste. «Überhaupt: Alle Einrichtungen dieser Insel, mit Ausnahme des Rummelplatzes natürlich, hat Sabor nicht geschaffen, damit die Kinder sich nur amüsieren. Wer will, kann auch etwas dabei lernen. In jener Bastelzentrale dort drüben» – der Bahn-

beamte wies auf einen mehrstöckigen Bau in einiger Entfernung – «sind Bastelräume für sämtliche bekannten Berufe eingerichtet, vom einfachsten bis zum heikelsten. Da ist eine Schuhmacherwerkstatt vorhanden, daneben aber auch ein Strömungslabor für Raumraketenforscher. Für die Mädchen gibt es eine Waschküche und ein Schneideratelier, und sogar ein Laboratorium für Apothekerinnen.»

«Gibt es auch eine Küche?» wollte Bärbel wissen.

«O ja, eine ganz besondere. Mädchen, die Lust verspüren, auf einem Holzherd zu kochen wie ihre Urahnen, finden den einfachen Herd dazu. Daneben gibt es aber auch moderne Gas- und Elektroherde sowie hypermoderne Ultraschallapparate, in denen eine Mahlzeit in wenigen Sekunden gargekocht ist.»

Die jungen Gäste beschlossen, dieses Wundergebäude eingehend zu besichtigen. Die neu gekauften Sachen wurden im Boot verstaut, neben allem andern, das von den früheren Einkäufen stammte. Cäsar war jetzt vollständig mit Paketen bedeckt. Nur sein schwarzledernes Gesicht war noch zu sehen.

Fritz hatte sich einen zusammenlegbaren Kochherd mit Batterieantrieb erstanden, ferner Rollschuhe mit kleinen Motoren, ein aufblasbares Wohnzelt, das, wenn es sorgfältig zusammengefaltet war, in einer Hosentasche Platz fand, und einen Fingerring mit eingebautem Radio.

Im Gegensatz zu Fritz, der bei seinen Einkäufen nur an seine Bequemlichkeit und an das Essen gedacht hatte, trumpfte Ernst, der Kapitän, mit einer Taschenradaranlage auf. Weiter zeigte er ein winziges Mikrofon, das,

wenn man nur hineinflüsterte, die Stimme wie Donnergebrüll widergab. Hans packte seinen Fotoapparat aus, weiter ein Gerät, das wie eine kleine Bohrmaschine aussah, in Wirklichkeit jedoch die Arbeit einer Baggermaschine zu verrichten vermochte.
«Und hier», erklärte der General, «habe ich noch einen Ofen.»
Bei diesen Worten hielt er mit Daumen und Zeigefinger einen Gegenstand in die Höhe, der wie ein Feuerzeug aussah.
Fritz lachte. «Ein Kachelofen ist es gerade nicht. Mit dem kannst du allerhöchstens deine Nasenspitze wärmen.»
«Kann ich? – Hast du eine Ahnung! Paß einmal auf!»
In der nächsten Sekunde verbreitete sich eine wahre Höllenhitze. Alle Umstehenden gerieten sofort in Schweiß.
«Hör auf!» japste Fritz, «dagegen ist ja . . . ein Saunabad . . . direkt ein Kühlschrank!»
Hans schaltete den winzigen Ofen aus.
«Mit diesem Gerätchen erwärme ich ein offenes Fußballstadion bei zwanzig Grad unter Null so stark, daß die Zuschauer schwitzend die Jacken ausziehen», erklärte er stolz.
Es sollte sich erweisen, daß einigen dieser Dinge später eine große Rolle zugedacht war. Sie vermochten zwar die Jungen nicht aus einer schlimmen Lage zu retten, doch stifteten sie unter den Gegnern so viel Verwirrung, daß diese ihr ganzes künftiges Leben lang mit Groll im Herzen an die Ereignisse zurückdenken mußten.
Bärbel trug eine herrliche Fingerring-Uhr mit eingebau-

tem Wecker und Kalender nebst Beleuchtung und Barometer. An ihrer Brust glänzte eine Brosche, und am Arm hing eine Handtasche.

«Die Brosche enthält Mikrofon und Lautsprecher», berichtete das Mädchen. «Und in der Handtasche steckt ein Tonbandgerät. Außerdem enthält sie eine Sendeanlage. Ich bin also ein vollständiges Radiostudio, daß ihr's nur wißt!»

«Bravo, Bärbel!» rief Hans entzückt, «wenn du einmal verlorengehen solltest, kannst du selber die Vermißtmeldung durchgeben. Wir werden sie am Radio hören und dich suchen.»

Wie bald sollte aus diesem Spaß bitterer Ernst werden!

Das Boot war inzwischen langsam weitergefahren. Plötzlich knirschte es unter seinem Boden, worauf es sogleich scharf bremste. Das Schiff saß fest.

«Was ist los?» fragte der Admiral besorgt. «Sitzen wir auf Grund?»

«Es scheint so.» Sabor lachte ärgerlich. «Eine schöne Geschichte. Jetzt müssen wir das Schiff freischaufeln.»

Ohne ein weiteres Wort zog er aus einer Kiste vier Schaufeln und verteilte sie an Bärbel und ihre Kameraden.

Hans schaute verdutzt auf das Werkzeug in seiner Hand. «Wie», fragte er, «auf dieser Insel, wo alles automatisch läuft, müssen wir das Boot mit den Händen freischaufeln?»

«Es geht leider nicht anders.» Sabor breitete seine Arme aus, um deutlich zu machen, wie außerordentlich klein sein Einfluß gerade in diesem Falle sei.

Eine Viertelstunde lang schaufelten, stießen, zogen und hoben die Kinder fleißig. Schweiß rann ihnen von der Stirn, und vor den Augen tanzten rote Figuren ein Flimmerballett. Die Schnaufpausen wurden immer länger, die Hände und der Rücken schmerzten immer stärker – da rief Sabor: «Halt!»

Erschöpft warfen die Kinder die Schaufeln weg. Vier Taschentücher kamen zum Vorschein, vier heiße Stirnen wurden getrocknet.

«Und jetzt», befahl Sabor mit einem versteckten Lachen um die Mundwinkel, «und jetzt zählt die Punkte zusammen, die ihr auf den in der Stadt gekauften Gegenständen findet. Es sind kleine aufgeklebte Marken.»

Erstaunt und kopfschüttelnd gehorchten die Erschöpften. Mit zitternden Händen kramte jedes in seinen Sachen und zählte die Punkte zusammen.

«Achttausendfünfhundert», verkündete Bärbel als erste. «Aber was . . .»

«Einen Augenblick, Frau Königin», unterbrach Sabor das Mädchen, «wir wollen zuerst alle hören.»

Der Reihe nach nannten nun auch die Jungen jeder eine beträchtliche Zahl. Sabor lachte indessen still in sich hinein. Dann hob er den Kopf und sagte: «Paßt gut auf. Ihr habt jetzt eine Viertelstunde lang hart gearbeitet, nicht wahr?»

«Hart ist überhaupt kein Ausdruck für die Plackerei!» knurrte Hans.

Sabor nickte. «Gut, und jetzt stellt euch einmal vor: Die Zahlen, die ihr vorhin nanntet, bedeuten Stunden. Sie, Herr General, erwähnten zum Beispiel die Zahl neuntau-

sendsechshundert. So viele Stunden hätten Sie arbeiten müssen, um die von Ihnen erstandenen Sachen bezahlen zu können. Bedenken Sie also: neuntausendsechshundert Stunden harte Arbeit.»
«So – und nur, um uns dies melden zu können, haben Sie uns derart schinden lassen?» fragte Hans. Er war ein wenig aufgebracht.
«Ich mußte das tun», erklärte Sabor. «Ich habe mir nämlich lange überlegt, ob ich diese Gratiskäufe überhaupt einführen dürfe. Es besteht immerhin die Gefahr, daß die Kinder nach ihrer Rückkehr in ihre Welt meinen, es gehe nun immer so weiter. Sie glauben vielleicht, sie könnten nun auch zu Hause alles kaufen, ohne zu bedenken, was es kostet.»
«Oh!» rief Bärbel, «das stimmt aber nicht. Wir wissen sehr wohl, daß es nur im Wunderpark so ist! Meine Freunde und ich, wir sind doch hier, um zu prüfen, ob Ihr Kinderparadies so gebaut ist, daß die andern Kinder unserer Welt es auch besuchen dürfen, ohne Schaden zu nehmen. Und da müßten wir sagen: ‹Nein, so geht das nicht. Hier werden die Kinder verwöhnt.› Zu Hause haben wir nämlich auch keine Ballon-Hühnchenbraterei, ja, die meisten Kinder besitzen überhaupt gar nichts von dem, was auf Ihrer prachtvollen Insel zu finden ist. Nein, Herr Sabor, lassen Sie das Spiel mit dem festgefahrenen Boot sein.»
«Bravo, Frau Königin!» rief Sabor freudig aus, «das war eine vorzügliche Rede. Zu Ihrer Beruhigung darf ich nun sagen: Ich werde es also nicht mehr tun. Mit euch, die ihr die ersten Kinder aus der andern Welt seid, die den

Wunderpark besuchen, habe ich lediglich einen Versuch gemacht. Jetzt bin ich beruhigt. Fahren wir also weiter.»
Zum Erstaunen der Kinder fuhr das Boot, das sie noch gar nicht freigeschaufelt hatten, ohne das geringste Knirschen weiter. Der Zwischenfall war bald vergessen, denn nun zeigte ihnen Sabor weitere erstaunliche Dinge.
Da war zum Beispiel die «Halle der Gewichtslosigkeit». In diesem hohen Raum waren Wände, Decke und Boden dick gepolstert, denn hier gab es keine Schwerkraft. Eine kleine Bewegung genügte, und die Besucher flogen wie Ballone gegen die Decke. Hans packte Fritz und schleuderte ihn gut zwanzig Meter weit quer durch den Raum. Dabei flog Hans jedoch genausoweit auf die andere Seite, denn er selber besaß schließlich auch kein Gewicht.
Bärbel balancierte den mehrere hundert Kilo schweren Gorilla auf der Spitze ihres Zeigefingers. Dann gab sie ihm einen kleinen Stups, worauf Cäsar zähnefletschend zur Decke hinaufschwebte.
Lang hielten es die Kinder in diesem gewichtslosen Zustand allerdings nicht aus. Es wurde ihnen bald übel, denn der Magen und die Därme gerieten in Unordnung.
Weiter ging die Fahrt: zum Jagdgrund der Indianer, wo die Kinder auf Ponys reiten konnten. Fünf richtige Indianer in vollem Kriegsschmuck waren ebenfalls da; sie zeigten den Jungen, wie man einen Bumerang schleudert, mit Pfeilen schießt und Speere wirft.
Anschließend veranstalteten die Jungen ein Wettschießen auf Scheiben. Jeder durfte drei Pfeile schießen und drei Speere schleudern. Hans und Ernst hielten sich

beide ungefähr gleich gut; Ernst traf mit den Pfeilen besser, Hans mit den Speeren. Fritz dagegen versagte vollständig. Die Pfeile staken nach den Schüssen in der näheren Umgebung der Scheibe im Boden, aber die Speere verschwanden allesamt in einem Gebüsch, das völlig abseits stand.

Einer der Indianer nannte sich Großer Mokassin – weil er so große Füße besaß. Zu ihm trat der Admiral – er reichte dem Großen Mokassin genau bis zur Hüfte - und hielt folgende salbungsvolle Rede: «Weiser Großer Mo-

kassin! Meine weißen Brüder, der General, der Kapitän und der Bürgermeister von Schlaraffia, möchten auch gerne Lasso werfen. Würde mein großer Bruder seine geschickte Hand leihen und ihnen diese Kunst beibringen?»

Der Große Mokassin lächelte geschmeichelt auf den Admiral hinunter. «Mein weißer Bruder ist gütig», sagte er, «doch weiß der Große Mokassin genau, daß der Mann, der die großen Schiffe zu lenken versteht und Admiral genannt wird, der beste Lassowerfer im Umkreis von hundert Tagesritten ist. Er möge uns jetzt seine Geschicklichkeit zeigen.»

Diesem Lob vermochte der Admiral nicht zu widerstehen. Mit einer Stimme, die vor Ergriffenheit bebte, rief er: «Gut, man bringe mir ein Pferd!»

Das Pony war zur Stelle, der Admiral schwang sich in den Sattel, ergriff das aufgerollte Lasso und sauste los. Schon nach kurzer Zeit kam der Admiral wieder angesprengt, ein ungesatteltes, wildes Pony vor sich her treibend. Und jetzt – die Zuschauer hielten den Atem an –, jetzt stellte sich der kleine Kerl in den Steigbügeln auf. Mit einer Hand nur hielt er die Zügel und schwang mit der andern das Lasso über dem Kopf.

Sie kamen herangaloppiert – sie waren da –, der Admiral stieß einen wilden Schrei aus und warf die Schlinge. Hei! Was für eine Präzision! Das Lasso flog durch die Luft und legte sich gleich darauf dem Pony genau um den Hals. Der Wurf war schon das erstemal gelungen.

Für den Admiral galt es jetzt, sein eigenes Reittier zum Stehen zu bringen, damit der Flüchtling gebremst

würde. Mit beiden Händen griff er energisch in die Zügel, riß das Pony zurück und – flog im nächsten Augenblick über den Kopf des Ponys nach vorn.
Was für ein Schreck für die Zuschauer! Sie mußten zusehen, wie der Admiral von seinem stehenden Pony heruntergerissen wurde. Wie ein Segelflugzeug kurz nach dem Start hing er waagrecht an der Leine, die das fliehende Pony hinter sich her zog. Aber der Admiral stieg nicht – er war ja kein Segelflugzeug –, er plumpste im Gegenteil nach wenigen Metern hart auf den Boden.
Glücklicherweise gelang es ihm, sofort auf die Beine zu kommen. Jetzt galoppierte er mit großen Sprüngen hinter dem Pony her. Dazu schimpfte und keifte der putzige Kerl entsetzlich.
«Warum läßt er denn das Seil nicht los?» schrie Bärbel angstvoll. «Er soll doch loslassen, bevor er wieder fällt.»
«Er kann nicht!» erklärte der Vizekönig ungerührt, «er macht immer den gleichen Fehler. Statt das Ende des Lassos am Sattel festzubinden, knüpfte er es an den eigenen Gürtel. Dabei reißt ihn das flüchtende Pferd selbstverständlich jedesmal aus dem Sattel und schleppt ihn über die Wiese.»
Sabor bestätigte des Vizekönigs Worte. «Zum Glück», fügte er hinzu, «zu seinem großen Glück haben wir unsern Gorilla. – He, Cäsar, walte deines Amtes!»
Cäsar bot als erstes sein übliches Freuden-Trommelkonzert mit den Fäusten auf der Brust. Dann schnellte er in großen Sätzen hinter dem Admiral her.
Dieser war inzwischen Zeter und Mordio brüllend hinter einer Gebüschgruppe verschwunden. Nur von ferne hör-

ten die Kinder, wie er seinem maßlosen Zorn Luft verschaffte: «He – was ist das für eine Art – oh, o weh! – Stillstehen, sofort stillstehen, du Bohnenroß, du Rhinozeros! Oh . . . autsch . . ., zum Kuckuck, ich bin Admiral, zum Teufel, ich bin keine Blechbüchse, die man hinterherschleppt . . .»

Plötzlich brach die Stimme ab. Ganz still war es eine Weile. Dann tauchte Cäsar auf. Unter dem linken Arm trug er das Pony, unter dem rechten den Admiral. Sanft stellte der Gorilla beide vor dem Vizekönig auf den Boden.

Das Pferdchen lief sofort davon. Der Admiral aber, statt danke zu sagen, stellte sich dicht vor dem Gorilla auf, so nahe, daß die Nase des Kerlchens das Knie Cäsars berührte. Die Fäuste stemmte er in die Hüften. Dann legte er los:

«So, man trägt mich also unter dem Arm! Wie einen Schirm. Sehr gut. Hierzulande sind also Admiräle nicht mehr wert als ein gewöhnlicher Regenschirm! Aber ich sage euch» – jetzt brüllte der Admiral in Cäsars Kniepelz hinein –, «ich sage euch: Das lasse ich mir nicht gefallen. Ich werde . . .»

Hier wurde der Admiral unterbrochen. Ein Fußball klatschte ihm ans linke Ohr, prallte zurück und rollte ins Gras.

«Das war Pimpernells Geschoß!» murmelte der Getroffene. Dann packte er den Ball, raste davon und verschwand hinter einer Gebüschhecke.

Dazu schrie er unaufhörlich: «Corner! . . . Corner! . . . Corner!»

«Warum schreit er ‹Corner!›?» fragte Bärbel erstaunt. «Und woher kam denn eigentlich der Ball geflogen?»
Der Vizekönig lachte. «Dort hinter jener Hecke ist der Fußballplatz. Vermutlich spielt Pimpernell mit seinen Räubern eine Verdauungsrunde. Aber jetzt haben sie dort hinten nichts mehr zu lachen. Der Admiral wird nämlich den Schiedsrichter spielen, und dabei bringt er in kürzester Zeit das ordentlichste und flotteste Spiel total durcheinander. Er meint immer, als Schiedsrichter habe er die Spieler herumzukommandieren wie die Matrosen auf dem Schiff. – Aber gehen wir doch selber einmal nachschauen, er scheint nämlich bereits zu wirken.»
Tatsächlich hörte man jetzt hinter der Hecke des Admirals donnerndes Organ: «Nach Backbord die Stürmergasten – sofort nach Backbord . . . Vorwärts, bleibt hart am Wind – und jetzt eine Breitseite! . . . Oh! Zuviel nach Lee, viel zuviel nach Lee, zum Kuckuck! Wo bleiben denn die Verteidigergasten? . . .»
Jetzt standen Hans und seine Leute auch beim Fußballplatz.
Welch unvergeßlicher Anblick! Es waren tatsächlich Pimpernell und seine 98 Räuber, die sich auf dem Rasen tummelten. Aber diese Unordnung!
Erstens spielten sämtliche Räuber mit, also rund fünfzig gegen fünfzig. Zweitens schienen die meisten nicht mehr zu wissen, auf welcher Seite sie spielten. Ein heilloses Durcheinander herrschte auf dem Rasen. Hoch oben auf einem Tore aber stand der Admiral und schrie die widersinnigsten Befehle in das Getümmel.

«He, Sie dort, klar zum Wenden und dann 'ran! Und jetzt, die Läufergasten, alle zwanzig meine ich, setzt alle Segel, und dann mit Volldampf voraus! . . .»
Auf dem Fußballfeld wurde es von Minute zu Minute schlimmer. Alle Räuber liefen kreuz und quer durcheinander, einzeln oder gruppenweise. Den Ball hatten sie längst verloren. Da schmiß der richtige Schiedsrichter wütend seine Pfeife auf den Boden und trampelte darauf herum. «Ich mache nicht mehr mit!» schrie er zornig. Dann bückte er sich, grub mit den Fingern die Pfeife aus, reinigte sie am Ärmel und stieß drei lange Pfiffe aus.
Das Spiel war zu Ende.
Zufrieden kletterte der Admiral von seinem Tor herab. Nach seiner Ansicht hatte er wieder einmal eine Partie glänzend geleitet. Von den andern hingegen verlor kein einziger ein Wort über den Wirrwarr, den der Admiral auf dem Fußballplatz verursacht hatte.
Gleich nebenan befand sich eine Minigolfanlage. Und noch ein Stück weiter unten standen Hunderte von Trampolinen auf einer Wiese. Auf diesen stark federnden, matratzenähnlichen Geräten konnten die Gäste mühelos die gewaltigsten Sprünge machen. Salto vor- und rückwärts, doppelten Salto, gestreckten Salto, kurz: alles, was auf der festen Erde Anstrengung kostet, gelang hier spielend.
Da stand auch eine Turmrutschbahn. Aus einer Höhe von dreißig Metern rutschten die Besucher auf der kurvenreichen Bahn in die Tiefe. An einigen Stellen vollführten die Rutschenden sogar einen Looping.

Auf einem hohen Seil konnten sich Sabors Gäste als Seiltänzer versuchen. Ein Sturz schadete gar nichts: ein weiches Netz fing den Fallenden sanft auf.
Es gab sogar einen richtigen Zirkus, der pausenlos seine Vorführungen darbot; außerdem einen hohen Turm, von dem herab die Mutigsten mit Fallschirmen absprangen.
Sogar ein Bauernhof mit Kühen, Pferden, Schweinen, Hühnern, Enten und Katzen stand in einer sanften Mulde. Hier konnte jeder, der Lust verspürte, solange er wollte als Bauer leben. Er durfte die Kühe melken, die Schweine und Hühner füttern, mit Pferd oder Traktor und Wagen Gras führen und alles, was es auf einem Bauernhof noch zu tun gibt, unternehmen.
Weiter fuhren die Reisenden durch die Wunderinsel. Einmal fanden sie eine Modelleisenbahn – mit einem Kommandopult, von dem aus sämtliche fünfzig Eisenbahnzüge gelenkt werden konnten.
An einer großen Halle wollte Sabor achtlos vorbeifahren. Hans jedoch interessierte sich für das Gebäude.
«Was ist da drin?» fragte er Sabor.
«Das interessiert Sie bestimmt nicht!» rief der Zauberer hastig. Es war offensichtlich, daß er etwas verschweigen wollte. Gerade dies aber ließ Hans keine Ruhe. Urplötzlich erinnerte er sich wieder an die Zwerge, die auf geheimnisvolle Art verschwunden waren. Sollte Sabor etwa doch nicht ganz unschuldig daran sein? War in dieser Halle vielleicht das Geheimnis der verschwundenen Zwerge verborgen?
Hans gab keine Ruhe, bis Sabor das Schiff anhielt und widerstrebend ausstieg.

«Dann kommt eben», seufzte er, «einmal muß ich es ja doch zeigen.»
Wie recht hatte Hans mit seiner Vermutung, daß in dieser Halle der Schlüssel zu den Vermißten lag. Aber nicht so, wie er jetzt vermutete.
Die mächtige Halle war leer – bis auf einen Gegenstand, der in der Mitte auf einem Sockel lag. Aber der Anblick war so überwältigend, so ungeheuerlich, daß die Kinder mit aufgerissenen Augen und weit offenen Mündern auf das Ding starrten.
Es war ein Raumschiff. Aber was für eines! Dieser schlanke, glänzende Körper übertraf alles, was die Jungen bisher abgebildet gesehen hatten. Selbst die kühnsten, formvollendetsten Projekte mußten neben diesem Raumschiff wie ein Faß neben einem Düsenflugzeug wirken.
Da lag es auf seinem Podest, still und matt schimmernd, fast unheimlich in seiner Vollkommenheit. Gruselig war auch sein Name, der mit goldenen Buchstaben vorn an der Spitze geschrieben stand: Das Raumschiff hieß «Phantom». Dieses «Phantom» mußte schnell wie der Blitz sein. Das sah jeder sofort.
«Warum wollten Sie uns das nicht zeigen?» fragte Hans nach längerem Schweigen, ohne den Blick von dem Wunderwerk zu wenden. Der Hals des Jungen war vor Ehrfurcht ausgetrocknet.
Sabor räusperte sich. Auch er schien eine trockene Kehle zu haben. «Nun, Herr General», sprach er langsam, «mit diesem Raumschiff hat es eine ganz eigene Bewandtnis. Ich habe nämlich einen Apparat eingebaut,

der mich selbst erschreckt hat, als er plötzlich funktionierte. Und wie er funktioniert hat!»
Sabor schwieg. In Gedanken versunken, nickte er leise mit dem Kopf. Als Hans den Zauberer neuerlich um eine Erklärung bat, schreckte der Zwerg zusammen.
«Wie . . ., ach . . . ach ja . . ., der Apparat. Also ich weiß nicht, ob Sie das verstehen. Ich habe eine Zeitmaschine eingebaut.»
«Eine Zeitmaschine? – Was ist denn das?»
«Das ist ein Ding, mit dessen Hilfe man in die Vergangenheit oder in die Zukunft reisen kann. Aber – lassen wir das lieber. Gehen wir weiter.»
Resolut schob Sabor dann die Besucher aus der Halle, verschloß sorgfältig die Tür und steckte den Schlüssel in die Tasche seines weiten Mantels.
Das war natürlich ein Alarmzeichen für Hans. Hellwach arbeiteten jetzt alle seine Sinne. Jäh überfiel ihn wieder das frühere Mißtrauen gegen Sabor. Was hatte es mit diesem Raumschiff auf sich? Was versuchte Sabor mit seinem Geschwätz von Vergangenheit und Zukunft zu verbergen?
Noch viele andere Fragen wälzte Hans in seinem Kopf herum. Er merkte nicht einmal, daß sie inzwischen den Rummelplatz betreten hatten. Tief in Gedanken versunken, trottete er hinter den andern her.
Plötzlich stieg eine unheimliche Angst in Hans hoch. Irgend etwas würde geschehen, und zwar bald. Und je länger Hans nachdachte, desto mehr geriet er in eine unmäßige Aufregung.
Gewaltsam kämpfte Hans das Angstgefühl nieder. Es

wurde ihm leicht gemacht, denn was da rund um die Besucher kreiste, schwang, schaukelte, rumpelte und lärmte, verdrängte im Nu jedes andere Gefühl als das ausgelassener Fröhlichkeit. Schon wenige Augenblicke später stürzte sich Hans mit den Freunden in den Trubel.

Da war die Achterbahn mit den sausenden Wägelchen. Dort das Riesenrad, so hoch wie ein Kirchturm. Karusselle mit Pferden, Rennwagen, Feuerwehrautos, Flugzeugen, Motorrädern drehten sich an allen Ecken einladend im Kreise.

Daß Sabor an Stelle der Lautsprecher für die Musik echte Orgeln aufgestellt hatte, zeigte, daß der intelligente Knirps auch über sehr viel Sinn für Romantik verfügte. Jedenfalls vergnügten sich Hans und seine Freunde mehrere Stunden in diesem Rummel. Sie besuchten Schaubuden mit Riesen, Kraftmenschen, Entfesselungskünstlern, Feuer- und Schwertschluckern. Sie ließen sich auf der Turmrutschbahn den Wind um die Nase wehen und strengten sich auf der Schiffschaukel gehörig an.

Gruselig war's im Wachsfigurenkabinett. Auf der Teufelsscheibe versuchte Hans, mit Bärbel einen Walzer zu tanzen, doch die Fliehkraft trieb die beiden ständig an den Rand hinaus, so daß nur ein närrisches Gezappel daraus wurde. Gefährliche Kunststücke zeigten die Todesfahrer an der Steilwand; sie rasten mit ihren Motorrädern in der Horizontalen rundherum und vollführten während der Fahrt einen Handstand auf dem Sattel.

Wohl eine Stunde lang schossen die Buben mit Luftge-

wehren auf Scheiben. Eine halbe Stunde vergnügten sie sich darauf in der Geisterbahn. Bärbel krähte jedesmal entsetzlich, wenn das Wägelchen schnurstracks in das weit aufgerissene Maul eines Riesenkrokodils hineinfuhr. Und wenn die Kinder wirklich nicht mehr wußten, was sie jetzt noch tun könnten, setzten sie sich ans Steuer eines Autos in der Scooterbahn und fuhren hundertmal im Kreis herum.

Es war ein Riesenvergnügen, dieser Besuch auf dem Rummelplatz!

«Nun habe ich aber genug», sagte Hans ermüdet, doch begeistert, als er nach einer Fahrt mit der Schneeflockenbahn wieder zu seinen Freunden trat. Auf einmal schaute er sich hastig um.
«Wo ist Bärbel?» fragte er.
«Bärbel?» Fritz zeigte sich erstaunt. «Sie war doch eben noch da, neben mir.»
In Sekundenschnelle war Hans in Panikstimmung. Die unerklärliche Angst kam jetzt mit aller Gewalt erneut über ihn. Bärbel war verschwunden! – Bärbel war verschwunden! Hans spürte sofort, daß der Freundin etwas zugestoßen war. Warum hatte er nicht besser aufgepaßt! Alle waren doch auf dem Rummelplatz geraubt worden, alle – und nun auch Bärbel!
«Sie wurde entführt!» keuchte Hans, «sie wurde . . .»
«Aber, aber, Herr General», versuchte ihn Sabor zu beruhigen, «erschrecken Sie doch nicht gleich derartig. Vielleicht ist unsere Königin nur ein paar Schritte weitergegangen . . .»
Hans schüttelte heftig den Kopf. «Nein, das tut Bärbel nicht. Dazu ist sie viel zu vernünftig. Aber – wir müssen trotzdem suchen. Kommt rasch!»
Bärbel wurde nicht gefunden. Das Mädchen meldete sich auch nicht, als Sabor sie am Lautsprecher ausrufen ließ.
Jetzt bestanden keine Zweifel mehr. Königin Bärbel war verschwunden wie die Zwerge vor ihr.
«Hat denn gar niemand etwas Außergewöhnliches bemerkt?» fragte Hans niedergeschlagen. Sie befanden sich auf dem Weg zum Schloß, ihrem Nachtquartier.

Keiner meldete sich. Nur Ernst glaubte, eine Sekunde lang einen merkwürdigen Schimmer gesehen zu haben.
«Ich kann mich natürlich auch getäuscht haben», gab er zu bedenken, «aber es schien mir tatsächlich, als ob vor meinen Augen plötzlich alles verschwimme. Das dauerte jedoch nur ganz kurze Zeit. Es könnte sehr gut eine optische Täuschung gewesen sein.»
Hans starrte Ernst erschrocken an. Dann stieß er hervor: «Nein, das war keine optische Täuschung! – Das war – das Raumschiff!»
«Bei dir sind wohl die Lager ausgelottert», versuchte Fritz zu spaßen, «was für ein Raumschiff meinst du denn?»
«Wartet, bis wir in unserm Zimmer sind. Dort erkläre ich es euch.»
Der Vizekönig und der Admiral waren ganz traurig. Auch Sabor schien Bärbels Verschwinden sehr nahezugehen. «Morgen werden wir sofort mit der Suche beginnen», versprach er. «Inzwischen würde ich empfehlen, während der Nacht gut zu schlafen. Es könnte möglicherweise anstrengend werden.»
«Das wird es bestimmt», murmelte Hans vor sich hin. Laut sagte er: «Gute Nacht, Herr Sabor!»
Etwas später saßen die Jungen im riesigen Gemach des Bürgermeisters beisammen.
«Hört gut zu», begann Hans, «denn was ich euch nun erzähle, ist so phantastisch, daß ihr es nicht glauben werdet.»
«Dann brauchst du es nicht zu erzählen», warf Fritz vorwurfsvoll ein, «wenn wir es doch nicht glauben . . .»

«Halt die Klappe!» rief Hans ärgerlich. «Ihr werdet es nicht glauben *wollen,* aber ihr *müßt* es glauben. So ist das. Und jetzt hört zu: Sabor hat doch von einem Apparat gesprochen, den er im Raumschiff eingebaut hat. Ihr erinnert euch wohl?»
Fritz nickte. «Ich glaube, ja. Wie hat er dem Zeug doch gesagt – eh –, Zeitmaschine oder so ähnlich.»
«Jawohl: Zeitmaschine. Und er hat auch erklärt, wie sie funktioniert. Man soll damit in die Vergangenheit oder in die Zukunft reisen können.»
«Natürlich ist dies alles Blödsinn!» rief Ernst. «Stellt euch doch einmal vor, wenn man da nur so rasch in das Jahr 46 zurückreisen könnte, um den alten Kaiser Nero zu fragen: ‹Entschuldigen Sie, warum haben Sie jetzt die Stadt Rom angezündet?› – Nein, das ist einfach Stumpfsinn; so etwas geht ganz sicher nicht!»
«Das hab' ich auch gedacht, lieber Ernst», erklärte Hans eifrig, bis du selbst mit deiner optischen Täuschung aufgewartet hast. Da habe ich mir vorgestellt, wie es wäre, wenn die Sache mit der Zeitmaschine doch stimmen würde. Und ich kann euch nur sagen: Alles fügt sich merkwürdig genau ineinander.»
«Was du nicht sagst», spöttelte der Dicke. «Ernsts optische Täuschung paßt also genau zu deiner Theorie?»
«Allerdings tut sie das – das heißt, es war eben keine optische Täuschung. Stellt euch doch jetzt einmal vor, Sabor hätte tatsächlich so eine Zeitmaschine gebaut und das Raumschiff damit ausgerüstet. Wie würde es für einen Zuschauer nun aussehen, wenn Sabor im Innern des Schiffes den Apparat betätigen würde? Die Antwort

ist einfach: Das Raumschiff würde sich vor den Augen der Zuschauer in nichts auflösen.»
«Warum sollte es auch?» fragte Ernst.
Hans rang verzweifelt die Hände. «Versteht doch endlich, worum es geht! Nehmen wir an, das Raumschiff liegt jetzt in diesem Augenblick vor uns. Bekanntlich schreiben wir das Jahr 1973. Gut – jetzt würde Sabor also irgendein Rad an seinem Apparat drehen, sagen wir einmal auf das Jahr 1900. Was würde passieren?»
«Vermutlich gar nichts.»
«Doch!» begehrte Hans wütend auf, «natürlich würde etwas passieren. Das Raumschiff läge zwar immer noch am gleichen Ort, aber wir könnten es nicht mehr sehen. Weil es im Jahre 1900 an dieser Stelle liegt, würden es jetzt auf einmal jene Leute sehen, die im Jahre 1900 zufällig an diesem Ort vorbeikämen. Das Raumschiff würde plötzlich aus dem Nichts wie ein Geist vor ihnen auftauchen. Für uns aber würde es ebenso plötzlich verschwinden. Denn einen Gegenstand, der im Jahre 1900 hier auf diesem Platz lag, können wir nicht sehen.»
«Klar, das können wir nicht», bestätigte Fritz nachdenklich. «Damals lebten wir ja noch gar nicht.»
«Endlich fangt ihr doch an zu verstehen!» seufzte Hans erleichtert. «Aber jetzt kommt die Hauptsache: Das Flimmern, das Ernst gesehen hat, könnte sehr wohl das Raumschiff gewesen sein, das für eine Sekunde auftauchte, unsere Bärbel entführte und gleich wieder verschwand.»
«Du meinst, daß Bärbel vielleicht noch ganz in der Nähe ist, jedoch in einer andern Zeit?»

«Genau das; vielleicht steht sie keine zehn Meter von uns entfernt. Aber eben: Sabor hat sie mit seinem Teufelsapparat vielleicht in das Jahr 1300 zurückversetzt.»
«Schrecklich», stöhnte Fritz, «wie können wir die arme Bärbel denn aber überhaupt jemals wiederfinden, wenn sie infolge dieses Mißgeschickes zur Zeit der alten Eidgenossen lebt?»
«Gelebt hat», fügte Ernst bitter hinzu, «die alten Eidgenossen sind ja schon lange tot. Also lebt Bärbel auch nicht mehr.»
«Jetzt seid ihr es, die mich zu verwirren anfangt!» rief Hans voller Angst. «Das wäre entsetzlich, wenn ihr recht hättet. – Aber nein, die Rechnung stimmt nicht! Bärbel wird zwar vielleicht tatsächlich in einer Hütte der Eidgenossen gelandet sein, nachdem Sabor sie mit dem Raumschiff in das verteufelte Zeitalter befördert hat. Aber sie wartet dort auf uns. Wir müssen sie retten und wieder in das Jahr 1973 holen. Sonst müßten wir daheim berichten, Bärbel sei ungefähr im Jahre 1300 gestorben! – Brrr – dieser Wirrwarr!»
Hans schüttelte sich vor Grauen. Es war aber auch zu hirnverbrannt, zu fürchterlich. Er stellte sich vor: Bärbel als Gefangene eines Jahrhunderts, in das sie gar nicht hineinpaßte, weil es in der fernen Vergangenheit lag. Hat man so etwas schon gehört? Und doch: Alles sprach dafür, daß Bärbel und die Zwerge auf diese fast unerklärliche Art verschwunden waren. Wie aber könnte man die Bedauernswerten wieder aus der fernen Vergangenheit oder vielleicht Zukunft zurückholen?
Als Hans diesen schweren Gedanken wälzte, ahnte er

nicht, daß er selber, mitsamt seinen Freunden, die Vergangenheit kennenlernen sollte!
«Was tun wir jetzt?» fragte Ernst.
Hans schrak auf. Dann wurden seine Augen zu engen Schlitzen. «Es gibt nur eines», sagte er hart, «wir müssen Bärbel nachreisen. Aber für diese Reise brauchen wir das Raumschiff des Zauberers.»
Fritz und Ernst schrumpften bei diesen Worten sichtlich zusammen. «Du willst . . . du willst . . . Sabor das Rau . . . das ‹Phantom› klauen?» stammelte Fritz.
«Jawohl, genau das will ich. Und zwar sofort, das heißt, sobald Sabor schläft. Ich werde den Schlüssel zur Halle aus seiner Tasche nehmen, und dann . . .»
«Und dann?» fragten die Freunde ängstlich.
«Dann fahren wir in die Vergangenheit – oder in die Zukunft», schloß Hans mit einer Stimme, die hart klingen sollte. Dabei zitterte sein Kinn jetzt schon vor Angst.

6. Kapitel

Nun wird's gefährlich. Die Reise mit dem «Phantom» führt nicht dorthin, wohin sie sollte. Calderon, der schlimmste Seeräuber seiner Zeit, erhält dadurch Gelegenheit, in Erscheinung zu treten.

Etwa eine Stunde später schlich Hans durch die dunklen Räume und Korridore des Schlosses. Das Herz saß ihm sehr weit unten, auch verspürte er in der Kehle einen Druck, so als ob er einen Tennisball hinunterschlucken müßte. Aber der tapfere Junge zwang sich vorwärts, seinem Ziel entgegen: Sabors Schlafraum.

Zum Glück war das Schloß nicht allzu geräumig. Außerdem wußte Hans ungefähr, wo Sabor schlief. So tastete er sich denn in jene Gegend des Gebäudes, immer voller Angst, jemand könnte noch wach sein.

Im Grunde genommen gehörte es sich wirklich nicht, nächtlicherweile durch das Schloß zu schleichen. Und erst das Ziel dieser Wanderung! Hans war im Begriffe, dem Gastgeber Sabor den Schlüssel zur Raumschiffhalle, ja sogar das Raumschiff selbst zu entwenden. Dabei hatte sich der Zauberer wirklich als Freund gezeigt. Aber eben: War er das wirklich? Spielte er nicht nur eine Komödie vor, damit er ganz im stillen und dafür um so wirksamer den Zwergen von Tansibor schaden konnte? Und – was war mit Bärbel geschehen?

Hans stand jetzt vor der Tür, hinter der Sabor seiner Ansicht nach schlafen mußte. Schwaches Licht drang von draußen durch ein Fenster in den Korridor. Es reichte gerade aus, um die Umrisse der Tür zu Sabors Schlafgemach zu erkennen. Hans überlegte: ob sie wohl verschlossen war? Er lauschte. Leise drangen Schnarchtöne an sein Ohr. Das mußte Sabor sein. Sabor, der Freund – oder Sabor, der Feind? . . . Wenn Hans doch das nur wüßte!

Leise, unendlich vorsichtig drückte er die Klinke. Und da – schrak er zusammen. Das Licht im Korridor flammte auf; eilige Schritte näherten sich. Hans besaß noch so viel Geistesgegenwart, die Klinke schnell und doch geräuschlos fahren zu lassen. Höchste Zeit war es, denn plötzlich bog einer der Schloßwächter in den Korridor ein. Rasch kam er herbei. Er stutzte, als er Hans erblickte. Doch schlug er nicht Alarm, denn er fand gar keinen Grund hierzu. Im Gegenteil, seine Miene drückte deutliches Mitleid aus.

In seiner Not war Hans nämlich auf eine grandiose Idee verfallen. Mit waagrecht ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen bewegte er sich tastend vorwärts, den Korridor entlang. Hinter ihm aber murmelte der Schloßwächter:

«Es ist der Herr General – er nachtwandelt – er könnte irgendwo hinunterstürzen – ich muß ihm beistehen.»

Mit größter Rücksicht ergriff er eine Hand des wandelnden Schläfers, und dann – o armer Hans! – folgten die peinvollsten Minuten für den bedauernswerten Buben. Innerlich vor Wut kochend, mußte er es dulden, daß ihn

der mitleidige Wächter am Händchen den ganzen langen Weg zurückführte. All die Korridore zurück, die er auf leisen Sohlen durchschritten hatte, bis vor sein eigenes Zimmer.

Offenbar wußte der Wächter hier selber nicht mehr, was er weiter tun sollte. Er öffnete einfach die Tür und ließ den General mit den ausgestreckten Armen geradewegs in das Zimmer hineinmarschieren. Dann schloß er leise die Tür und entfernte sich.

Mit Groll im Herzen wartete Hans eine halbe Stunde. Dann fing er nochmals von vorne an. Diesmal ging er schneller vorwärts, er kannte sich ja vom ersten Versuch her aus. Bei Sabors Tür zögerte Hans nicht mehr lange. Nachdem er wieder die Schnarchtöne vernommen hatte, drückte er, zwar äußerst leise, aber rasch die Klinke und schlüpfte ins Zimmer.

Einmal drinnen, im dunklen Schlafgemach, fing das Herz des Jungen wild zu pochen an. Sabor schlief in der Ecke – Hans sah die Umrisse seines Prunkbettes. Aber Hans brauchte nicht Sabor, sondern seinen Mantel, jenes weite Gewand, in dessen Tasche der Zauberer den Schlüssel gesteckt hatte.

Hans musterte scharf die Wände. Glücklicherweise drang auch da ein wenig Licht durch die großen Fenster ein. Das erleichterte Hans die Suche, war aber anderseits gefährlich, falls Sabor erwachen sollte.

Der Mantel hing nirgends an der Wand. Dafür sah Hans dicht neben Sabors Bett etwas Dunkles mit glänzenden Punkten. Ob das wohl der gesuchte Mantel war?

Hansens Herz klopfte so wild, daß der Junge bald Angst

empfand, Sabor könnte es hören. Einen Augenblick lang zog es den Buben mit aller Gewalt fort. «Nur hinaus aus diesem Zimmer!» drängte eine Stimme in seinem Innern, «hinaus und fort, bevor Sabor erwacht!» Doch gleich darauf sah Hans im Geist die fröhliche Bärbel vor sich: «Nein, da wird nicht feige ausgekniffen», rief nun eine andere Stimme in Hans, «das Mädchen muß gefunden werden, und zwar sofort. Und wenn du deine Freundin auf dem Mond holen müßtest!»

Der Junge ahnte nicht, daß er Bärbel an einem viel entfernteren Ort entdecken würde. Doch das war im Augenblick unwichtig. Zuerst galt es, den Schlüssel zur Raumschiffhalle zu finden. Der Schlüssel aber mußte in jenem Kleid dort stecken, dicht neben dem schlafenden Sabor.

Vorsichtig ließ sich Hans auf die Knie nieder. Er wollte sich flach auf dem Boden anschleichen. Sollte der Zauberer erwachen, dann hatte der Junge immerhin mehr Aussichten, nicht gesehen zu werden, als wenn er aufrecht gegangen wäre.

Jetzt lag Hans am Boden. Fünf Meter trennten ihn noch vom Bett Sabors . . . Langsam schlich er näher. Noch vier Meter – noch drei . . . Sabor schnarchte gleichmäßig . . . Noch zwei Meter . . . Und jetzt lag Hans dicht neben dem Bett.

Eine Weile blieb der Junge liegen, bemüht, so leise wie nur möglich zu atmen. «Nur nicht niesen!» dachte er, «nur ja nicht niesen! Wenn ich jetzt niesen müßte, geschähe das größte Unglück.»

Wahrscheinlich hatte Hans zuviel an das Niesen gedacht

– oder dann hatte er mit der Nase auf dem Teppich Staub eingeatmet. Jedenfalls spürte er plötzlich und zu seinem größten Schreck ein Kitzeln in der Nase. «Nein – nein, doch nicht!» schrie er in seinem Innern. Oh – das Kitzeln wurde immer unerträglicher ... Es mußte heraus ...

Hans hielt sich die Nase und den Mund zu, und – «Pfffffff» – da war es heraus. Schlagartig hörte Sabor auf zu schnarchen. Hans fand noch knapp Zeit, sich unter das Bett zu wälzen; da stand Sabor auf.

Hans sah den Zauberer als Schattenriß aus dem Bett steigen. «Gleich wird er Licht machen und mich entdecken!» dachte der Bub. Er hatte sich nun bereits damit abgefunden, daß seine Aktion fehlgeschlagen war, und schaute verhältnismäßig ruhig den kommenden Ereignissen entgegen. Angst brauchte Hans eigentlich nicht zu haben, denn Sabor würde ihm wahrscheinlich nichts zuleide tun. Dagegen mußte er den Plan mit dem Raumschiff fallenlassen, und das bedeutete: Bärbel war verloren!

Warum machte Sabor denn noch immer kein Licht? Und warum schaute er nicht unter das Bett? Im Dunkeln fing Hans plötzlich wieder an zu hoffen. Und als Sabor nun, ohne sich aufzuhalten und ohne das Licht anzudrehen, schnurstracks zur Tür schritt, hüpfte das Herz des Jungen bereits wieder vor freudiger Erregung. Und Hans hatte nicht vergebens gehofft: Sabor öffnete die Tür und verließ den Raum.

Der Junge erkannte sofort, daß dies seine beste Chance war. Er wußte freilich nicht, wann Sabor zurückkommen

würde. Aber mindestens einige wenige Minuten würden ihm bleiben, des Zauberers Mantel zu durchsuchen. Rasch kroch Hans unter dem Bett hervor und richtete sich auf.

Der Junge stand nun neben dem Bett und griff nach dem Mantel. Hastig tastete er überall hin, und da – etwas Hartes – ein Schlüssel . . . Hurra, er hatte ihn! Schnell in die Tasche gegriffen, aber – Teufel nochmal – wo war denn die Taschenöffnung? . . . Hans geriet in Schweiß, er begann wie wild die Tasche in Sabors Mantel zu suchen, doch jetzt – da – seine Hand hatte die Öffnung gefunden! Sie fuhr hinein, ergriff den Schlüssel, und eine Sekunde später stand Hans mit klopfendem Herzen wieder draußen auf dem Korridor. Ein rascher Blick nach rechts und links – Sabor war nirgends zu sehen. Jetzt eilte Hans, so schnell es die Dunkelheit erlaubte, zurück in das Zimmer, in dem seine Kameraden warteten.

«Rasch, rasch!» rief er atemlos, «holt sofort den Vizekönig und den Admiral. Sie schlafen gleich nebenan!»

Wenig später eilten drei Buben und zwei Zwerge in voller Uniform durch den Schloßpark. Sie hatten sich zwar Mühe gegeben, das Schloß so leise wie nur möglich zu verlassen, doch waren sie nicht sicher, ob Sabor oder einer der Schloßwächter die Flucht entdeckt hatte. Auf jeden Fall war Eile geboten, denn jeden Augenblick konnte die Verfolgung einsetzen. Es sollte sich auch bald genug zeigen, daß ihre Befürchtungen nicht unbegründet waren. Jemand hatte ihre Flucht tatsächlich entdeckt; doch wer dieser Jemand war, sollten sie erst viel später erfahren.

Hans hatte sich genau gemerkt, wo die Raumschiffhalle stand. Schon nach wenigen hundert Metern sahen sie das Gebäude aus der Dunkelheit ragen. Zugleich aber entdeckte Hans, daß inzwischen im Schloß etwas geschehen sein mußte: Fast alle Fenster waren auf einmal hell erleuchtet!

«Rascher!» keuchte Hans, «man hat unsere Flucht entdeckt!»

Anstatt nun aber noch schneller zu laufen, blieb der Vizekönig stehen und japste:

«Ich sterbe!»

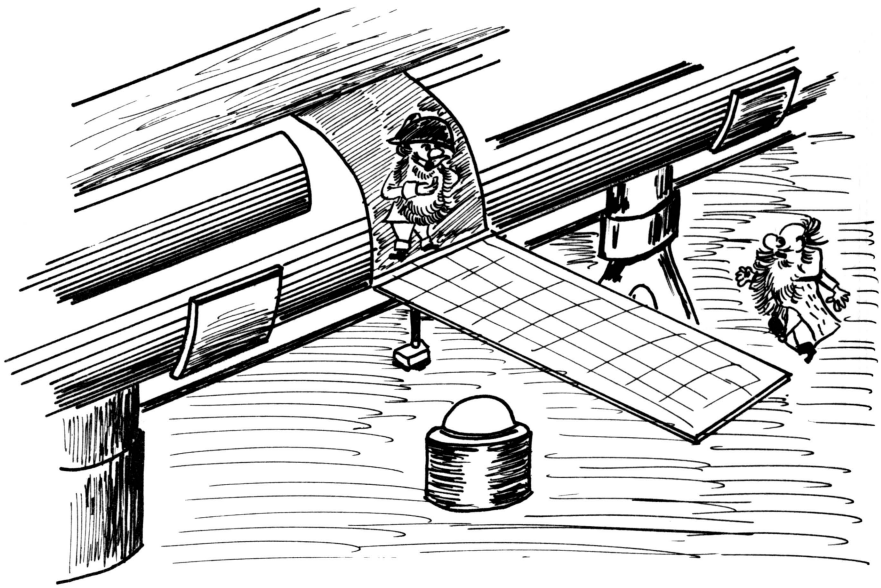
«Ich sterbe auch!» keuchte der Admiral und wollte ebenfalls anhalten. Doch Fritz packte ihn im Laufen und nahm den Knirps unter den Arm. Hans packte den Vizekönig gleichfalls, und so legten sie die letzten Meter bis zur Halle zurück.

Während Hans die Tür aufschloß – nach einem Stoßgebet, daß um Himmels willen der Schlüssel passen möge –, hörten sie in der Ferne schon Getrampel und Geschrei.

«Sie kommen!» schrie Ernst, «rasch hinein!»

Die Tür schwang zurück, und gleichzeitig flammte in der Halle das Licht hell auf. Oh, wie schmerzten da die Augen der Jungen! Im ersten Augenblick sah keiner etwas. Hans und Fritz stürmten mit den Zwergen unter dem Arm in die Halle, und Ernst, der gute, gute Ernst, vollbrachte ein Meisterstück an logischer Überlegung: Er schloß die Tür mit dem Schlüssel zu.

Hätte er dies nicht getan, so wären sie schon im nächsten Augenblick eingeholt worden. Die Verfolger waren



nämlich schon ganz in der Nähe der Halle. Der Lärm, den sie vollführten, war beunruhigend.
Und was tat Hans? Erst jetzt dachte er darüber nach, ob es ihm überhaupt gelingen werde, mit dem Raumschiff zu starten, ja ob er überhaupt in das Innere des glänzenden Pfeiles gelangen könne. Und wenn er beides fertigbrächte: das Raumschiff betreten und starten – wie könnte er die Halle verlassen? Und wie das Raumschiff richtig steuern, damit es nicht sofort abstürzte?
Das Dach der Halle ließ sich irgendwie öffnen, das hatte Hans am Nachmittag bemerkt. Aber wie? Und von wo aus?

Bumm – bumm! Es polterte von außen an die Tür. Die Verfolger waren da!
Hans stellte den Vizekönig auf den Boden und eilte mit einigen großen Sprüngen zum Podest, auf dem das Raumschiff lag – auf Schienen übrigens, wie Hans wahrnahm. Eine Treppe führte hinauf. Hans sauste über die Stufen, beinahe ohne sie zu berühren.
Jetzt stand Hans dicht neben dem wunderbar schnittigen Himmelsgeschoß. Seine Augen glitten der Oberfläche entlang auf der Suche nach einer Tür. Doch nichts, keine Ritze! Völlig glatt zeigte sich der Schiffskörper, glatt und kühl.
Hans raste hin und her, während draußen der Lärm rasch anschwoll. Auch Fritz, Ernst und die beiden Zwerge waren jetzt oben beim Raumschiff und suchten verzweifelt nach einem Eingang. Aber es fand sich nichts, rein gar nichts. O Himmel, schick doch ein Wunder!
Und der Himmel schickte eines. Der Admiral hatte, wie sich später herausstellte, unter dem Bauch des Raumschiffes einen Knopf entdeckt und darauf gedrückt. Lautlos glitt darauf eine große Tür zur Seite und gab den Weg ins Innere des Flugkörpers frei. Mit einem Jubelschrei stürzte Hans durch die Öffnung hinein. Seine Freunde folgten dicht hinterher.
«Versucht die Tür zu schließen!» rief Hans und eilte nach vorn, wo er das Kommandopult zu finden hoffte. Er fand es dort auch richtig, und – o zweites Wunder! – alle Knöpfe und Hebel waren fein säuberlich angeschrieben. Ein rotes Licht glühte über dem Wort «Einstieg seit-

lich». Darunter waren zwei Knöpfe mit der Anschrift «Auf» und «Zu» angebracht.
«Achtung, da hinten!» schrie Hans, «ich schließe die Tür von hier aus!» Er drückte auf den Knopf «Zu», und das rote Licht erlosch sogleich.
«Sie hat sich geschlossen!» rief Fritz.
«Gut, dann kommt jetzt alle nach vorn zu mir. Ich brauche eure Hilfe.»
Die Kameraden kamen rasch herbei. Hans beschäftigte sie sofort. «Sucht einen Knopf, der die Bezeichnung ‹Hallendach› oder etwas Ähnliches trägt. Ich kümmere mich inzwischen um den Start.»
Fünf Augenpaare glitten auf und ab, hin und her auf dem großen Schaltpult.
«Da, ich hab's!» rief Ernst. «Da steht: ‹Kuppelgewölbe auf› und ‹Kuppelgewölbe zu›!
Soll ich . . .»
«Klar, drücken!» rief Hans aufgeregt, «das Dach muß offen sein, sonst können wir nicht starten.»
Ernst drückte auf den Knopf. Wenige Sekunden später flammte ein rotes Licht auf.
«Laut Signallampe sollte das Dach jetzt offen sein», verkündete Fritz, fügte aber besorgt hinzu: «Ist es das aber auch wirklich?»
Ja, wenn die Jungen das hätten sehen können! Sie sahen aber überhaupt nichts, sie waren eingeschlossen wie Mäuse in einer Schuhschachtel – ja schlimmer, denn sie hatten nicht einmal Luftlöcher zum Hinausschauen. Und so ins schwarze Ungewisse hinein zu starten, ohne eine Ahnung, ob das Hallendach geöffnet war oder geschlos-

sen – das durften sie nicht wagen. Das wäre die reinste Selbstzerstörung gewesen.
«Und das wollen wir natürlich nicht», knurrte Hans, ohne aufzublicken. «Setzt sofort alle Fernsehschirme in Betrieb. Dann werden wir vielleicht etwas sehen.»
Erst jetzt gewahrten auch die andern die erwähnten Fernsehschirme. Es waren deren fünf, alle in einer Reihe nebeneinander. Darunter, so breit wie die fünf andern zusammen, befand sich ein sechster Schirm. Letzterer befand sich genau über dem Steuerpult und erwies sich später sozusagen als Frontscheibe des Raumschiffes. Auf dieser Scheibe konnten die Jungen auf ihrem Flug alles sehen wie durch die Windschutzscheibe eines Autos. Die fünf kleinen Schirme dagegen zeigten den Insassen des Raumschiffes, was hinten, oben, unten, rechts und links geschah. Obwohl das Schiff luftdicht abgeschlossen und ohne ein einziges Fenster war, hatte man mittels dieser Fernsehschirme einen ungehinderten Rundblick.
Fritz fand die Bedienungsknöpfe für die Schirme. Er drückte alle sechs zugleich. Dann staunte er nur noch. Auf dem Schirm, der das linke Seitenfenster ersetzte, sah er Gestalten sich nähern. Ein großer Haufen Zwerge, angeführt von Sabor, eilte eben quer durch die Halle auf das Raumschiff zu.
«Rasch, Hans, sie kommen!» schrie Fritz entsetzt. Und dann geschah alles sehr schnell. Hans sah auf dem Bildschirm, daß das Hallendach weit geöffnet war. Ein kurzes Stoßgebet sandte er zum Himmel, dann drückte er auf den größten aller Knöpfe, auf den roten

Startknopf. Das Raumschiff bebte, ein fürchterlicher Stoß warf alle an die hintere Wand. Dann war nichts mehr als Dunkelheit ringsum. Alle Passagiere des «Phantoms» verloren die Besinnung. Führerlos jagte das glänzende Geschoß in den Nachthimmel hinauf.

Es mochte wohl eine Viertelstunde seit dem Start vergangen sein. Nichts in der Führerkabine des Raumschiffes rührte sich. An die hintere Wand gepreßt, lagen regungslos drei Buben und zwei Zwerge. Was war geschehen?

Hans erwachte als erster aus seiner Ohnmacht. Was für eine Qual! Er vermochte sich nicht zu rühren. Mit schmerzhafter Gewalt wurde der Körper des Jungen an die hintere Wand gepreßt. Das einzige, was Hans mit aller Mühe fertigbrachte, war: nachzudenken. Und das tat er fieberhaft. Was war geschehen? Was für eine unheimliche Kraft drückte ihn an die Wand?

Hans versuchte der Reihe nach alle Ereignisse aufzuzählen, an die er sich noch zu erinnern vermochte. Sie hatten das Raumschiff bestiegen, die Türe geschlossen, und dann – ja dann hatte er den Startknopf gedrückt. Das war alles, was Hans noch wußte. Alles Weitere war in undurchdringlicher Finsternis untergetaucht. Und jetzt? Wo waren sie? Lebten sie überhaupt noch? Hans schluckte mühsam.

Die Kabine war hell erleuchtet, genau wie zuvor. Das Licht war also nicht ausgelöscht worden. Und doch – der Start mußte gründlich mißlungen sein. Eine Weile glaubte Hans sogar, das Raumschiff sei in jenem Augen-

blick explodiert, als er den roten Startknopf gedrückt hatte. Doch hier sah es wirklich nicht nach einer Explosion aus. So weit Hans die Augen zu wenden vermochte, schien alles in bester Ordnung zu sein – außer natürlich, daß er und alle seine Freunde am Boden lagen, an die hintere Wand gepreßt.

Und dann fiel Hans urplötzlich die Antwort auf die Frage «Was ist passiert?» ein.

Natürlich, so mußte es sein! Alles sprach dafür: Das Raumschiff war tatsächlich gestartet, aber der Start war viel zu gewaltsam erfolgt. Es war die Beschleunigung, die Hans und seine Freunde an die Wand drückte. Er mußte etwas falsch gemacht haben, denn der Erbauer dieses Raumschiffes hatte bestimmt nicht die Absicht gehabt, bei jedem Start die Besinnung zu verlieren. Irgend etwas mußte Sabor eingebaut haben, damit die Kraft der Beschleunigung aufgehoben wurde. Wie nannte man das doch gleich? – Ach ja, richtig: neutralisieren. Also ein Neutralisator mußte eingebaut sein, und den hatte Hans nicht eingeschaltet. Es galt nun, den Bedienungsknopf zu finden, und ihn zu drücken, dann war alles gut. Wie aber konnte Hans an das Schaltpult gelangen?

Mit größter Anstrengung gelang es ihm, sich so umzudrehen, daß seine Füße an der hinteren Wand lagen. Jetzt mußte er versuchen, sich aufzurichten. Langsam, Zentimeter um Zentimeter, stemmte sich Hans empor. Ein merkwürdiges Gefühl war es, sich platt am Boden liegend auszustrecken und dabei das Gefühl zu haben, man hebe eine Zentnerlast auf.

Hans war jetzt ganz ausgestreckt. Zu seiner Enttäuschung wollte es ihm nicht gelingen, den Fuß des Stuhles zu fassen, der vor dem Kommandopult am Boden festgeschraubt war. Es fehlten zwanzig Zentimeter.
«Entschuldigung, Fritz», murmelte Hans und stieß sich mit dem Fuß an dessen Kopf noch ein Stück weiter nach vorn. Diesmal reichte es: Hans bekam den Stuhl zu fassen und zog sich näher heran.
«Wenn ich loslasse», dachte der Junge, «dann schieße ich wie eine Bombe zurück an die Wand, mitten unter die Kameraden.»
Unter Aufbietung aller Kraft brachte er es fertig, auf den Stuhl hinaufzukriechen. Jetzt bestand keine Gefahr mehr, daß er an die Wand zurückgeschleudert wurde. Die Lehne des Sessels gab ihm einen festen Halt.
Zum Glück besaß Hans Augen, fast so scharf wie die eines Habichts. So konnte er, ohne sich vorzubeugen – das hätte ihn zuviel Anstrengung gekostet –, die vielen Aufschriften lesen. Und da fand er den Knopf auch schon! Direkt unter dem großen roten Startknopf war er angebracht, genau dort, wo er hingehörte.
Mühsam streckte Hans den Arm aus, drückte – und im selben Augenblick war der schier unerträgliche Druck auch schon wie weggeblasen. Vollständig frei und unbeschwert vermochte sich Hans zu bewegen, gerade so, als ob das Raumschiff stillstände.
Seine erste Sorge galt nun den Kameraden. Diese erholten sich jedoch viel rascher, als Hans zu hoffen gewagt hatte. Sobald sie nicht mehr durch den Druck an die Wand gequetscht wurden, erwachten sie von selbst.

Hans erklärte kurz, was geschehen war. Dann rief er alle an das Kommandopult. Hier gab es Arbeit im Überfluß, denn sie wußten doch überhaupt nicht, wohin das Raumschiff steuerte, wie schnell es flog und – vor allem – wo es sich im Augenblick befand. Erst jetzt überlegte Hans, wie das Abenteuer eigentlich weitergehen sollte. Sie wollten Bärbel suchen. Gut. Aber wo in aller Welt mußten sie denn suchen? War es überhaupt klug gewesen, zu starten?

Im Grunde hatten sie nur an die geheimnisvolle Zeitmaschine herankommen wollen. Mehr nicht. Ihre Absicht war es gewesen, mit Hilfe dieses Apparates in ein anderes Zeitalter vorzudringen und dort Bärbel zu suchen. Statt dessen rasten sie jetzt in die Tiefen des Weltraumes hinaus, immer weiter fort von der Freundin. Hans geriet wieder einmal, wie schon oft auf dieser Reise, in Aufregung.

«Wir haben eine Dummheit begangen!» rief er verzweifelt, «wir hätten gar nicht starten sollen.»

«Was heißt da: wir?» fragte der Bürgermeister Fritz argwöhnisch. «Hast nicht du allein den Startknopf gedrückt?»

«Ja schon», gab Hans widerstrebend zu, «aber ihr wart doch alle einverstanden. Und jetzt . . .»

«Einen Augenblick, meine Herren!» Der Admiral stand mit unter dem Bart verschränkten Armen vor den Buben. Mit einer Fußspitze klopfte er mißbilligend auf den Boden, seine Stimme tönte äußerst vorwurfsvoll. «Einen Moment, meine sehr verehrten Herren. Die Frage ist nun: Ist dies ein Schiff oder ist es kein Schiff?»

«Ein Raumschiff ist es, Herr Admiral», erwiderte Hans freundlich.
«Gut! Und nun möchte ich wissen: Wird den Worten eines Admirals Gehorsam geschenkt, wenn man mit ihm zusammen auf einem Schiff reist?»
Hans lachte. «Aber ganz gewiß, Herr Admiral. Doch ist dies kein gewöhnliches Schiff, sondern eben ein Raumschiff.»
Jetzt nahm der Admiral die verschränkten Arme auseinander und stemmte die Fäuste in die Seiten.
«Aha, so ist das, Herr General!» rief er empört. «Wissen Sie denn nicht, daß ein richtiger Admiral jede Art Schiff zu lenken versteht, he? Ich verlange daher, daß ich sofort mit der Führung dieses Schiffes betraut werde, verstehen Sie: sofort!»
«Aber, Herr Admiral . . .»
«Nichts: , . . . aber, Herr Admiral›!» schrie der Kleine zornig und stampfte mit beiden Füßen. «Habe ich den Befehl über das Schiff, oder habe ich ihn nicht? Heraus mit der Sprache!»
«Nun gut – wie Sie meinen.» Hans breitete die Arme aus und hob nachgebend die Schultern. «Nur: Ich frage mich wirklich, was Sie tun wollen.»
«Gerade das will ich tun!» rief der Admiral. Und bevor ihn jemand daran zu hindern vermochte, fiel er über das Kommandopult her und drückte wahllos, aber mit größter Geschwindigkeit auf alle Knöpfe. Auch griff er über sich und seitwärts, und wo es etwas zu drücken oder drehen gab, tat er es.
«Sehen Sie», jubelte er dazu, «wie ein Admiral die Füh-

rung über jedes Schiff zu übernehmen imstande ist? Ich habe das Raumschiff fest in der Hand; es gehorcht mir, und ich kann jetzt damit fahren, wohin es mich gelüstet.»

«Fabelhaft, Herr Admiral!» lobte Hans den putzigen Kerl ohne jede Aufregung. «Zum Glück habe ich noch rechtzeitig die Verbindung zwischen Schaltpult und Antriebswerk unterbrochen, sonst hätte das Raumschiff bei dieser Behandlung die tollsten Purzelbäume geschlagen. Noch viel wahrscheinlicher aber wären wir abgestürzt. Sie haben völlig planlos die verrücktesten Manöver eingeleitet!»

Es dauerte längere Zeit, bis der Admiral die Tragweite dieser Worte erfaßte. Dann aber sprang er mit einem Wutschrei in die Luft, ergriff zufällig ein Rad an der Decke und klammerte sich daran fest.

Schlagartig verstummte er. Er ließ das Rad fahren und plumpste zu Boden. Es kam jedoch niemand dazu, sich über das seltsame Verhalten des Admirals zu wundern. Alle spürten nämlich im selben Augenblick, als der Zwerg das Rad drehte, ein scheußliches, unheimliches Gefühl in sich aufsteigen. Genauso, als ob sie in einem überschnellen Lift in die Tiefe sausten, war ihnen zumute. Nach einer Sekunde schon aber war das beklemmende Unlustgefühl vorbei.

«Wa . . . was war . . . das?» fragte Hans verstört, «habt ihr es auch verspürt?»

«Grässlich!» stöhnte Fritz, «ich habe tatsächlich gemeint, ich würde mich in die einzelnen Bestandteile auflösen . . . Es war furchtbar.»

Der Admiral war ganz bleich. Sein kleiner Körper zitterte. Vorbei, wie weggeblasen, war seine Admiralswürde, die ab und zu über ihn kam. «I . . . ich ha . . . habe nur ein ga . . . ganz klein wenig ge . . . gedreht», stammelte er.

Hans musterte das Rad eingehend. Es war ein gewöhnliches schwarzes Handrad, wie man es etwa an elektrischen Schaltpulten sieht. Ein Zeiger war daran befestigt, und dieser wies auf eine der Zahlen, die auf einer riesengroßen Skala rund um das Rad herum angebracht waren. Hans schaute genauer hin. Auf der Skala war eine Null. Die Zahlen links und rechts von dieser Null aber stiegen an, von eins bis weit über tausend. Jetzt stand der Zeiger auf der Zahl vierhundert, und zwar links.

Hans schüttelte den Kopf. «Es scheint fast, als ob dieses Rad etwas mit der Geschwindigkeit zu tun habe. Weiß zufällig jemand, wo der Zeiger stand, bevor unser Admiral entgleiste und dabei an die Decke hüpfte?»

Ernst meldete sich: «Ich glaube, er stand auf Null. Aber so genau habe ich es natürlich auch nicht gesehen.»

«Nehmen wir einmal an», murmelte Hans vor sich hin, «nehmen wir einmal an, der Zeiger habe wirklich auf die Null gezeigt. Jetzt steht er auf Vierhundert. Was könnte dies bedeuten?»

Fritz schaltete sich ein. «Ich schlage vor, daß wir erst einmal feststellen, wo wir überhaupt sind. Vielleicht entdecken wir dann, wohin uns der Admiral mit dem Handrad geschleudert hat.»

Wie nahe Fritz mit den Worten «wohin uns der Admiral

geschleudert hat» der Wahrheit kam, konnte er gar nicht ahnen. Was durch die Drehung des Handrades wirklich geschehen war, hatten die Jungen in ihren wildesten Träumen sicher noch nie erlebt.

Nach einer eingehenden Besichtigung der Fernsehschirme und aller Instrumente, soweit die Jungen diese zu lesen verstanden, gab Hans einen Überblick der Lage.

«Kameraden», begann er ernst, «unsere Lage ist ganz und gar nicht beneidenswert. Soweit ich sehe, fliegen wir augenblicklich mit einer Geschwindigkeit von 24 000 Kilometern in der Stunde und in einer Höhe von 4000 Kilometern durch den Weltraum einem unbekannten Ziel entgegen.»

Im nächsten Augenblick aber schüttelte es Ernst vor Grauen, und seine Augen wurden groß und rund wie zwei Tennisbälle. Auch Fritz sperrte seine Gucker weit auf. Nur den Admiral und den Vizekönig schien dies alles sehr wenig zu berühren. Sie standen herum und zupften an ihren Bärten. Hans zeigte indessen auf den Fernsehschirm, der die Sicht nach unten vermittelte.

«Seht euch das einmal an. Wenn ich nicht ganz genau wüßte, daß wir gestern durch den Zauberring geschlüpft sind und wir uns im Wunderland befinden – ich würde behaupten, das da unten sei Afrika.»

«Du könntest recht haben, Hans», sagte Fritz heiser. Sein Mund war völlig ausgetrocknet. «Die Form stimmt genau. Es ist tatsächlich Afrika!»

Hans wandte sich an den Vizekönig. «Hoheit, dürfte ich Sie um eine Auskunft bitten?» Die Stimme des Jungen zitterte vor Erregung, als er nun fragte: «Ist das Wunder-

land eigentlich so groß? Schauen Sie doch einmal das da unten an.»
Der Vizekönig blickte auf den Schirm. Dann schüttelte er das weiße Haupt. «Nein, das ist mir völlig unbekannt, das ist nicht das Wunderland.»
Hans stöhnte. «Dann – dann weiß ich jetzt, was vorhin passiert ist, als der Admiral das Rad drehte: Wir haben auf irgendeine Weise das Wunderland verlassen und fliegen jetzt hoch über der Erde ... Wie schrecklich!»
Zum Glück wußte Hans noch nicht, daß es in Wirklichkeit noch viel schlimmer stand. Hätte er mit dem vorzüglichen eingebauten Fernsehrohr auf das Land hinabgeschaut, wäre der Junge gewiß noch viel mehr erschrocken. Doch zu dieser Zeit wußte er noch nicht einmal, daß ein solches Fernrohr überhaupt an Bord war.
Das «Phantom» jagte dahin mit 24 000 Kilometer in der Stunde. Unter ihm veränderte sich das Bild rasch und merklich. Das Mittelmeer lag jetzt genau im Bereich des Fernsehschirmes, doch schon einige Minuten später überflog das Raumschiff die Alpen. Genauer gesagt: Irgendwo dort unten lag die Alpenkette. Von dieser Höhe aus waren nur eine große Zahl Fältchen in der Erdoberfläche zu sehen.
«Wir haben soeben die Schweiz überflogen», stieß Fritz zwischen den Zähnen hervor. Zwei große Tränen rollten ihm über die Backen. Ernst und Hans getrauten sich gar nicht mehr, den Freund anzuschauen, der in seinem Bürgermeisterkostüm, mit dem Suppenschüsseldeckelhut auf dem Kopf dastand. Unaufhörlich rannen ihm dicke Tränen über das Gesicht.

«Aber», sagte Hans endlich mit abgewandtem Angesicht, «Heulen hat keinen Zweck. Wir müssen etwas tun. Ich schätze, daß wir uns jetzt über dem Nordpol befinden. Machen wir diese Runde noch fertig. Dann versuchen wir zu landen.»
Landen! . . . Da waren natürlich alle einverstanden. Nur landen . . . landen!
Warum waren sie nicht schon früher auf diesen Gedanken gekommen?
«Stellt euch doch vor, wenn wir in Winterthur auf der Schützenwiese landeten!» rief Fritz, schon beinahe wieder munter. «Kein Mensch hat bis heute ein solches Raumschiff gesehen.»
Hans lachte. «Sachte, sachte, liebe Freunde, ich glaube kaum, daß wir auf der Schützenwiese landen werden. Das scheint mir allzugewagt. Das beste wird sein, wir versuchen es erst einmal auf einer möglichst weiten Wasserfläche, zum Beispiel auf dem Ozean. Schließlich haben wir Gescheiteres zu tun, als uns wie Helden aufzuspielen. Oder habt ihr Bärbel etwa vergessen?»
Während das «Phantom» den Nordpol, Alaska, den Stillen Ozean und bald darauf den Südpol überflog, versuchte Hans, das rasende Projektil in die Hand zu bekommen. Er mußte es doch lenken und abbremsen können, sonst war an eine auch nur einigermaßen sichere Landung selbst auf dem weiten Meer nicht zu denken. Eine genaue Beschreibung des Raumschiffes lag sauber eingebunden auf dem Kommandopult. Hans begann zu lesen, und je weiter er damit kam, desto erstaunter wurde sein Gesicht. Endlich legte er das Buch weg.

«Kameraden», sagte er feierlich, «dieses Raumschiff ist das Unglaublichste, das je ein Mensch ersonnen und gebaut hat. Stellt euch doch vor: Es fliegt im Weltraum bis zu 300 000 Kilometer in der Stunde!»

«Donnerwetter!» rief Ernst, «das wäre ja genau die Lichtgeschwindigkeit.»

«Nicht ganz, lieber Ernst. Die Lichtgeschwindigkeit beträgt zwar ebenfalls 300 000 Kilometer, jedoch in der Sekunde. Dazu fehlt also noch ein bißchen. Doch hört weiter: Das ‹Phantom› fährt auch auf dem Wasser, sogar unter dem Wasser. Wie ein Unterseeboot. Und zwar entwickelt es dabei eine Geschwindigkeit bis zu 1000 Kilometer in der Stunde. Aber hört jetzt noch weiter: Das Boot besitzt eine absolut unverletzliche Außenhaut, und wenn ich das richtig verstanden habe, gibt es eine Menge eingebauter Waffen. Leider steht nicht, welcher Art diese Waffen sind. Das müssen wir erst herausfinden.»

Mit großer Begeisterung versuchte Hans nun, die verschiedensten Manöver mit dem Raumschiff auszuführen. Es war kinderleicht. Alle Hebel und Knöpfe waren ja deutlich angeschrieben, und das Schiff gehorchte dem leisesten Druck auf einen davon.

Lange bevor sie zum zweitenmal über Afrika flogen, hatte Hans gelernt, das «Phantom» anzuhalten, Links- und Rechtskurven zu beschreiben und auf und ab zu fliegen.

«Übrigens», erklärte er, «das Schiff steht natürlich nicht in der *Luft* still. Hier oben gibt es gar keine Luft. In diesem Zusammenhang müssen wir auch daran denken,

wieviel Hitze die Außenhaut verträgt. Es könnte uns sonst passieren, daß wir verglühen wie eine Sternschnuppe, sobald wir in die Atmosphäre tauchen.»
Über dem Mittelmeer bremste Hans das Raumschiff etwas ab und beschrieb eine weite Linkskurve. Über Frankreich verlangsamte er es noch mehr, bis auf wenige hundert Kilometer in der Stunde. Außerdem stieß er ziemlich steil nach unten. Als der Ozean unter ihnen auftauchte, stoppte Hans die Vorwärtsbewegungen ganz, und das Raumschiff sank wie ein Lift senkrecht in die Tiefe.
Bald betrug die Höhe nur noch 100 Kilometer, dann 80 . . ., 70 . . ., 60 . . ., 50 . . .
«Achtung!» rief Hans, «macht euch auf einen Schlag gefaßt, wenn wir wassern. Haltet euch irgendwo fest.»
Noch 10 Kilometer Höhe, noch 7 . . ., 6 . . ., 5 . . . Hans wurde ein wenig nervös.
«Ein bißchen Fahrt brauchen wir für die Landung», sagte er halblaut zu sich selbst. Er drückte nur leicht auf den «Vorwärts»-Knopf – dann setzte er zur Landung an.
Die Wasserung verlief glatt, ohne den kleinsten Schlag. Einige hundert Meter glitt das Raumschiff noch über die Wellen, dann lag es still.
Ohne es zu merken, hatten die fünf Passagiere in den letzten Sekunden den Atem angehalten. Jetzt, als sie ruhig auf den Wogen schaukelten, stießen alle die Luft erleichtert aus.
«Da wären wir also!» rief Hans mit übersprudelnder Fröhlichkeit. Ihn selber wollte es dünken, er sei in seinem ganzen Leben noch nie so froh gewesen.

Auch Fritz und Ernst waren fröhlich gestimmt. Fritz aber dachte schon ein Stück weiter.

«Nachdem wir nun glücklich gelandet sind», rief er aufgeräumt, «steht einer sofortigen Landung auf der Schützenwiese nichts mehr im Wege. Wir haben ja jetzt gesehen, daß sich das Ding durchaus willig führen läßt.»

«Fritz, du bist eine dummköpfige Rübe», sagte Hans freundlich. «Wir entführen Sabors Raumschiff, starten in den Weltraum, landen auf dem Ozean, und dies alles wofür? Etwa damit wir uns auf der Schützenwiese in Winterthur groß aufspielen können? So denkt unser Freund Bürgermeister. Bärbel aber ist ihm völlig schnuppe.»

«Nein, so habe ich es nicht gemeint!» rief Fritz beschämt und ärgerlich. «Natürlich müssen wir Bärbel suchen. Aber könntest du uns vielleicht einmal erklären, wie das vor sich gehen soll?»

«Ja», schaltete nun auch Ernst ein, «es würde uns tatsächlich interessieren, was du nun weiter tun willst, nachdem du uns mitten im Ozean abgesetzt hast, so weit entfernt von Bärbel wie nie zuvor», fügte er vorwurfsvoll hinzu.

Hans blickte düster vor sich hin. Er wußte ja selber nicht, was nun weiter geschehen sollte. Eines allerdings stand fest: Sie mußten zurückkehren, wieder auf Sabors Insel. Dort war Bärbel verschwunden, und dort mußten sie sie auch suchen. Aber eben – diese Insel lag im Wunderland, und das hatten sie verlassen.

Wenn Hans doch nur genau wüßte, wie und wann das geschehen war. Vermutlich damals, als der Admiral das

geheimnisvolle Handrad an der Decke gedreht hatte. Das seltsame Gefühl, das sie alle befallen hatte, könnte vielleicht im Augenblick aufgetreten sein, als das Raumschiff die Grenze des Wunderlandes durchbrach. Also gab es noch einen andern Weg ins Wunderland als den durch den Zauberreifen.

Hans seufzte. «Es ist eine verrückte Sache. Das Raumschiff hat auf irgendeine Weise das Wunderland verlassen und ist mit uns in die Erdenlandschaft eingedrungen. Dabei war ich immer der Ansicht, der Weg durch den Zauberreifen sei der einzige, der ins Wunderland führe.»

«Sehr gut», sagte der Admiral nickend, «das haben wir jetzt verstanden. Wir sind also nicht mehr im Wunderland, sondern in der Welt der Menschen. Wie aber . . .»

«Ein Schiff!» schrie in diesem Augenblick Ernst, «potz Donner und Doria, seht doch, ein prächtiges Segelschiff, gerade da voraus.»

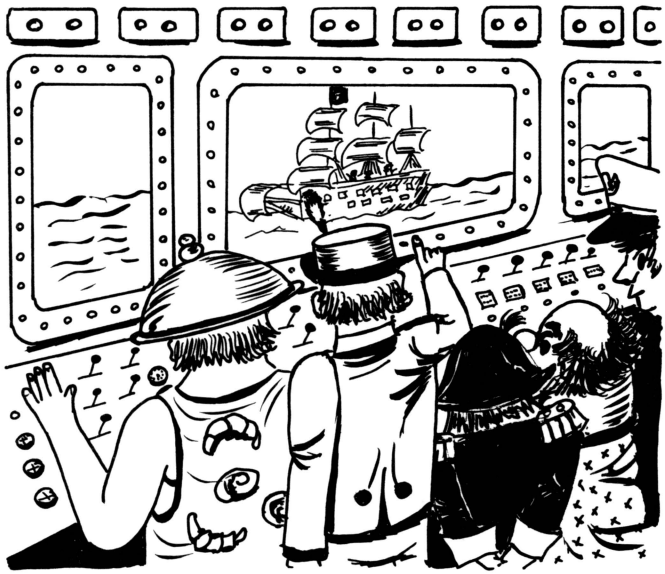
Aller Augen richteten sich auf den großen Fernsehschirm, der die Sicht nach vorn wiedergab. Und tatsächlich, nicht allzuweit entfernt lag ein großes Schiff im Wasser. Die Segel waren prall gefüllt und sahen aus wie lauter kleine Ballone.

«Es kommt direkt auf uns zu!» rief Hans aufgeregt.

Der Admiral schob Hans sanft vom Kommandopult weg.

«Sie gestatten, Herr General», sagte er voller Würde. «Es scheint mir höchste Zeit zu sein, daß nun ein Admiral die Führung übernimmt. Der Gegner ist schon nahe, beinahe auf Schußweite. Als Admiral werde ich das

Schiff bei dem kommenden Seegefecht höchst persönlich lenken.»
«Kommendes Seegefecht?» – Hans lachte erstaunt. «Aber Herr Admiral, wer redet denn da von Seegefecht?»
«Schauen Sie doch nach vorn», sagte der Admiral ungerührt, «der Gegner hat soeben die Totenkopfflagge gehißt!»
«Tatsächlich!» rief Hans erschrocken, «und daraus schließen Sie . . .»
«. . . daß es sich um ein Piratenschiff handelt», ergänzte der Admiral. «Ein Kampf wird kaum zu vermeiden sein.»
Diesmal schien der Admiral wirklich recht zu behalten. Das Piratenschiff hatte sich inzwischen bis auf hundert Meter genähert; nun änderte es den Kurs ein wenig und segelte in rund fünfzig Meter Abstand links vorbei.
Und genau in diesem Augenblick erzitterte das Raumschiff unter mehreren harten Schlägen gegen die linke Wand . . .
Die Buben rissen die Augen auf und starrten einander entsetzt an. Der Admiral dagegen zeigte sich durchaus nicht erschrocken.
«Das war eine gutgezielte Breitseite», erklärte er ruhig. «Sehen Sie nur die kleinen Rauchwölklein über dem Piratenschiff. Es hat zwanzig Geschütze an Bord, vermutlich Vierundzwanzigpfünder.»
Die Buben gerieten in wachsende Aufregung.
«Das . . . das ist ja verrückt!» stieß Hans hervor, «ein . . .



ein richtiges Piratenschiff ... im Jahre 1973! Und – es will uns kapern; die Seeräuber schießen auf uns!»
«Es scheint so», bestätigte der Admiral seelenruhig. «Und Sie, Herr General, werden deshalb einsehen, daß jetzt ein Admiral, und zwar einzig ein Admiral, an das Kommandopult gehört.»
Hans überlegte blitzschnell. Wie kam dieses Piratenschiff aufs Meer, zu einer Zeit, wo es längst aus war mit der Seeräuberei? Irgend etwas stimmte hier nicht. Eine

Tatsache blieb, die Piraten hatten geschossen. Etwas mußte geschehen, obwohl die Schüsse wirkungslos an der unverletzlichen Wand des «Phantoms» abgeprallt waren. Zuerst einmal mußte er sich mit dem Admiral einigen.

Hans fand eine Lösung. «Herr Admiral», sagte er hastig, «es stimmt zwar, daß Sie als Admiral die Führung unseres Schiffes zu übernehmen haben. Doch ich hörte noch nie, daß dieser hohe Befehlshaber eigenhändig die Steuerung bedient. Geben Sie mir die Befehle, und ich werde als Steuermann die nötigen Manöver ausführen.»

Hans wußte natürlich genau, warum er selber das Kommandopult bedienen wollte. Der Admiral hätte wieder wahllos auf die Knöpfe gedrückt, ohne die Aufschriften zu lesen. Dabei hätte das Raumschiff höchstwahrscheinlich nichts als eine Reihe unrühmlicher Purzelbäume geschlagen.

Dem Admiral aber leuchteten die vorgebrachten Argumente ein. Er stellte sich in Position und öffnete den Mund, um die ersten Befehle erschallen zu lassen. Das Piratenschiff hatte inzwischen gewendet und kam zurück. Drohend ragten die dunklen Mündungen der Geschütze aus den Luken. Da stutzte Hans plötzlich. Das Segelschiff fuhr langsamer und blieb kurz darauf still auf dem Wasser liegen. Die Entfernung betrug ungefähr fünfzig Meter.

Jetzt tauchte ein schwarzbärtiger, verwegen aussehender Kerl an der Reling auf und schaute herüber, die Augen mit einer Hand beschattend.

«Schaut euch das an!» sagte Hans aufgeregt, «ein richti-

ger Seeräuber – und er scheint etwas zu rufen. Sein Mund bewegt sich!»
Leider war im Innern des Raumschiffes kein Wort zu hören. Hans überflog mit raschem Blick das Schaltpult. Ein Knopf trug die Aufschrift «Sprechverbindung mit der Außenwelt». Hans drückte, und auf einen Schlag drang die Stimme des Räubers laut und deutlich an die Ohren der Jungen.
«Feiglinge, erbärmliche, kommt an Deck! Zeigt euch, ihr Läuse! Da steht Calderon, der blutige Rächer der Weltmeere, der größte Pirat des sechzehnten Jahrhunderts!»
Hans schrie auf: «Waas! . . . Was sagen Sie da? Des sechzehnten Jahrhunderts? Ach, du liebes Donnerwetter!»
Der Pirat hatte den Schrei und die folgenden Worte gehört. Er lachte dröhnend.
«Jawohl!» schrie er darauf, «ihr habt ganz richtig gehört:
Calderon ist der blutigste Pirat des sechzehnten Jahrhunderts! Und der heutige Tag, der 15. Mai 1573, wird ein Glückstag für mich sein! Da werde ich nämlich . . .»
Den Rest der Worte hörte Hans vor Aufregung nicht mehr. Er besaß noch die Kraft, die Sprechanlage auszuschalten. Dann lehnte er sich erschöpft an das Kommandopult. Der Admiral musterte seinen Steuermann ärgerlich.
«Was ist denn los mit Ihnen?» fragte er verstimmt. «Warum . . .»
Hans winkte müde mit einer Hand. Eine Weile kämpfte er mit sich, dann richtete er sich wieder auf. Seine

Stimme klang brüchig, sein Gesicht war bleich, als er die bedeutungsvollen Worte sprach:
«Ich weiß jetzt, was mit uns geschehen ist, als der Admiral das Rad an der Decke drehte. Ihr erinnert euch doch, daß Sabor von einer verteufelten Einrichtung erzählte, die er eingebaut habe. Nun, der Admiral hat diese Einrichtung durch einen Zufall verstellt und – hört jetzt genau zu –, und uns alle in das Jahr 1573 versetzt!»
Jetzt wurden auch Fritz und Ernst bleich. Ihre Blicke irrten zur Decke, wo der Zeiger des Handrades genau auf der Zahl vierhundert stand. Schlagartig erkannten die Jungen, was diese Vierhundert bedeutete: nämlich vierhundert Jahre. Mit dieser kleinen Drehung des Rades war das Raumschiff mitsamt seinen Passagieren um vierhundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt worden, von 1973 in das Jahr 1573.
Inzwischen hatte sich Hans wieder gefaßt. Durch ein Mißgeschick waren sie in das Jahr 1573 geschleudert worden. War das denn so schlimm? Ebensogut würden sie sich mit Hilfe dieser Zeitmaschine wieder in das Jahr 1973 transportieren können! Hans fand auf einmal Gefallen an dem merkwürdigen Sachverhalt.
«Hört einmal zu!» rief er vergnügt, «was uns passiert ist, hat noch kein Mensch erlebt. Stellt euch doch nur vor: Wir als Menschen von 1973 treffen mit Seeräubern zusammen, die im Jahre 1573 lebten!»
«Dann sind sie ja längst gestorben!» rief Fritz verwundert.
«Aber nein, du mußt verstehen: Im Jahre 1973 sind diese Räuber nicht mehr unter den Lebenden. Aber wir leben

jetzt im Jahre 1573 – wenigstens so lange, bis wir uns mit Sabors Wunderapparat wieder in unsere Zeit versetzen lassen. Vorläufig nun schreiben wir das Datum des 15. Mai 1573. Und jetzt werden wir uns mit den angriffigen Seeräubern befassen. Dies wird ein Spaß werden. Sie haben doch keine Ahnung, was ein Raumschiff ist und was es alles in sich birgt.»

Hans setzte die Sprechanlage wieder in Betrieb. Sofort erfüllte die Stimme des Piraten den Raum.

«Zeigt euch doch endlich! Kriecht hervor aus dem unförmigen Ding, sonst versenken wir euch mit unsern Geschützen!»

«Schießt nur!» gab Hans nun zurück, «eure Kugeln fürchten wir nicht. Ihr habt selber gesehen, daß nicht der kleinste Kratzer an unserm Schiff entstand, als ihr eure Breitseite auf uns abgabt.»

«Das stimmt allerdings», gab Calderon zu. «Wir werden deshalb zu euch hinüber entern und die Büchse, die ihr Schiff nennt, im Sturme einnehmen.»

«So kommt; wir erwarten euch.»

Natürlich dachten die Piraten gar nicht daran, ihr Schiff zu verlassen.

Den Admiral ärgerte das freche Auftreten Calderons deshalb doppelt.

«Seeräubergelichter!» schrie er zornig, und seine Stimme drang durch den Lautsprecher mehrfach verstärkt an die Ohren der Piraten. Ein vielstimmiges Wutgeheul war die Antwort. Hierauf trat Calderon breitbeinig ganz nahe an die Reling und überschüttete Hans und seine Kameraden mit einer Flut der gemeinsten Schmähungen.

Hans wurde bleich. «Jetzt ist es aber genug!» zischte er wütend. Dann musterte er längere Zeit die vielen Schalter, Knöpfe und Hebelchen vor sich. Hin und wieder nickte er grimmig lächelnd. Er führte etwas im Schilde; das war an seinem pfiffigen Gesicht deutlich abzulesen. Und wirklich, plötzlich lachte der Junge laut.
«Paßt auf!» rief er übermütig, «wir werden Calderon, dem größten Piraten des sechzehnten Jahrhunderts, einen Streich spielen, den er nie mehr vergessen wird!»

7. Kapitel

Der Kampf mit dem Piratenschiff. Häuptling Schwerer Büffel hält mit einer miserablen Kriegsfarbe im Gesicht Kriegsrat. Es wird noch gefährlicher.

In rascher Folge drückte, drehte und zog Hans an den Knöpfen, Rädchen und Hebeln. Fast augenblicklich senkte sich die Nase des «Phantoms». Auf dem Fernsehschirm wurde die Wasserlinie sichtbar.

«Wir sinken!» schrie der Admiral entsetzt.

«Nein, wir tauchen. Haltet gut Ausschau, wir brauchen für mein Vorhaben eine seichte Stelle. Ich werde jetzt unter Wasser kreuzen, bis wir eine solche gefunden haben. Laßt die Augen also nicht von dem Fernsehschirm.»

So einfach war es aber nicht, eine seichte Stelle im Meer zu finden. Eine Viertelstunde verging, bis sie endlich in eine Gegend gerieten, die Hans passend schien. Hier stieg der Meeresgrund leicht an und lag stellenweise beinahe an der Wasseroberfläche. Kaum fünf Meter tief war hier das Meer.

«So ist es richtig!» erklärte Hans zufrieden, «jetzt tauchen wir auf und blasen Calderon zu dieser Untiefe hin. Dann setzten wir ihn auf Grund.»

«Auf Grund setzen! – Haha, das ist lustig!» jubelte der Admiral entzückt. «Jawohl, wir werden das Piratenschiff

auf Grund setzen! Nur – wie können wir denn blasen? Und wie ein Leck am Räuberschiff anbringen?»
Hans lachte vergnügt. Während sie auftauchten, erklärte er seinen Plan.
«Sabor hat an alles gedacht, als er dieses Raumschiff baute. So besitzt es zum Beispiel vorn an der Spitze eine Bohrvorrichtung, die sich auch durch das allerhärteste Gestein frißt. Ich habe dies in der Beschreibung gelesen. Dieser Bohrer soll so weit verstellbar sein, daß er ganz kleine Löcher bohrt, wenn man ihn entsprechend einstellt; er kann aber auch ganz große bohren, von einem Durchmesser, daß das Raumschiff selber durch das Loch schlüpfen kann. Wir wären also imstande, uns mit dem Schiff wie ein Maulwurf in die Erde hineinzuwühlen.»
«Und der Wind, der Calderons Segelschiff treiben soll?»
«Da hat Sabor ebenfalls vorgesorgt. In der Anleitung habe ich gelesen, daß sich vorn in der Spitze des Raumschiffes ein kanonenrohrähnliches Gerät befindet, das ganz nach Wunsch Wasser oder Luft speit, und zwar mit ungeheurem Druck. Das wird unser Wind sein.»
Jetzt waren alle begeistert. Calderon mit seinen Piraten auf Grund setzen – ha, was für ein Riesenspaß!
«Schade, daß wir keine Kommandobrücke besitzen!» rief der Admiral bedauernd. «Wir könnten das Trauerspiel viel besser verfolgen, wenn wir auf dem Schiff oben stünden, so wie der Kommandant eines Unterseebootes auf seiner Plattform.»
Zu aller Freude entdeckte Hans eine solche Plattform. Sie ließ sich ausfahren und bot, obwohl sie nur klein

war, allen Platz. Fritz, Ernst und die beiden Zwerge schlüpften unverzüglich durch die Luke auf das Deck des Raumschiffes.
Hier oben aber war es bedeutend kälter als drinnen im gemütlichen Kommandoraum. Außerdem blies der Fahrtwind stark und zauste die Bärte der Zwerge. Das schlimmste aber war das Seewasser, das in unaufhörlichem Sprühregen von der Bugspitze her über die Abenteurer rann. Kein Wunder, denn Hans raste mit einer Geschwindigkeit von über hundert Kilometern durch die Wellen, dem Piratenschiff entgegen.
Ernst tauchte nochmals in die Luke hinunter und brachte bald darauf dicke Mäntel an Deck. Er hatte sie in einem eingebauten Kasten gefunden. Jetzt fühlten sich die Jungen wohler, obwohl die Kleider für Zwerge berechnet und daher für Ernst und Fritz viel zu kurz waren. Herrlich warm gaben sie trotzdem.
Hans näherte sich dem Piratenschiff von hinten her. Er hatte gesehen, daß dort keine Geschütze aus der Schiffswand ragten. So bestand gar keine Gefahr, daß Calderon etwa auf seine Kameraden an Deck schießen könnte. Außerdem würde das Segelschiff am ehesten eine schnelle Fahrt machen, wenn der Sturmwind, den Hans nun zu entfesseln gedachte, direkt von hinten bliese.
Calderon und seine Piraten schossen wie Irrwische nach dem Heck ihres Seglers, als das Raumschiff erneut gesichtet wurde. Der Häuptling rang lange mit der Fassung, bis es ihm gelang, den früheren forschen Ton wieder zu finden.
«Ha!» schrie er hinüber, «i . . . i . . . ihr seid a . . . a . . .

also nicht ver . . . versunken. Da . . . dann werden wir jetzt gründlich nachhelfen!» Und zu seinen Mannen gewandt: «Klar zum Wenden! . . . Fahrt die Geschütze aus! . . . Feste Kerle, eine Breitseite mittschiffs! . . .»
Die letzten Worte verschlug es dem Piratenhäuptling im Mund. Urplötzlich setzte nämlich ein orkanartiger Wind ein. Das Schiff stöhnte auf einmal in allen Fugen, die Segel füllten sich mit lautem Knall, und bevor Calderon wußte, was da vor sich ging, befand sich sein Schiff in voller Fahrt.
Erst jetzt sah Hans, der nach dem Kompaß fuhr, daß er das Piratenschiff geradewegs gegen die Küste trieb. Jene seichte Stelle, die er gefunden hatte, war also nichts anderes als das Ufer des Meeres. Wenn alles nach Plan verlief, würde das Piratenschiff demnach sehr nahe der Küste auf Grund gesetzt werden. Das war eigentlich vorteilhaft. So würde Calderon bald mit allen seinen schlimmen Kumpanen hinter dicken Mauern mit kleinen Gitterfenstern, sitzen.
Auf dem Piratenschiff geschah inzwischen allerhand. Zuerst versuchte Calderon, der die sich drohend nähernde Küste natürlich ebenfalls sah, seitlich auszuweichen. Dabei zeigte sein Schiff aber so gefährliche Schlagseite, daß er schleunigst wieder geraden Kurs nahm. Dafür ließ er jetzt sämtliche Segel bergen. Das ging nicht so schnell bei diesem Sturmwind. Und mittlerweile trieben sie mit großer Geschwindigkeit der Küste entgegen.
Ebenso plötzlich, wie er eingesetzt hatte, flaute der Wind ab. Hans hatte das Gebläse abgestellt. Das Piratenschiff befand sich nun genau über der seichten Stelle, ziemlich

nahe dem Strand. Natürlich wußten weder Calderon noch seine Räuber, daß der Sausewind von dem angegriffenen unförmigen Ding stammte, das unbeirrt hinter ihnen fuhr. Sie lebten ja im Jahre 1573 und ahnten nicht im entferntesten, daß sie es mit einem Raumschiff aus der Zukunft zu tun hatten.

Der letzte Akt folgte. Hans rief seine Freunde zu sich herunter, zog die Plattform ein und schloß die Luke. Dann tauchte er, näherte sich von der Seite her dem Piratenschiff und bohrte tief unten ein tüchtiges Loch in den Holzrumpf.

Wenige Minuten später standen alle, diesmal auch Hans, wieder auf der Plattform. Erneut schaukelten sie in einem Abstand von ungefähr fünfzig Meter auf den Wellen. Und wieder raste Calderon samt seinen Mannen zum Schiffshinterteil. Er war schrecklich wütend.

«Ihr Lumpenzeug!» brüllte er hinüber, «ihr verteufelt merkwürdiges Lumpenzeug! Wartet nur, bis ich mein Schiff in Ordnung habe. Dann werde ich euch auf Grund schicken!»

«Er will uns auf Grund schicken», schmunzelte Fritz unter dem Suppenschüsseldeckelhut. «Wenn er wüßte . . .»

«Herr Calderon!» rief Hans, «ist etwas nicht in Ordnung mit Ihrem famosen Schiff?»

«Schweigt, ihr Lümmel!» schrie Calderon zurück. «Wie ich sehe, bist du überhaupt noch ein Junge, wenn du auch in einer Uniform steckst. Und der Dicke dort mit seinem Fastnachtsgewand ist auch ein Junge. Ebenso der Kapitän und die lächerlichen zwei Gestalten daneben!»

«Das geht uns beide an, Herr Vizekönig», knirschte der

Admiral. «Ich werde daher ein Wörtchen mit dem Seeräuber reden.»
Der Admiral sog sich voll Luft, bis er beinahe doppelt so dick war wie zuvor. Und dann ging es los:
«Seeräubergesindellumpenpack, vergangenes! Von euch liest man ja lauter räuberische Geschichten. Da sieht man es jetzt einmal mit eigenen Augen, was für eine lausige, freche Bande ihr wart. Gottlob gibt es euch nicht mehr . . .»
Der Admiral verstummte plötzlich. Im Bart kratzend, wandte er sich an Hans. «Eigentlich merkwürdig, Herr General; ich habe dem Bengel soeben gesagt, daß er und seinesgleichen in Wirklichkeit gar nicht mehr existieren. Mit dem gleichen Recht könnte uns Calderon vorwerfen, daß wir noch lange nicht auf der Welt sind. Wer hat nun eigentlich recht?»
«Eine knifflige Frage, Herr Admiral», gab Hans zurück. «Augenblicklich jedenfalls existieren die Seeräuber, das ist sicher. Hören Sie nur: Calderon spricht zu Ihnen.»
Wirklich, Calerdon geizte nicht mit unflätigen Worten. Er nannte den Admiral «Miniaturvogelscheuche» und «Ohrenbürste», so daß sich dem also geschmähten Kerlchen die Barthaare sträubten wie die Stacheln eines Igels, wenn er sich bedroht fühlt.
Inzwischen aber drang Wasser in das Piratenschiff, viele Hektoliter Salzwasser. Langsam, aber stetig sank es; doch die Piraten merkten noch nichts davon.
«Sobald wir in tieferen Gewässern sind», schimpfte Calderon weiter, «werden wir euch kapern. Dieser verflixte Wind hat uns leider so nahe an die Küste getrieben, daß

kaum mehr fünfzehn Fuß Wasser unter dem Kiel fließen. Ich werde jetzt die Segel setzen lassen und hinaus aufs Meer fahren. Und ich hoffe, daß ihr nicht zu feige seid und uns folgen werdet, damit wir kämpfen!»

Tiefer und tiefer sank das Piratenschiff. Calderon aber merkte immer noch nichts. Er schimpfte und fluchte mit seinen Mannen, weil es ihm zu lange dauerte, bis die Segel gesetzt waren. Zwischenhinein pflanzte er sich immer wieder breitspurig am Geländer auf, streckte den Bauch vor und schmähte den Gegner mit wüsten Worten, wobei er es hauptsächlich auf den Admiral abgesehen hatte.

«Bald wird es soweit sein!» schrie er, die Fäuste schüttelnd, «sobald der verteufelte Wind aufkommt, geht's hinaus ins tiefere Wasser. Ha, wie werdet ihr dann auf Grund fahren, samt dem Roßhaarpinscher in der Admiralsuniform!»

«Schweigen Sie!» schrie der Admiral zurück. «Sie sind ein dickes, hohles Faß mit vielen Worten. Sie wollen ausfahren, ha, ha! Warum geht's denn nicht endlich vorwärts, he? Sagen Sie mir das einmal, sie einfältiger Herr Calderon.»

Inzwischen war der Segler so stark gesunken, daß das Wasser in wenigen Augenblicken das untere Deck erreichen mußte. Da – jetzt war es schon soweit. Zwei Matrosen eilten mit der Schreckensbotschaft zu Calderon.

«Was?» schrie der Räuber, «wir sinken? – Wie ist denn das möglich? . . . Tatsächlich, nun sehe ich es auch!»

Calderon sprang vor Wut in die Luft.

«An die Pumpen!» donnerte er, «sofort alle Mann an die

Pumpen. Pumpt, ihr wackeren Mannen, pumpt, ihr Lieben . . ., ihr Guten . . ., ihr . . . ihr Lausekerle und Rotzbengel, pumpt . . ., pumpt!» – Und zum Raumschiff hinüber tobte er: «Nur keine Schadenfreude, ihr Tröpfe! Wir haben ein kleines bißchen Wasser im Rumpf . . .»
«Ein bißchen viel Wasser!» rief Hans lachend zurück. «Ihre Füße sind ja schon ganz naß, Herr Calderon. Sie stehen im Wasser!»
Wirklich, bereits stand auch das erhöhte Hinterdeck einen Fuß tief unter Wasser. Calderon aber schimpfte und tobte weiter, während das Wasser auf dem Hinter-

deck immer höher stieg. Längst hatten die Piraten die Pumpen verlassen und kletterten in Scharen zu Calderon hinauf auf das Hinterdeck.
«Was ist los?» donnerte der Häuptling, «warum verlaßt ihr die Pumpen, zum Teufel!»
Die Piraten wiesen mit stummer Gebärde nach dem übrigen Teil des Schiffes. Dort konnte niemand mehr sein. Das Wasser stand meterhoch über Deck. Auch das Hinterteil verschwand mehr und mehr in den Fluten. Das Wasser reichte den Räubern bis zum Bauch und schon bald darnach bis zur Brust.
Natürlich wußten sie ganz genau, daß sie nicht ertrinken würden, denn sie kannten ja die geringe Tiefe des Meeres so nahe am Strand. Doch das Schiff war verloren. Deshalb auch war Calderon so unerhört wütend.
«Ein Mißgeschick!» verkündete er laut, nur noch vom Hals an aufwärts aus dem Wasser ragend, «ein trauriges Mißgeschick ist uns zugestoßen. Sonst wärt ihr alle schon längst zur Hölle gefahren! Aber bildet euch ja nichts ein . . . Ich werde euch noch alle zusammen erwischen. Über sämtliche Meere hetzen wir euch» – das Wasser reichte Calderon nun genau bis zum Mund –, «und dann» – der Seeräuber spuckte Wasser aus –, «und dann habt ihr nichts mehr zu lachen!»
Hans und seine Freunde lachten aus vollem Halse. Von allen Seeräubern an Deck guckten nur noch die Köpfe aus den Wogen, und auch die nur noch ganz knapp. Das Schiff saß jetzt auf Grund, es sank nicht mehr weiter. Einige der Piraten waren auf die Masten geklettert und hingen dort oben wie eine Horde Affen in einem Feigen-

baum. Calderon aber schwatzte weiter. Hin und wieder hustete und prustete er. Das geschah immer, wenn einer der Miträuber neben ihm das Wasser bewegte.
«Hier spricht Calderon, der größte Seeräuber aller Zeiten!» ließ sich der Kopf im Wasser vernehmen, «und ihr habt – hör auf, das Wasser aufzuwühlen –, ihr habt euch erlaubt – du sollst . . . pf . . . pf . . . stillstehen . . . pf . . . pf . . .»
Lachend stiegen die Buben und die Zwerge ins Raumschiff zurück. Hans schloß die Luke. Als das Raumschiff wegfuhr, sahen sie noch auf dem Fernsehschirm, wie eine Sekunde lang die Wellen über den wütenden Köpfen zusammenschlugen. Calderon bewegte noch immer heftig den Mund.
Rasch verschwand der Spuk.
«Was tun wir jetzt?» fragte Fritz, nachdem sie eine Weile ins Meer hinausgefahren waren.
Die Stimmung im Raum hatte wieder umgeschlagen. Da war keine Fröhlichkeit mehr. Alle dachten an Bärbel.
Hans brütete dumpf vor sich hin. Ab und zu warf er einen Blick auf das Rad über ihren Köpfen. Sollte er es einfach wieder auf Null stellen? Und was würde passieren?
«Es gibt nur eines», sagte er schwer, «wir müssen auf Sabors Wunderinsel zurückkehren. Und das wiederum gelingt uns vermutlich nur, wenn wir die nötige Geschwindigkeit aufnehmen und zugleich das Rad auf Null stellen.»
Fritz rümpfte die Nase.
«Würde es nicht vielleicht genügen, sehr schnell zu flie-

gen? Der Schüttelfrost, der uns beim Drehen des Rades befällt, behagt meiner Natur nicht.»
«Tut mir leid, Fritz!» – Hans breitete bedauernd die Arme aus. «Das Rad ist jedoch die Hauptsache. Nur damit wird es uns möglich sein, wieder in das Jahr 1973 zurückzukehren.»
«Versuch es trotzdem», bat nun auch Ernst, «es war wirklich ein schreckliches Gekribbel und Gekrabbel.»
Hans schüttelte den Kopf. «Es wird nichts nützen; glaubt mir's doch. Es ist wegen der Zeitmaschine. Die ist verstellt, und da nützt uns auch die größte Geschwindigkeit nichts. Außerdem: Mehr als 28 000 Kilometer in der Stunde dürfen wir keinenfalls wagen; sonst werden wir womöglich in den Weltraum hinausgeschleudert. Wir könnten sogar auf die Sonne stürzen!»
«Dann flieg wenigstens wieder mit 28 000 Kilometern. Vielleicht nützt es doch etwas.»
Hans zuckte die Schultern. Dann drückte er einige Knöpfe. Sofort hob das Raumschiff die Nase steil zum Himmel und schoß wie eine Rakete vorwärts. Nach wenigen Sekunden schon meldete Hans: «Geschwindigkeit: 22 000 . . ., 23 000, 25 000, 28 000 Da, seid ihr nun zufrieden?»
Statt zu antworten, fragte Ernst: «Wie hoch fliegen wir?»
«Nur 8500 Meter.»
«Und in welcher Richtung?»
«Ziemlich genau nach Westen.»
«Fein, dann werden wir in einigen Minuten über Amerika sein.»
«Amerika!» schrie Fritz begeistert, «das ist toll, das ist

pyramidal! Da werde ich endlich einmal die Wolkenkratzer von New York sehen. – Hans, sei doch bitte so gut und steure nach New York. Wir könnten auf dem Dach des Waldorf-Astoria-Hotels landen.»
«Gut, ich will es versuchen», versprach Hans. Auch ihn reizte es, die riesigen Häuser dieser Stadt einmal mit eigenen Augen zu sehen. Und viel Zeit verlieren würden sie deswegen nicht. Auf einige Minuten kam es nun sicher nicht mehr an.
Da tauchte auch schon ein breiter Streifen Land am Horizont auf. Hans ließ die Geschwindigkeit auf 2000 Kilometer sinken. Doch schon nach kurzer Zeit stand fest, daß sie New York niemals finden würden.
«Wir wissen ja nicht einmal, ob wir zuviel links oder rechts sind», sagte Hans. «Wenn ich nur eine Weltkarte hätte!»
«Das ist doch ganz einfach», rief Fritz, «jag das ‹Phantom› in 1000 Kilometer Höhe. Dann haben wir die schönste Landkarte unter uns.»
«Das ist ein glänzender Einfall, lieber Fritz, doch werden wir vergebens nach geschriebenen Ortsbezeichnungen suchen. Die würden auf unserer Landkarte ganz sicher fehlen.»
«Macht doch nichts. Ich habe einen Globus zu Hause und weiß genau, wo New York liegt: nämlich an der langen, geraden, von Nordost nach Südwest verlaufenden Küste Nordamerikas, und zwar ziemlich genau in der Mitte. Wißt ihr, ich meine das beinahe bolzengerade Küstenstück, das beim Golf von Mexiko beginnt. Er sieht so aus, als ob hier der Kontinent angenagt worden

wäre. Sobald wir hoch genug fliegen, erkenne ich die Gegend an der Form.»
Für das «Phantom» war es natürlich eine Kleinigkeit, in eine Höhe von 1000 Kilometern zu klettern. Nach wenigen Minuten schon lag, wie Fritz vorausgesagt hatte, eine wundervolle klare Landkarte unter den Reisenden. Und es dauerte auch nicht lange, bis Fritz ausrief: «Dort liegt New York!» Mit dem Zeigefinger wies er auf dem Fernsehschirm auf die Stelle hin, wo nach seiner Ansicht die große Stadt liegen mußte.
Hans schwenkte das «Phantom» so herum, daß die Spitze genau auf die von Fritz bezeichnete Stelle wies. Dann tauchten sie mit 2000 Kilometern Geschwindigkeit hinunter.
Als die Entfernung noch ungefähr zehn Kilometer betrug, rief Fritz enttäuscht: «Wo sind denn die Wolkenkratzer? Ich sehe keine!»
Hans brachte das «Phantom» ganz zum Stillstand. Genau unter ihnen befand sich die von Fritz bezeichnete Stelle an der Ostküste Amerikas, aber von Wolkenkratzern keine Spur. Eine Stadt lag zwar da unten, doch es war eine sehr kleine Stadt, eher ein Dorf. Hans lenkte das Raumschiff noch tiefer hinunter. Und dann stieß er plötzlich einen verdrießlichen Ruf aus: «Oh, was sind wir doch für grandiose Dummköpfe! Fritz blickte ärgerlich auf. Warum sind wir solche Dummköpfe, he? Du bist einer, das wissen wir. Und jetzt erkläre bitte, was du entdeckt hast!»
«Ganz einfach», erklärte Hans schmunzelnd. «Das da unten ist tatsächlich New York. Aber es ist New York im

Jahre 1573. Wir befinden uns ja immer noch vierhundert Jahre in der Vergangenheit!»
«Dann laßt uns schleunigst in die Gegenwart zurückkehren!» rief Fritz. «Dieses New York da unten ist völlig uninteressant.»
Mit diesen Worten ergriff er das Rad an der Decke. Im letzten Augenblick konnte Hans dem Freund in den Arm fallen.
«Laß das!» sagte er unwirsch. Freundlicher fügte er hinzu: «Wenn wir schon die einmalige Gelegenheit haben, Amerika zu studieren, wie es vor vierhundert Jahren war, dann wollen wir es auch tun. Wir werden landen.»
Und wieder war es der unverbesserliche Admiral, der die Absichten der Jungen durchkreuzte. Mit den Worten «Landemanöver sind ausschließlich die Sache von Admirälen» stürzte er sich auf das Kommandopult. Dabei erwischte er unglücklicherweise gleich den Ultrabeschleuniger. Bevor Hans den kleinen Kerl fassen konnte, hatte dieser den verhängnisvollen Hebel ganz nach vorne gedrückt. Daß er zuvor auch noch das Zeitrad von minus vierhundert auf minus hundert gedreht hatte, ging im großen Durcheinander völlig unter.
Hätte jemand in diesem Augenblick das «Phantom» von der Erde aus beobachtet, er hätte folgendes gesehen: ein glänzender Punkt, der über der Stadt schwebte, tat jäh einen gewaltigen Sprung zur Seite und verschwand dann plötzlich.
Ganz anders wirkte sich das unüberlegte Handeln des Admirals auf die Insassen des Raumschiffes aus. Sie

verloren augenblicklich das Bewußtsein, stürzten zu Boden und blieben still liegen, vielleicht zwei oder drei Minuten. Was mit dem «Phantom» in dieser Zeit geschah, sah keiner der Passagiere. Es entging ihnen deshalb, daß das Raumschiff in diesen Minuten über 2000 Kilometer nach Westen geschleudert wurde, in die Gegend, wo die Staaten Dakota, Nebraska und Wyoming zusammenstoßen. Sie verpaßten außerdem die Zeitreise über dreihundert Jahre, die sie zugleich ausführten.

Zum Glück hatte Sabor für den Fall eines Mißgeschicks wie das eben geschilderte einen automatisch wirkenden Anti-Rückstoß-Apparat eingebaut. Dieser Apparat schaltete sich sofort ein, als das «Phantom» in wenigen Sekunden von Stillstand auf über 100 000 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde beschleunigte. Sonst wären die Insassen infolge des ungeheuren Druckes buchstäblich zerquetscht worden.

Als die Reisenden aus ihrer Betäubung erwachten, hing das «Phantom» in rund zehn Kilometer Höhe über dem Gebiet, das früher der «Wilde Westen» genannt wurde. Davon wußten die Reisenden natürlich nichts. Sie waren ja alle zusammen über New York blitzschnell der Besinnung beraubt worden.

Der Admiral war der erste, der sich so weit gesammelt hatte, daß er reden konnte.

«Was ist denn jetzt schon wieder los?» fragte er, indem er sich mühsam erhob und einen erstaunten Blick in die Runde warf. Alle Glieder taten ihm weh.

Zufällig blickte Hans, bevor er Antwort gab, auf den Fernsehschirm. Sogleich war er ganz munter.

«Das Meer ist verschwunden!» rief er erstaunt.
In Sekundenschnelle standen alle auf den Beinen. Was für ein Anblick! Da, wo sich eben noch das Meer bis in weite Fernen ausgedehnt hatte, war Land, nichts als grünes Land. Verschwunden war auch die Küstenstadt unter ihnen. Nichts als Steppen, Wälder und Flüsse waren zu sehen, ringsum bis an den Horizont.
«Es scheint, daß wir etwas Fahrt gemacht haben», bemerkte Hans, nachdem er die Gegend eingehend gemustert hatte. «Wir sind ja nun ganz woanders als vorher.»
«Ich glaube fast, wir sind kurze Zeit betäubt gewesen», vermutete Ernst. Damit kam er der Wahrheit in der Tat am nächsten. Fritz wollte wissen: «Warum betäubt?»
«Nun, vielleicht haben wir wieder eine kleine Zeitreise unternommen», meinte Ernst. Ein Blick auf das Rad an der Decke zeigte, daß der Zeiger jetzt auf minus hundert stand.
«Ach, da haben wir's ja!» rief Hans, «wir sind in das Jahr 1873 gereist.»
«Wieso 1873?» begehrte Fritz zu wissen.
«Weil das Rad jetzt auf minus hundert Jahre zeigt, und nach unseren bisherigen Erfahrungen bedeutet dies: 1973 weniger hundert Jahre. Folglich 1873.»
«Donnerkrach und Katzenhagel!» riefen Fritz und Ernst gleichzeitig.
«Da kann ich euch nur beipflichten», bestätigte Hans. «Es ist tatsächlich ungeheuerlich, wie man uns in den Zeitaltern herumschiebt. Daneben haben wir aber, wie wir schon bemerkten, auch den Ort gewechselt. Wir

sind also räumlich und zeitlich gereist. Warum wohl?»
Plötzlich schlug Hans die flache Hand vor die Stirn.
«Natürlich, das ist es!» rief er. «Unser verehrter Herr Admiral hat doch landen wollen und dabei auch an diesem Hebel gerissen.»
«Nun, und?» fragte das bärtige Kerlchen, «war das etwa nicht richtig?»
«Nein, durchaus nicht. Sie haben den Ultrabeschleuniger betätigt.»
«Darf ein Admiral das denn nicht?»
«Üblicherweise darf er natürlich jeden beliebigen Hebel betätigen, aber doch nicht ausgerechnet diesen, wenn wir landen wollen, Herr Admiral. Welcher Kapitän würde denn kurz vor einem Anlegemanöver sein Schiff auf ‹Volldampf voraus› bringen? – Erstaunlich ist nur», fügte Hans sinnend hinzu, «daß der Geschwindigkeitshebel jetzt wieder auf Null steht.»
«Warum soll er das nicht?» knurrte der Admiral, «wir stehen ja auch im Augenblick still.»
«Haben Sie denn sofort den Hebel wieder zurückgezogen?»
«Nein», erklärte der Admiral, «das hat mein Bart besorgt.»
«Ihr Bart?»
«Ja, bevor ich in Ohnmacht fiel, habe ich noch bemerkt, wie mein Bart sich in diesem verteufelten Hebel verfing und ihn wieder zurückzog.»
«Zu unserm Glück, Herr Admiral. Sehr zu unserm Wohle.»
«Warum?»

«Weil . . .», erklärte Fritz, «weil wir sonst bis in alle Ewigkeit ohne Bewußtsein um unsere Erde gekreist wären.»
«Jawohl», bestätigte Hans, «dank Ihrem Bart aber hat das ‹Phantom› lediglich einen gewaltigen Satz getan und ist dann wieder stillgestanden.»
Der Admiral schwieg; er wußte nicht recht, was er mit dieser Erklärung anfangen sollte. Gleichwohl begehrte er zu wissen, wohin sie denn dieser Luftsprung geführt habe.
«Jedenfalls in eine sehr schöne Gegend», versetzte Ernst. «Seht doch die prächtige, friedliche Landschaft unter uns!»
Friedliche Landschaft? Ha, ha! prächtig wohl, aber friedlich? Von Frieden war unten auf der Erde wirklich gar nichts zu spüren. Im Gegenteil, kriegerischer hätte es gar nicht aussehen können. Wie schon erwähnt, lag genau unter dem «Phantom» die berühmte, berüchtigte Gegend, die man den «Wilden Westen» nannte. Und man schrieb das Jahr 1873.
Tatsächlich, wenn es jemals in dieser Gegend nach Unfrieden ausgesehen hatte, dann war es bestimmt jetzt, als das «Phantom» in zehn Kilometer Höhe genau darüber stand.
Oder schlichen etwa nicht rund zweihundert Ogallala-Indianer durch die Büsche, und dies erst noch in voller Kriegsbemalung? Leider waren die kriegerischen Rothäute vom «Phantom» aus nicht zu sehen. Die folgenden gefährlichen Ereignisse wären sonst sicherlich nicht eingetreten, denn niemals hätte Hans das Raum-

schiff mitten in eine Horde blutrünstiger Indianer gesetzt.
Mit dem Fernrohr, das Sabor im «Phantom» eingebaut hatte, wäre es den Buben allerdings ein leichtes gewesen, nicht nur die einzelnen Federn im Kopfschmuck der Indianer zu zählen, sondern darüber hinaus durch das eingebaute Telemikrofon auch jeden Ton zu vernehmen.
Was trieb nun aber diese zweihundert Ogallala im Schleichegang durch die Büsche? Ganz einfach: Sie befanden sich auf dem Kriegspfad gegen die «Hunde», von Apachen. Eine Abteilung Ogallala war kürzlich über ein Dorf der Apachen hergefallen. Sie wollten die vorzüglichen Pferde der Dorfbewohner stehlen, doch der Angriff mißlang: Die Apachen waren eben auf der Hut gewesen; es waren Wachen aufgestellt worden, und diese hatten Lärm geschlagen, als sie die anschleichenden Ogallala entdeckten. Der darauffolgende Kampf hatte die räuberischen Angreifer zehn Mann gekostet. Und nun waren sie ausgezogen, ihre gefallenen Brüder zu rächen.
Der Schwere Büffel führte die zweihundert Ogallala an. Er war ein Mann von bedeutendem Körperumfang – daher der Name. Wie alle seine Krieger trug er die Kriegsfarben im Gesicht: grellgelbe und feuerrote Querstreifen, mittels einer Fettfarbe dick aufgetragen.
Die Farbe spannte ein wenig im Gesicht des Häuptlings. Er hatte schon den ganzen Weg hierher Grimassen geschnitten, wenn es keiner seiner Krieger sah. Doch es half nichts, die Farbe war diesmal nicht wie sonst. Der Medizinmann mußte in der Eile irgendeine Substanz

vergessen oder eine andere zu reichlich verwendet haben.
Der Schwere Büffel war deshalb schlecht gelaunt, als er seine Unterführer zusammenrief. Auch diese wurden von der harten Farbschicht im Gesicht geplagt. Doch der indianische Stolz verbot ihnen, ein Wort darüber zu äußern. So hielten sie denn Kriegsrat im Gebüsch, mit unbeweglichen, steifen Gesichtern, während jeder ganz im stillen den tölpelhaften Medizinmann verfluchte, der nicht einmal imstande war, eine ordentliche Kriegsfarbe zu mischen.
«Die tapferen Krieger der Ogallala», hub der Schwere Büffel zu sprechen an, «haben das Kriegsbeil ausgegraben gegen die Apachen. Zehn unserer tapfersten Krieger, darunter den Schnellen Biber und auch das Habichtsauge, haben die Apachen getötet . . .»
«Das war, als wir ihnen die Pferde stehlen wollten», unterbrach Blitzpfeil den Häuptling. Er betrachtete die Angelegenheit von der richtigen Seite.
Doch der Schwere Büffel donnerte ihn an: «Schweig, das ändert gar nichts an der Tatsache, daß zehn unserer tapfersten Stammesbrüder von den Apachen in die ewigen Jagdgründe geschickt worden sind. Das schreit nach blutiger Rache! Die Apachenhunde müssen alle am Marterpfahl sterben.»
«Alle?» fragte ein junger Indianer, der neben dem Häuptling saß. Er durfte sich diese Frage erlauben, denn er war trotz seiner Jugend Unterhäuptling. Außerdem handelte es sich um den Sohn des Schweren Büffels.
«Mein Vater will also sämtliche Apachen sterben las-

sen?» fragte er nochmals verwundert, als der Schwere Büffel einen Augenblick schwieg. Der Junge konnte ja nicht wissen, daß das Schweigen des Häuptlings nur daher rührte, daß er im verstohlenen hurtig eine Grimasse geschnitten hatte.

«Nein», sagte der Schwere Büffel jetzt, «wir gehen natürlich nur gegen die Hunde vor, denen wir die Pferde ge . . ., äh . . ., die unsere Brüder getötet haben. Es sind ungefähr ihrer fünfzig. Sie haben ihr Lager im Tal der Biber aufgeschlagen. Nur diese interessieren mich. Und nun mögen meine Brüder den Schweren Büffel sprechen lassen, sonst werden wir nie fertig. Zuerst aber mag Sperberauge berichten, was er ausgekundschaftet hat.»

Sperberauge, ein sehniger Kerl mit Augen, denen man den scharfen Blick schon aus großer Entfernung ansah, hockte sich zurecht. Dann begann er seinen Bericht.

«Die Apachen . . .»

«Die Hunde von Apachen», verbesserte der Häuptling tadelnd.

Sperberauge räusperte sich verlegen und begann nochmals: «Nun also, die . . . Hunde von Apachen werden heute durch das Tal ziehen, das sich unterhalb des Waldes befindet, in dem wir jetzt lagern. Sie begeben sich zu einer Zusammenkunft aller Stämme, die vier Tagesritte von hier stattfinden wird.»

«Und Winnetou und Old Shatterhand werden dabeisein, sagst du?»

Sperberauge nickte heftig. «Der Schwere Büffel hat richtig gehört: Winnetou und Old Shatterhand sind die Anführer.»

«Uff . . ., uff», erklang es erstaunt und ehrfürchtig im Kreise.
Der Schwere Büffel aber erklärte: «Die Krieger der Ogallala werden bald weitherum berühmt und beneidet sein, denn sie werden die beiden berühmtesten Häuptlinge zusammen mit den andern Apachenhunden am Marterpfahle sterben sehen. Ihre Skalpe werden unsere Wigwams zieren. Howgh.»
«Howgh . . ., howgh», bestätigten die im Kreise sitzenden Ogallala. Vor lauter Begeisterung vergaßen sie sogar die miserable Kriegsfarbe im Gesicht.
Nun wurde ein genauer Angriffsplan entworfen. Sperberauge vermutete, daß die Apachen im Laufe des Nachmittags anrücken würden. Der Ort, wo der Überfall stattfinden sollte, war äußerst günstig gewählt: ein langgezogenes Tal mit ungefähr fünf Meter hohen, nicht zu steilen Hängen, die bis weit hinab bewaldet waren. Links und rechts auf den Höhen zog sich der dichte Wald noch ein gutes Stück weit in die Grassteppe hinaus.
Unten auf der Talsohle floß ein mäßig breiter Bach träge dahin. Er war es auch, der sich vor vielen tausend Jahren das Tal durch die Savanne gefressen hatte. Früher mußte der Bach viel wuchtiger gewesen sein, denn die Talsohle war beinahe hundert Meter breit, völlig eben und mit üppigem Gras bewachsen. Vereinzelte Gebüschgruppen wuchsen da und dort, sie standen hauptsächlich nahe dem Wasser, doch stellenweise bedeckten sie den Talgrund auf der ganzen Breite.
Einen solchen Ort hatte sich der Schwere Büffel für den

Überfall ausgesucht. Die Ogallala lagerten jetzt im Wald oberhalb der linken Talseite. Stieg man von da aus ins Tal hinunter und ging rund dreihundert Meter in der gleichen Richtung weiter wie der Bach floß, stieß man auf dichtes Gebüsch, das die ganze Talbreite einnahm. Da wollte der Häuptling der Ogallala fünfzig seiner Krieger verstecken, so daß sie das ganze Tal auf dieser Seite abriegelten. Fünfzig weitere Krieger sollten sofort nach der Besprechung den jenseitigen Talhang erklimmen und sich dort im Wald verstecken. Fünfzig andere würden bleiben, wo sie jetzt waren.

Sobald die Apachen in der Falle saßen, müßten die restlichen fünfzig Krieger das Tal auch dem Bache nach aufwärts abschließen. Somit bliebe Winnetou mit seinen Kriegern nichts anderes übrig, als sich schimpflich zu ergeben.

So wenigstens dachte der Schwere Büffel. Daß die folgenden Stunden nicht alles ganz nach seinen Plänen verlief, lag gewiß nicht an einem oberflächlichen Plan. Ganz bestimmt aber war auch die mißratene Kriegsfarbe nicht schuld, obwohl die Ogallala später ihr grenzenloses Pech bei diesem Kriegszug dem Pfuscher von Medizinmann mit seiner Gesichtstünche in die Mokassins schoben.

Nun teilte der Schwere Büffel seine Leute auf. Jenen fünfzig, die sich auf die andere Talseite zu begeben hatten, schärfte er ein, nur ja recht deutliche Spuren zu hinterlassen.

«Der Spähtrupp der Apachen», erklärte er, «wird sich bei dieser Spur, die seinen Weg kreuzt, selbstverständ-

lich aufhalten und die Füße jener zählen, die hier gegangen sind. Dabei vergessen sie die Umgebung, so daß unser Überfall völlig überraschend kommt. Das gleiche gilt dann auch für den Haupttrupp. Auch diese Hunde werden uns auf dieselbe Weise in die Hände fallen.»
Während sich die Ogallala auf ihre Lauerposten verfügten, schlich der Häuptling mit zehn Kriegern durch den Wald abwärts bis an dessen untern Saum. Er schätzte, daß der erwartete Spähtrupp nicht mehr als drei oder vier Mann stark sein werde. Mit den zehn Kriegern, die jetzt beinahe unten an der Talsohle am Waldrand versteckt lagen, wollte er dieses Grüppchen überwältigen.
«Fallt über sie her wie die Faust Manitus», ermahnte er sie. «Es darf kein Lärm entstehen, denn die Hauptmacht befindet sich möglicherweise in Hörweite.»
«Sollen wir sie niederschlagen?» wollte einer wissen.
«Nein, sie müssen uns unverletzt in die Hände fallen. Springt ihnen an den Hals, bindet sie und schleppt alle sofort ein Stück weit den Hang hinauf in den dichten Wald!»
Der Häuptling verschwand geräuschlos nach oben. Die zehn Ogallala aber lauerten eine halbe Stunde – eine Stunde, da . . .
«Sie kommen!» zischte der Ausguck.
«Wie viele?»
«Fünf . . . Aber, beim großen Manitu, das sind ja Bleichgesichter, und zwei davon sind ganz klein, mit langen Haaren vorn unter dem Gesicht. Und was für merkwürdige Kleider . . .»

«Scht», zischte der Anführer. Der Spähtrupp war eben auf die vielen Spuren gestoßen. Nun standen die Ankömmlinge ahnungslos still, schauten auf den Boden und redeten erregt miteinander. Dies war der Augenblick, auf den die Ogallala im Gebüsch gelauert hatten. Lautlos und mit weiten Sprüngen schnellten sie heraus aus dem Wald, quer über die Wiese und direkt auf den vermeintlichen Spähtrupp los.

Während die Ogallala im Wald oberhalb des Tales Kriegsrat hielten, hatte sich das «Phantom» geräuschlos auf denselben Wald niedergesenkt, nur ein Stück weiter oben. Daß das Raumschiff von den Wachen der Ogallala nicht wahrgenommen wurde, ist sehr leicht zu erklären: Im Jahre 1873 erwartete niemand, am allerwenigsten ein Indianer vom Stamme der Ogallala, daß irgendeine Gefahr vom Himmel herunter kommen könnte. Die Wachen richteten ihre Blicke geradeaus auf die Savanne und nicht nach oben. Und weil Sabors Raumschiff keinerlei Geräusch verursachte, landete Hans mit seinen Freunden unentdeckt auf einer kleinen Lichtung in jenem Teil des Waldes, der vom Tale am weitesten entfernt lag.
«Warum hast du uns nicht eben neben dem Bach unten im Tal abgesetzt?» wollte der bequeme Fritz wissen, nachdem sie das Raumschiff verlassen hatten. «Nun müssen wir uns durch die Büsche schlagen und erst noch zu Tale steigen, bis wir zum Wasser kommen.»
«Das ‹Phantom› ist hier besser versteckt», erklärte Hans. Daß er mit dieser Vorsichtsmaßnahme einen Volltreffer

gemacht hatte, wußte er noch nicht. Bald sollten es aber alle erfahren.

Nachdem Hans die Tür des Raumschiffes verschlossen hatte, marschierten die Freunde in Einerkolonne quer durch den Wald bis hinunter zum Bach. Hätte nun Fritz nicht unbedingt eine Forelle fangen und braten wollen, wäre alles anders gekommen. Die Jungen und die beiden Zwerge hätten vielleicht die Füße gebadet, wären wieder zum Raumschiff aufgestiegen und weitergeflogen. Des dicken Fritz Lust nach einer Forelle aber brachte es mit sich, daß der kleine Trupp sich nun bachabwärts in Bewegung setzte. Mit andern Worten: Die Freunde marschierten als falscher Spähtrupp geradewegs in die Falle der Ogallala.

Nach ungefähr vierhundert Schritten rief der Admiral plötzlich: «Ganze Division – halt! Zwei . . ., drei!» Und von dieser Sekunde an ging alles rasend schnell. Hans erinnerte sich später nur noch an viele Fußspuren im Gras, an eine hitzige Auseinandersetzung über den Ursprung dieser Fußstapfen und dann – an einen fürchterlichen Traum. Wie aus dem Nichts aufgetaucht, waren plötzlich Indianer zwischen ihnen, schrecklich gefährlich aussehende Rothäute mit gelb und rot bemalten Fratzen.

Hans fühlte sich an Armen und Beinen gepackt, hörte noch eine Stimme, die schrie: «Meine Herren, ich bin Admiral . . .», und dann wußte er nichts mehr. Die Angst hatte ihm die Besinnung geraubt.

Nach einer – wie es Hans schien – endlosen Zeit erwachte er aus seinem Angsttraum. Er hörte Stimmen,

eine tiefe, donnernde und eine keifende, die ihm sehr bekannt vorkam.
«Sie lümmelhafte Rothaut!» schrie diese Keifstimme eben, «ich will Sie lehren, einen Admiral zu umschnüren wie eine Salamiwurst!»
Die Donnerstimme antwortete lachend: «Was dringen aus diesem häßlichen Knirps für große Worte? Ich . . .»
«Häßlicher Knirps!» krähte der Admiral zornig zurück, «Sie nennen mich häßlichen Knirps? . . . Ha! . . . Und was sind denn Sie, he? Mit Ihrem Gesicht, das angemalt ist wie ein Osterei?»
Hier kam Hans völlig zu sich. Er sah sich gebunden im Grase liegen und erkannte auch sofort, was hier vorging: Der unverbesserliche Admiral zankte sich mit einem gewaltigen Indianer, anscheinend dem Häuptling der Rothäute, die überall umherstanden. Und wenn der Junge vor lauter Angst beinahe wieder bewußtlos geworden wäre, verstand er doch sofort, daß es an ihm war, in den Streit einzugreifen.
«Schweigen Sie, Herr Admiral!» befahl er mit brüchiger Stimme. Sofort wandte sich der Indianer an Hans.
«Aha», sagte er, «das junge Bleichgesicht ist also der Anführer unter euch?»
Hans nickte, worauf der Häuptling augenblicklich einen gehässigen Ton anschlug.
«Der böse Geist ist unter die Apachen gefahren, daß sie jetzt schon Kinder als Kundschafter vorausschicken.»
«Kundschafter?» fragte Hans verwundert.
«Das junge Bleichgesicht soll nicht lügen!» drohte der Häuptling. «Der Schwere Büffel weiß genau, daß hinter

euch fünfzig Krieger der Apachen ziehen. Euch aber hat man als Spähtrupp vorausgesickt.»
«Alles Albernheiten!» schrie der Admiral dazwischen. «Wir kommen ja eben vom ‹Pha . . .!›»
«Still!» fiel Hans dem vorwitzigen Admiral hastig ins Wort. Er wollte um alles in der Welt das Raumschiff nicht verraten, denn dieses war ja die einzige Möglichkeit, wieder in das Zeitalter der Jungen, in das Jahr 1973, zurückzukehren. Falls sie aber das «Phantom» nicht mehr erreichten, müßten sie ihr restliches Leben im Jahre 1873 weiterführen. Ein wahrhaft entsetzlicher Gedanke! Denn selbst wenn sie über das Meer in die Schweiz, nach Winterthur, heimkehren könnten, nützen täte ihnen das gar nichts. Keinen Menschen würden sie dort kennen, denn alle ihre Bekannten und Verwandten lebten zu dieser Zeit noch nicht. Selbst ihre eigenen Eltern wären noch nicht geboren.
Hans gab sich alle Mühe, den richtigen Ton zu finden. «Der Schwere Büffel mag nicht auf das Bleichgesicht, das sich Admiral nennt, hören. Er ist etwas wirr im Kopf.»
«Sooo!» heulte der Admiral, «ich bin . . .»
«Schweig!» donnerte der Schwere Büffel, «ich sehe nämlich genau, daß du kein Junge bist. Du hast also auch keine besondere Rücksicht zu erwarten. Wenn du noch ein einziges Wort sagst, lasse ich dich in den Bach werfen.»
So leid es Hans tat, daß der Admiral derart angefahren wurde, so lieb war ihm anderseits, daß der Zwerg nun tatsächlich schwieg. Er hätte sonst alles verpatzt. Und

Hans hoffte natürlich, bald wieder frei zu sein. Jetzt, da er wußte, daß sie mit irgendwelchen Apachen verwechselt wurden, schien es ihm ein leichtes, den Häuptling von seinem Irrtum zu überzeugen. Salbungsvoll begann er daher:

«Der Schwere Büffel ist sicher ein tapferer und vor allem weiser Häuptling. Er wird deshalb nicht in Wahrheit glauben, daß die Apachen Kinder, und dazu noch Bleichgesichter, als Kundschafter voraussenden, besonders weil sie doch befürchten müssen, daß sie auf die tapferen Ogallala stoßen könnten. Nur ein erfahrener Krieger eignet sich zum Späherdienst gegen die mutigen Ogallala.»

Der Schwere Büffel nickte langsam, wobei er Hans prüfend musterte. «Das junge Bleichgesicht spricht weise», sagte er dann. «Hat es überhaupt schon einen Namen?»

«Klar, ich heiße Hans Butz.»

«Ein merkwürdiger Name», stellte der Schwere Büffel etwas schockiert fest. «Doch du hast wahr gesprochen: Wir haben tatsächlich einige Krieger der Apachen als Spähtrupp erwartet und keine Kinder. Aber . . .»

Der Häuptling konnte den Satz nicht zu Ende sprechen. Schreckliches Kampfgetöse drang plötzlich vom Talgrund her. Der Schwere Büffel schnellte augenblicklich durch die Büsche davon.

«Das hast du fein gemacht», ließ sich jemand ganz in der Nähe vernehmen. Es war der dicke Fritz.

«Aha, ihr seid auch da?» rief Hans erfreut.

«Klar», maulte Ernst, «wo sollten wir denn sonst sein, he? Wir liegen gefesselt hinter dir.»

«Dann wären wir ja alle beisammen», stellte Hans fest. «Ist jemand verletzt?»
«Nein, nein», tönte es zurück. Nur der Admiral schwieg. Er war böse auf Hans.
«Was mag übrigens da unten im Tal los sein?» erkundigte sich nun Ernst. «Es schien mir wie Kampfgetöse zu tönen.»
«Vermutlich sind jene eingetroffen, mit denen uns der Häuptling verwechselt hat: die Kundschafter der Apachen.»
«Dann wird uns der Schwere Büffel vielleicht freilassen», seufzte Fritz voller Hoffnung. Und er sollte recht behalten. Schon nach ungefähr zehn Minuten tauchte der mächtige Indianer auf und gab einige kurze Befehle. Sofort wurden die Gefangenen von ihren Fesseln befreit. Die Jungen waren nicht allzustark geschnürt gewesen, jedenfalls nicht so, daß ihnen die Arme und Beine eingeschlafen wären. Sie erhoben sich sogleich ohne Beschwerden.
«Die jungen Bleichgesichter und auch diese zwei wunderlichen Männchen sind frei», verkündete der Schwere Büffel. «Sie haben die Wahrheit gesprochen . . . Wir haben uns geirrt, und der richtige Spähtrupp wurde soeben von meinen tapferen Kriegern gefangengenommen.»
«Danke schön», sagte Hans. Auch seine Freunde bedankten sich. Sie atmeten auf, denn sie glaubten, das Abenteuer sei nun glücklich überstanden. Im Augenblick war auch nicht einzusehen, warum die Gefahr nicht vorbei sein sollte. Leider war sie es aber ganz und gar nicht.

Vielleicht hätte ein alter, erfahrener Westmann aus dem Rauschen der Bäume eine neue Gefahr gelesen. Möglicherweise auch wäre ihm das Murmeln und Plätschern des trägen Baches als warnendes Geflüster an die Ohren gedrungen. Den Buben und den Zwergen aber war all dies gleichgültig. Sie hatten ihre Freiheit wieder, und mehr wollten sie fürs erste nicht.

8. Kapitel

Winnetou und Old Shatterland. Hans bringt einige hundert Indianer zum Schwitzen.

In blendender Laune begehrte Hans nun zu wissen, warum denn eigentlich die Ogallala den Apachen auflauerten.

«Diese Hunde haben zehn unserer besten Krieger getötet», erklärte der Schwere Büffel düster.

Da drängte sich der Admiral vor. «Weiser Häuptling», sprach er würdevoll, «in diesem Falle handelt es sich bei den Apachen um Schelme der schlimmsten Sorte.»

«Richtig», bestätigte der Schwere Büffel.

«Dann werde ich das Oberkommando übernehmen», sagte der Knirps bestimmt. Dazu rasselte er entschieden mit dem Säbel.

Der Schwere Büffel blickte verdutzt auf den kleinen Mann hinunter. Daß er baff war, konnte jeder trotz den gelben und roten Streifen im Gesicht sehen. Wäre die Farbe auch nur ein wenig elastischer gewesen, hätte man es noch viel deutlicher bemerkt.

In diesem kritischen Augenblick kam atemlos ein Bote herbeigeeilt. «Sie kommen?» rief er mit unterdrückter Stimme.

Der Schwere Büffel rannte mit seinen Leuten davon. Beinahe wäre der Admiral unter ihre Beine geraten, denn noch immer hatte er abwartend vor dem Häuptling gestanden. Der Kleine wollte erzürnt losbrüllen, doch Hans warnte ihn hastig:

«Still, Herr Admiral, keinen Ton mehr bitte! Sie verraten sonst alles. Schauen wir lieber, daß wir irgendwo einen Platz finden, von dem aus wir das Schauspiel gut beobachten können.»

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. So leise wie möglich schlichen die Buben und die Zwerge ein Stück weit den Hang abwärts. Schon nach wenigen Metern stießen sie auf die Ogallala, die am Waldessaume lauerten. Weiter durfte Hans mit seinen Freunden nicht vordringen, doch war dies auch nicht nötig. Das ganze Tal unter ihnen konnten sie von hier aus sehr gut überblicken. Und das Laubwerk schützte sie vor dem Entdecktwerden.

Ungeduldig erwarteten die jungen Bleichgesichter, mitten unter den kriegerischen Ogallala, den kommenden Kampf.

Was bald darauf folgte, war eigentlich enttäuschend. Hans und seine Freunde hatten erwartet, daß sich nun direkt unter ihren Augen eine richtiggehende Indianerschlacht abspielen werde – etwa der Art, wie sie in Indianerbüchern beschrieben sind. Im Geist stellten sich die Jungen schon vor, wie sie ihren Schulkameraden davon erzählen würden. Ha, was für ein Wonnegefühl! Doch, wie gesagt, die Wirklichkeit sah ganz anders aus.

Als die Apachen ins Blickfeld der Jungen rückten, boten

sie den Eindruck eines ziemlich ungeordneten Haufens. Faul saßen die Indianer auf ihren Pferden, beinahe jeder ließ dabei den Kopf hängen. Es schien, als ob die meisten schliefen. Daß diese Gleichgültigkeit gespielt sein könnte, nahm Hans natürlich nicht an. Doch so war es.

Der Überfall, der folgte, war in weniger als fünf Minuten schon vorüber. Die Ogallala stürmten mit hocherhobenen Tomahawks von allen Seiten auf die Apachen ein, nachdem sie die geplante Einkesselung durchgeführt hatten. Die Apachen griffen gar nicht zu den Waffen, so überrrumpelt schienen sie zu sein. Blitzschnell wurden sie darauf von den Pferden gerissen und gefesselt. Der Plan des Schweren Büffels war vollkommen gelungen. Das Nachspiel allerdings sah ganz anders aus. Es bildete sicherlich die größte Überraschung im Leben des Schweren Büffels.

Sämtliche Ogallala und auch Hans mit seinen Freunden hatten sich um die gefangenen Apachen geschart, die mit finsteren Gesichtern am Boden lagen oder saßen – je nachdem, wie sie gefesselt waren. Der Schwere Büffel wollte eben eine der berühmten indianischen Schmähreden vom Stapel lassen, doch blieb ihm schon das erste Wort im Halse stecken. Innert einer Sekunde änderte sich die Lage im Tale grundlegend.

Ringsum auf den Höhen und oben und unten am Bach ertönte wie auf einen Schlag ein markerschütterndes Geschrei. «Hiiiii», schallte es durchs Tal. Überall tauchten Indianer auf, eine Unmenge Indianer, die ihre Pfeilbogen und Gewehre in Anschlag brachten. Was um alles in der Welt sollte dies bedeuten?

Über einen Punkt bestanden keine Zweifel: Die Ogallala waren umzingelt, und zwar so ausweglos, daß jede Gegenwehr sinnlos gewesen wäre.
Noch hatten sich die Ogallala von ihrer Verwirrung bei weitem nicht erholt, als eine sonore Stimme in der Höhe ertönte. Ein prachtvoller Indianer stand da oben; er sprach zu den Ogallala, und seine Worte wirkten niederschmetternd:
«Hier steht Winnetou, der Häuptling der Apachen! Neben mir seht ihr Old Shatterhand, meinen weißen Bruder» – Winnetou blickte kurz auf einen bärtigen Mann neben sich –, «das stärkste und mutigste Bleichgesicht aller Prärien. Der Schwere Büffel mit seinen Kriegern ist blind in die Falle gerannt, die Old Shatterhand für ihn ersonnen hat. Über diese Dummheit der Ogallala werden die Weiber in den Zelten aller Indianer noch lange Zeit lachen.»
An dieser Stelle wurde der Schwere Büffel schrecklich wütend. Daß ihn die Apachen am Marterpfahle braten würden, war ihm mehr oder weniger schnuppe – das war damals üblich –, nicht aber, daß so viele Weiber ihn verlachen würden. Zornig brüllte er deshalb zurück: «Winnetou soll sein großes Maul nicht zu voll nehmen. Vielleicht ist er es, über den die Weiber lachen werden. Noch haben wir nämlich fünfzig Apachen in unserer Gewalt.»
«Ihr werdet sie sogleich freilassen», erscholl die Stimme Winnetous um eine Wenigkeit schärfer als zuvor. «Ihr seid umzingelt von vierhundert tapferen Apachen.»
«Und wenn es zehntausend wären!» schrie der

Häuptling der Ogallala, «nichts würde euch das nützen. Wenn auch nur ein einziger miserabler Apachenpfeil von der Sehne schnellt, müssen alle Gefangenen sterben.»

Nun wurde Winnetous Stimme eindeutig drohend. «Der Schwere Büffel weiß genau, daß er nicht in einem Augenblick alle Apachen töten könnte. Nur einen ganz kurzen Augenblick aber würde es dauern, bis wir über euch wären. Unsere Rache wäre schrecklich. Kein einziger Ogallala könnte in seinen Wigwam zurückkehren. Alle müßten sterben. Howgh!»

Die Lage war natürlich verworren, denn tatsächlich hatte jeder den andern in den Händen. Freilich besaßen die Apachen die Oberhand, denn sie waren in der Überzahl. Winnetou hatte geglaubt, daß der Schwere Büffel die Gefangenen sofort herausgeben würde, wenn er sich vollständig umzingelt sähe. Über das Weitere hätte man verhandelt.

Nur war der Plan Old Shatterhands vorläufig an der Starrköpfigkeit des Ogallala-Häuptlings gescheitert. Und nicht nur das. Der schlaue Schwere Büffel verstand es überdies, die Lage innert Sekunden wieder zu seinen Gunsten umzukrempeln. Und zwar auf eine Weise, daß aus einem verhältnismäßig ungefährlichen Hin und Her schlagartig tödlicher Ernst wurde – für Hans und seine Freunde nämlich.

Der Gedanke mußte dem Schweren Büffel ganz plötzlich gekommen sein. Kurz leuchteten seine Augen auf. Er gab einen Befehl, und schon ergriffen mehrere Ogallala die Jungen und die Zwerge. Sekunden später standen sie

gefesselt und vor Angst schlotternd mitten in einem Kreis von Ogallala, die ihre Streitäxte drohend über den Köpfen der Buben schwangen. Und dann hielt der Schwere Büffel eine Rede zur Anhöhe hinauf, die vor Hohn troff.

«Der Häuptling der Apachen hat vorhin gesagt, daß seine Krieger über uns kämen, bevor wir die gefangenen Apachen alle umzubringen vermöchten. Winnetou hat wahr gesprochen: Die Zeit wäre tatsächlich zu kurz. Dagegen» – jetzt meinte man wirklich, den Spott aus dem Mund des Häuptlings tropfen zu sehen –, «dagegen aber hätten wir genügend Zeit, diese jungen Bleichgesichter zu töten. Was sagt Old Shatterhand dazu?»

Ach, du lieber Himmel, diese Angst! Sogar der Admiral zitterte, und er war doch gewiß ein mutiger Zwerg. Dem Vizekönig rollten gar zwei Tränen über die Barthaare, und auch die Jungen hätten am liebsten geheult. Jedenfalls war allen klar: Jetzt wurde es ernst, furchtbar ernst. Wenn nun dieser Old Shatterhand nicht so gerecht wäre, wie ihn Karl May immer schilderte! Zweifellos würde der Schwere Büffel seine Drohung wahr machen, wenn der bärtige Weiße dort oben keine Rücksicht nahm.

Ganz benommen vor Schreck vernahmen die Jungen nun eine andere dröhende Stimme aus der Höhe; Old Shatterhand sprach.

«Der Schwere Büffel», donnerte die Stimme, «ist wohl unter die alten Weiber gegangen, daß er sich an Kindern rächen will. Denkt er nicht daran, daß sein Name bis in alle Ewigkeit besudelt wäre? Sterben müßte er auf jeden

Fall, doch die ewigen Jagdgründe dürfte er nicht betreten. Die Seelen seiner eigenen dort lebenden Ogallala würden den Häuptling zurückstoßen. Und sogar die Hunde würden nur in weitem Bogen um das Grab des Schweren Büffels herumstreichen. Er mag sich daher wohl überlegen, was er jetzt tut und befiehlt!»

Die unheilvollen Worte Old Shatterhands blieben nicht ohne Wirkung. Besonders die Sache mit den Hunden, die einen weiten Bogen um sein Grab beschreiben würden, beschäftigte den Schweren Büffel. Als daher Old Shatterhand den Vorschlag machte, er wolle jetzt gleich ganz allein zu den Ogallala hinuntersteigen und sich überzeugen, ob die Jungen wohlauf seien, zeigte sich der Schwere Büffel sofort einverstanden. Er durfte den Weißen auch mit gutem Gewissen empfangen, den Jungen war nichts geschehen.

Wenig später traf Old Shatterhand im Lager der Ogallala ein. Er sah genau so aus, wie er in allen Büchern beschrieben ist. Der berühmte Westmann war weder sehr groß noch übermäßig breit. Ein dunkler Vollbart umrahmte sein sonnengebräuntes Gesicht. Er trug ausgefranste Leggins und einen ledernen Jagdrock, der an den Nähten ebenfalls ausgefranst war. Dazu kamen lange braune Stiefel, die er bis über die Knie emporgezogen hatte, ferner ein breitkrempiger Filzhut, in dessen Schnur ringsum die Ohrenspitzen von erlegten Bären steckten. Am breiten Gürtel hingen zwei Revolver, ein Messer und eine Anzahl Beutel. Auf einer Schulter trug er ein Lasso, und am Hals hing eine mit bunten Federn geschmückte Friedenspfeife. In der rechten Hand hielt

Old Shatterhand ein ziemlich kurzläufiges Gewehr, bei dem es sich wohl um den berühmten Henrystutzen handelte.
Hans und seine Freunde lagen jetzt gefesselt im Gras. Old Shatterhand schritt unverzüglich auf sie los, bückte sich und machte sich an den Lederriemen zu schaffen. Das gefiel dem Schweren Büffel nicht.
«Halt!» rief er drohend, es war nicht die Rede davon, daß den Jungen die Fesseln abgenommen würden. Old Shatterhand soll zurücktreten, sonst . . .»
«Was sonst?» fragte der Weiße, sich aufrichtend. Er blickte dabei dem Häuptling scharf in die Augen. Dann stellte er vorwurfsvoll fest: «Diese Fesseln sind viel zu straff. Ich verlange, daß sie sofort gelockert werden. Von mir aus könnt ihr es selber tun, doch werde ich es nachprüfen.»
Erstaunlicherweise war der Schwere Büffel damit einverstanden. Einige Ogallala mußten auf seinen Befehl die Jungen weniger fest binden. Daß Old Shatterhand sehr genau wußte, wie wichtig es war, die Glieder der Jungen durch eine zu starke Umschnürung nicht schwach werden zu lassen, erfuhr Hans wenige Augenblicke später. Old Shatterhand kniete bei ihm nieder und untersuchte seine Fesseln. Dabei raunte er ihm ins Ohr: «Bewegt ständig eure Arme und Beine, damit sie nicht einschlafen. Wir werden euch heute nacht heimlich befreien.»
Old Shatterhand ging wieder zu seinen Apachen zurück. Bevor er das Lager verließ, ermahnte er den Häuptling nochmals, den Jungen und den gefangenen Apachen kein Haar zu krümmen.

«Unsere Rache wäre schrecklich», fügte er hinzu, den Schweren Büffel scharf ins Auge fassend. «Der Häuptling der Ogallala mag heute Nacht mit seinen Kriegern über die Auslieferung der Gefangenen Rat halten. Morgen früh wird Old Shatterhand wieder im Lager erscheinen, um zu hören, was beschlossen wurde.»

Es dunkelte. Der Schwere Büffel ließ Lagerfeuer anzünden. Ringsum taten die Apachen dasselbe. Recht romantisch sah es aus, wie überall die Feuer brannten und die Indianer darum herumhockten. Die Jungen konnten den Anblick nicht genießen. Auch nach dem Besuch Old Shatterhands verspürten sie Angst. Besonders aber verursachte ihnen die nächtliche Befreiung Herzklopfen. Beinahe wünschten sie, daß sie niemals stattfinden möge. Vorläufig lagen sie ja verhältnismäßig sicher neben einem Busch. Sogar Maisbrot und Fleisch hatten ihnen die Ogallala gebracht, ein sicheres Zeichen dafür, daß mindestens für die nächsten Stunden nichts Schlimmes beabsichtigt war. Man würde sie ruhen lassen.

Was aber, wenn Old Shatterhand nachts angeschlichen käme und der Befreiungsversuch mißlänge? Dann hätten sie von den Ogallala sicherlich keine Schonung mehr zu erwarten, und alles wäre schlimmer als zuvor.

Besonders Hans wälzte schwere Gedanken. Die beiden Zwerge bereiteten ihm die größte Sorge. Sie schliefen nämlich ziemlich weit entfernt von den Jungen. Wollte Hans den beiden Old Shatterhands nächtlichen Besuch ankündigen, mußte er sie anrufen, er mußte sie aufwecken, und das wäre mit Lärm verbunden. Genau das jedoch mußten sie jetzt unbedingt vermeiden, um

die Ogallala nicht zu reizen. Anderseits hätte Hans allzugerne wenigstens den Admiral ins Bild gesetzt, denn dieser hitzige Knirps könnte sonst alles verraten, wenn plötzlich jemand an seinen Fesseln zerrte.
Lange schauten die Jungen ängstlich den Zwergen ins Gesicht, ob sie vielleicht ein Auge oder gar beide öffneten. Doch die beiden bärtigen Knirpse schnarchten ungerührt weiter, daß die Barthaare flatterten. Leider wachte der Admiral später dann doch noch auf, im

dümmsten Augenblick. Und was er dabei anrichtete, übertstieg die schlimmsten Befürchtungen.
Ungefähr zwei Stunden mochten vergangen sein. Plötzlich erinnerte sich Ernst seines Verstärkers, den er in Sabors Wunderladen gekauft hatte. Er trug das Apparätchen in der Tasche. Und da Ernst von fürchterlicher, mit Angst gemischter Langeweile geplagt war – ungefähr wie jeweils im Wartezimmer des Zahnarztes –, fing er an, nach dem Ding zu tasten. Was er sich von dem Verstärker erhoffte, wußte Ernst später selbst nicht zu erklären. Wahrscheinlich war die Spannung in ihm einfach zu groß; er mußte sich irgendwie Luft schaffen. Es ging ihm wie manchen Tieren, die im Augenblick höchster Not auf einmal anfangen, Gras zu fressen.
Dieser Verstärker, nach dem Ernst immer verbissener grübelte, besaß wunderbare Eigenschaften. Ganz aufgedreht, vermochte er das schwächste Flüstern in ein wahres Donnergebrüll zu verstärken. Ernst hatte es ausprobiert; es hatte den Jungen beinahe umgeworfen. Geradezu unvorstellbar laut mußte es aber tönen, wenn man ein normal gesprochenes Wort ins Mikrofon sagte, anstatt nur zu flüstern.
Während Ernst diese Gedanken spann, lag er zusammengekrümmt im Grase. Es ist aber auch ein Kunststück, mit gefesselten Händen in die Hosentasche zu greifen. Nach einer halben Stunde war er soweit: Ernst zog vorsichtig mit Zeige- und Mittelfinger den ungefähr baumnußgroßen Verstärker aus der Tasche.
Der Schwere Büffel verhandelte noch immer mit seinen erfahrensten Kriegern. Sie saßen am Feuer und hielten

Rede und Gegenrede. Dazu aßen sie gedörrtes Bärenfleisch.

Plötzlich erhob sich ein wahrhaft entsetzliches Dröhnen, ein unsäglich lautes Gebrüll, als ob hunderttausend Löwen miteinander stritten. So grauenvoll war der Lärm, daß jeder einzelne meinte, die Quelle des Gedröhns liege unmittelbar an seinem Ohr.

Der Schwere Büffel und seine erfahrensten Krieger schnellten hoch, als ob alle miteinander einen gewaltigen Fußtritt bekommen hätten. Auch alle andern Ogallala und selbst die Apachen rundherum fuhren erschrocken in die Höhe. Keiner der Indianer hatte je in seinem Leben ein so lautes Geräusch gehört. Dazu kommt, daß Indianerohren in jenen wilden Jahren besonders empfindlich waren. Bekanntlich hörten sie sehr gut, sie vernahmen auf hundert Schritte das Knacken eines gebrochenen Ästchens.

Freunde und Feinde standen deshalb längere Zeit heillos verwirrt umher. Das heißt: Die Gefangenen sanken natürlich bald wieder zu Boden, denn sie waren ja gefesselt. Am meisten erschrocken war Ernst, der Urheber dieses gewaltigen Getöses. Der Junge hatte nur in ganz normaler Lautstärke «Määä» ins Mikrofon gesagt. Auf der andern Seite herausgekommen aber war ein Donnern, das jenem einer Caravelle, wenn sie aufsteigt, sehr ähnlich war – vorausgesetzt, man steht in ihrer Nähe.

Auch Hans und Fritz waren erschrocken, doch niemals so wie die Indianer. Solchen Lärm waren die Jungen aus dem Jahre 1973 schließlich gewohnt. Erstaunlicherweise erwachten der Admiral und der Vizekönig nicht. Letzte-

rer geriet lediglich kurz aus dem Takt mit dem Schnarchen; sein geöffneter Mund machte zwischen den dichten Barthaaren ein paar hastige Kaubewegungen, dann sägte er unverdrossen weiter.
Ernst aber klärte seine Freunde nun auf.
«Ich habe nur ganz gewöhnlich ‹Määä› gesagt», erzählte er leise. «Aber dieser Verstärker wirkt geradezu unheimlich. Mir ist es kalt den Rücken herauf gekrochen.»
«Auch ich bin beinahe erfroren», gestand Fritz, und Hans gab zu, daß sich seine Haare kerzengerade aufgerichtet hätten.
«Du bist ein kostbares Stück von einem Freund!» schalt er Ernst nun aus, «du hättest uns vorher warnen müssen.»
«Das habe ich vergessen», sagte Ernst zerknirscht. «Entschuldigt – ich werde es gewiß nicht wieder tun.»
«Das wollen wir hoffen», versetzte Hans schelmisch kichernd. «Das Gedonner hat nämlich unter den Ogallala gewaltigen Wirrwarr gestiftet. Ich habe große Lust, meinen Superofen auszuprobieren. – Fritz, zieh mir das Ding schnell aus der Tasche.»
Wenn Hans gewußt hätte, welch peinliche Wirkung sein Wunderofen erzielen würde, er hätte ihn gewiß nicht eingeschaltet. Doch woher hätte er die Zusammensetzung der Kriegsfarben in den Gesichtern der Ogallala kennen sollen? Darüber hinaus wußte er auch nicht, daß der Medizinmann diesmal Pfuscharbeit geliefert hatte; das erfuhr er erst später.
Nein, Hans dachte nicht im entferntesten an die Kriegsfarben der Ogallala und an die Folgen, die durch

eine so große Hitze entstehen konnten. Ihm lag nur im Sinne, durch eine neuerliche Verwirrung im Lager der Ogallala das Anschleichen Old Shatterhands zu erleichtern. Nur deshalb geschah es, daß Hans den Ogallala eine Schmach und Pein zufügte, die sie nie mehr vergessen sollten.

Fritz fischte den Miniaturofen sehr gewandt aus der Tasche seines Freundes. Hans hatte sich dicht neben Fritz gewälzt, und so war die Angelegenheit in einer Minute erledigt. Dieser Superstrahler war auch eines der Wunderdinge, die in den Läden des Wunderparks verkauft wurden. Er besaß eine unheimliche Heizkraft.

«Ob siebzig Grad Celsius wohl genügen?» fragte Hans besorgt. «Das Gerät geht nämlich nicht höher.»

«Siebzig Grad?» rief Fritz beinahe zu laut, «bei dieser Hitze zerschmelze ich ja in zwei Minuten.»

Ernst jedoch, durch die verblüffende Wirkung seines «Määä»-Gebrülls ermuntert, fand siebzig Grad gerade recht.

«Das ist eine harmlose Saunatemperatur», gab er zu verstehen, «sie schadet niemandem, denn die Luft ist trocken. Immerhin wird man doch aufmerksam, wenn die Temperatur mitten in der Nacht und so plötzlich auf siebzig Grad steigt.»

«Also denn – siebzig Grad», sagte Hans und stellte das Gerät ein.

Seit einer halben Stunde saßen der Schwere Büffel und seine erfahrensten Krieger wieder am Lagerfeuer. Das Gespräch drehte sich einerseits um die Gefangenen, zum andern aber immer wieder um den Riesenlärm, der

vorhin über sie alle gekommen war und sie so maßlos erschreckt hatte.
«Es muß der böse Geist sein, der gesprochen hat», vermutete einer und schob mit dem Fuß ein Scheit ins Feuer.
«Vielleicht war es auch ein Schabernack Old Shatterhands», knurrte der Häuptling und stieß ebenfalls ein Holzscheit in die Glut. «Der Kerl soll zu vielem imstande sein, das andere nicht können. Warum also nicht auch brüllen wie tausend Grizzlybären?»
Eine Weile schwiegen sie, dann zog der Schwere Büffel seinen Klotz wieder aus dem Feuer.
«Es brennt zu stark», erklärte er so nebenbei.
Eine Minute später zogen zwei weitere Krieger je ein Holzscheit zurück.
«Das Feuer ist wirklich zu groß», meinten die beiden. «Es wird zu heiß hier herum.»
Nach einer weiteren kurzen Zeitspanne sprang der Nasse Biber, einer der Ältesten, resolut auf die Beine und riß das Feuer vollständig auseinander. Auch die übrigen erhoben sich rasch, einerseits um die verbliebene Glut auszutreten, andererseits weil der Boden unerträglich heiß geworden war.
Fünf Minuten später brannte in weitem Umkreis kein einziges Lagerfeuer mehr. Sie waren alle von den schwitzenden Indianern ausgelöscht worden. Die Temperatur im ganzen Tal betrug jetzt ungefähr fünfzig Grad Celsius.
Nun, da alle Feuer erloschen und selbst die kleinsten Gluten zerstampft waren, erwartete der Schwere Büffel

mit seinen Kriegern hoffnungsvoll eine rasche Abkühlung. Statt dessen stieg die Temperatur weiter. Die Hitze war jetzt so groß, daß den Indianern bei der kleinsten Bewegung der Schweiß aus allen Poren brach. Die armen Kerle dampften förmlich. Das schlimmste aber war, daß keiner zu sagen wußte, woher die unheimliche Hitze kam.

Stehend, mit schweren Zungen hielten die Anführer Rat.

«Es ... scheint», begann der Häuptling mühsam, «daß ... unter dem Boden ein ... ge ... gewaltiges Feuer brennt.»

Langsam nickten die umstehenden Krieger. Der Schwere Büffel aber formte unter Aufbietung aller Kräfte weitere Worte: «Wir müßten ... fort, doch wir ... können nicht.»

Die Umstehenden drehten langsam ihre Köpfe hin und her. Das sollte ein verneinendes Kopfschütteln bedeuten.

«Das ... beste wird doch ...»

Mitten im Wort brach der Schwere Büffel ab. Sein Mund blieb offen, sein Blick wurde starr. Was war geschehen?

Zur gleichen Zeit stöhnte Fritz: «Ich sterbe ... stell ... ab, Hans!»

«Wir haben jetzt siebzig Grad», verkündete dieser schwerfällig.

«Also, da ... dann stell ... stell doch ab. Das genü ... genügt fürs erste.»

Langsam griff Hans nach dem Apparätchen, das er etwas ins Gebüsch hineingeschoben hatte. Ein Druck – und

schon begann die Hitze zu sinken, erst langsam, dann immer schneller. Nach wenigen Minuten schon war die Temperatur wieder völlig normal. Befreit atmeten die Buben auf. Tief sogen sie die erfrischende Luft ein.
Und der Schwere Büffel mit seinen Ogallala? Nun, sie standen noch immer am selben Fleck und rührten sich nicht. Der Mund des Schweren Büffels war geöffnet. Nur die Augen in den Indianergesichtern bewegten sich. Sie rollten hin und her. Ihr Antlitz aber blieb weiterhin unbeweglich und blieb es auch in der nächsten Zeit: denn ihnen war etwas Fürchterliches zugestoßen.
Die Kriegsfarbe im Gesicht war während der enormen Hitze glashart geworden. Der Schwere Büffel und seine Krieger waren emailliert.
Lange sollten die Ogallala freilich nicht Zeit finden, sich über ihre Glasuren im Gesicht zu ärgern. Noch während der Schwere Büffel und seine Leute ihre hochglänzenden, harten Gesichter betasteten, geschah etwas, das sie bald aufs neue in hellste Aufregung versetzen sollte. Die Schuld daran trug der Admiral.
Hans spürte plötzlich, wie eine Hand nach seinen Fesseln tastete. Im nächsten Augenblick wurden die Riemen durchschnitten. Old Shatterhand war also gekommen, er lag im Gebüsch hinter dem Jungen.
«Erst fliehen, wenn ich es sage», raunte eine Stimme am Ohr des Jungen. «Winnetou ist auch hier.»
Schön. Jetzt war es also soweit! Gleich würden die Jungen die gefährlichsten, aber auch spannendsten Minuten ihres Abenteuers erleben.
Die Lagerfeuer waren inzwischen wieder angezündet

worden, so daß eine mäßige rötliche Helligkeit bis zu den Jungen drang. Der Schein stammte vom Feuer, an dem der Schwere Büffel mit seinen Anführern saß, ungefähr zehn Meter von den Buben entfernt.
Hans schielte seitwärts. Genau über dem Kopf des dicken Fritz tauchte eben eine Hand aus dem Gebüsch. Ein großes Messer schimmerte matt. «Wahrscheinlich Winnetou», vermutete Hans. Gleich würde also auch Fritz frei sein ... Hans schöpfte langsam Mut. Doch, da geschah es!
Noch jemand hatte das Messer gesehen: der Admiral! Diesen hohen Zwergoffizier hatte die große Hitze vorhin nicht geweckt. Mit einem Finger hatte er im Schlafe den Kragen gelockert und sich ein wenig am Halse gekratzt. Doch jetzt, im allerdümmsten Augenblick, sperrte der Admiral die Augen weit auf! Vielleicht hatte er geträumt, vielleicht war ihm auch nur ein harmloser Käfer über den Bart gekrabbelt – wer weiß das! Jedenfalls schrie der kleine Kerl beim Anblick des Messers über Fritzens Kopf sofort mit lauter Stimme: «Hilfe! ... Räuber! ... Hiiilfe!»
Natürlich wurden die nächsten Ogallala aufmerksam. Sie eilten herbei mit ihren glasierten Gesichtern, und da ihre Augen und die Kehle trotz allem tadellos funktionierten, dauerte es nur Sekunden, bis sie Winnetou und Old Shatterhand entdeckt hatten. Ihre Alarmschreie lockten sogleich alle übrigen Ogallala herbei, samt dem Schweren Büffel. Wenig später sahen sich die beiden berühmten Prärieläufer von zweihundert erzürnten Ogallala umringt.

Jede Gegenwehr wäre sinnlos gewesen; das sahen die beiden Männer sofort ein. Wären sie allein gewesen, hätten sie vielleicht trotzdem versucht, sich durch die feindlichen Reihen zu schlagen. Doch da lagen die Jungen und auch die fünfzig gefangenen Apachen. Wer konnte wissen, was diesen geschähe, wenn jetzt ein Kampf stattfände? Jedenfalls nichts Erfreuliches.

Unter gedämpftem Triumphgeschrei – die Glasur im Gesicht der Ogallala erlaubte es ihnen nicht, den Mund zu öffnen – wurden Winnetou und Old Shatterhand gefesselt. Auch die Umschnürungen an den Händen und Füßen von Ernst, Fritz und den beiden Zwergen wurden geprüft. Vor lauter freudiger Aufregung aber vergaßen die Ogallala, die Jungen zu zählen. Und dieses Versäumnis sollte für den Schweren Büffel und seine Krieger weitere, schrecklich peinliche Folgen haben.

Einer fehlte nämlich: der wackere Hans! Wo aber mochte der Junge stecken?

Als der Schwere Büffel wenige Minuten später erkannte, daß ein Gefangener fehlte, lag Hans noch keine zehn Meter entfernt im Gebüsch. Kaum hatte der Junge bemerkt, daß etwas nicht mehr stimmte, hatte er sich blitzschnell in die Sträucher gewälzt und war in größter Hast auf den Knien geradeausgekrabbelt. Leider endete das Gebüsch schon nach wenigen Metern. Dahinter lag freie Wiese bis zur nächsten Deckung, einem Strauchwerk in zwanzig Metern Entfernung. Mitten auf der großen, freien Fläche aber brannte ein kleines Feuer, und dicht daneben saß eine Wache.

Aller Mut verließ Hans beim Anblick des Indianers. Seit

dem Augenblick, da er sich ins Gebüsch gewälzt hatte, bis jetzt war ihm für schwere Gedanken wenig Zeit geblieben. Er war gekrochen und gekrochen, beinahe ohne sich zu besinnen. Jetzt aber, festgenagelt am Gebüschrand, überfielen ihn tausend Ängste. Jetzt war er schlimmer dran als vorher. Mit seiner überstürzten Flucht hatte Hans alle Brücken hinter sich abgebrochen. Gleich würde man ihn finden. Und was dann?

Trotz seiner Angst war sich Hans über eines klar: Mit jeder Minute, die er länger hier im Gebüsch hockte, verringerten sich für ihn die Möglichkeiten, doch noch heil davonzukommen. Seine eigene Freiheit und diejenige seiner Freunde hing davon ab, daß er schleunigst weiterkam.

Es fragte sich nur: Wie?

Nicht nur die Wache am Feuerchen war für Hans gefährlich. Wenn man seine Flucht auch nicht sofort entdeckt hatte, mußte er doch damit rechnen, daß man ihn bald suchen würde – vielleicht schon in der nächsten Minute, und das war noch viel schlimmer als die Wache vor ihm.

Wieso Hans plötzlich auf den rettenden Gedanken kam, wußte er später selber nicht mehr zu sagen. Der Gedanke war auf einmal da, von irgendwoher. Freilich, es war eine tollkühne, eine unheimliche Idee, die beiden ihn bedrohenden Gefahren, die Wache und die Indianer, aufeinander loszulassen!

Es war ein grandioser Geistesblitz, die einzige Möglichkeit überhaupt, weiterzukommen. Denn mit Schleichen oder ähnlichen Kniffen – das wußte Hans bestimmt –

würde er die Ogallala niemals überlisten können. Sie besaßen allzu scharfe Ohren. Für Hans gab es jetzt nichts anderes mehr, als den richtigen Zeitpunkt abzuwarten. Und dieser kam viel früher, als er gehofft hatte. Hans hörte, wie der Schwere Büffel auf der andern Seite des Gebüsches scharf fragte: «Wo ist euer Anführer?» Der Häuptling hatte also sein Fehlen bemerkt. Gleich würde nun die Suche nach ihm einsetzen. Das war der Augenblick, auf den der Junge in den letzten Minuten gelauert hatte.

Hans eilte aus dem Gebüsch, geradewegs auf den Mann am Feuer zu. Schon von weitem rief er unterdrückt: «Hallo, Sie, haben Sie meinen Freund gesehen?»

Der Ogallala sprang auf. «Welchen Freund?» fragte er scharf.

«Den Dicken», keuchte Hans aufgeregt. «Der dumme Kerl ist geflohen, der Schwere Büffel sucht ihn schon!»

Tatsächlich war eben jetzt die Stimme des Häuptlings zu hören, der seinen Leuten befahl, sofort das ganze Gelände nach dem Entflohenen abzusuchen.

«Ich sah ihn in jene Richtung eilen», stieß Hans hastig hervor und zeigte gegen den Bach.

«Geh du zurück!» befahl der Indianer. Dann eilte er in langen Sprüngen zum Bach.

Hans verlor keine Sekunde. Schon brachen die Ogallala auf der Suche nach ihm durch das Gebüsch, in dem er gelegen hatte. Hans sauste fort, weg vom Bach, genau in die entgegengesetzte Richtung. Vor sich sah er schon nach wenigen Metern die linke Talflanke ansteigen. Irgendwo da oben, auf einer Waldlichtung, lag das

«Phantom». Das war sein Ziel. Hans wollte zum Raumschiff.
Was dann weiter geschehen sollte, war ihm nicht ganz klar; Hans wußte nur, daß dieses Wunderschiff letztlich die einzige Rettung für ihn und alle seine Freunde war.
Doch nun zeigte sich eine neue Schwierigkeit. In den Wäldern am Talhang hockten ja die Apachen. Auch durch die Reihen dieser Krieger mußte Hans hindurch und zwar unbemerkt. Er erwog kurz, ob er nicht besser ganz offen in den Kreis der Apachen treten und erklären sollte: «Laßt mich durch, ich bin euer Freund, ich will zum Raumschiff.»
Hans verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Die Apachen wußten wahrscheinlich gar nicht, daß Winnetou und Old Shatterhand Hans befreit hatten, bevor sie erwischt wurden. Sicher aber war ihnen die Gefangennahme ihrer beiden Häuptlinge nicht entgangen, und sie mußten deshalb entsetzlich wütend sein. Jedenfalls erwarteten sie sicher nicht, daß plötzlich ein Junge bei ihnen auftauchen könnte. Sie würden in der Dunkelheit Hans sicherlich für einen Ogallala halten, und möglicherweise würden sie sogar auf ihn schießen. Da war es schon besser, wenn Hans ungesehen durch den Ring der Apachen hindurch gelangte.
Hans besaß einen großen Verbündeten: die Dunkelheit. Sie würde ihn vielleicht vor dem Entdecktwerden schützen, wenn er sie nur richtig auszunützen verstand. Anderseits flößte ihm die Nachtschwärze entsetzliche Angst ein. Und – würde er sich in dem finsteren Wald

überhaupt zurechtfinden? Könnte er nicht unverhofft irgendwo in die Tiefe stürzen?
Alle diese Überlegungen dauerten natürlich nur Sekunden. Doch mittlerweile waren die nach Hans suchenden Ogallala in gefährliche Nähe gekommen. Hans hörte sie hinter sich durch die Büsche laufen. Wenn er jetzt nicht schleunigst den Hang hinaufkam, war er verloren.
So leise wie möglich begann Hans den Aufstieg. Zu seinem Glück war hier das Unterholz nicht sehr dicht. Um so mehr machte ihm die Dunkelheit zu schaffen. Das kleine bißchen Licht, das ein dünner Sichelmond auf die Erde niedersandte, wurde beinahe gänzlich von den dichten Baumkronen verschluckt. Immer wieder stieß Hans gegen Bäume oder heimtückisch in seinen Weg hineinragende Äste. Nur langsam kam der Junge vorwärts. Hinter sich hörte er deutlich Schritte, die mit jeder Sekunde näher kamen. Hans wurde von Panik ergriffen.
Und jetzt tauchte ein neuer, schrecklicher Gedanke in seinem Kopf auf: In wenigen Augenblicken mußten seine Verfolger von den am weitesten vorgerückten Apachen entdeckt werden. Winnetou und Old Shatterhand hatten ihre vierhundert Krieger ja ziemlich weit den Hang hinuntergezogen, möglichst nahe zum Lager der Ogallala. Und diese unterste Linie mußte Hans seiner Berechnung nach sicher schon erreicht, vielleicht sogar schon überschritten haben. Nachdem aber mindestens einige der Ogallala kaum mehr als zwanzig Meter hinter Hans waren – der Junge vernahm schon ihre Stimmen –, mußten die einander feindlich gesinnten

Horden in Kürze aufeinanderstoßen. Es würde zum Kampfe kommen, und er, Hans, befand sich genau in der Mitte!

Eine Minute später war das Durcheinander da. Eifrig nach dem entflohenen Hans fahndend, waren drei Ogallala ebenfalls in die Höhe geklettert und dabei mit den wachsamen Apachen zusammengestoßen. Hans glaubte, daß er nun nie mehr nach Hause zurückkehren werde. Keinen Meter von ihm entfernt war der Kampf entbrannt, und nur durch ein Wunder war er bisher unentdeckt geblieben.

Hans lag nämlich in einer flachen Mulde. Als die Indianer aufeinander losgingen, hatte er sich sofort zu Boden geworfen und war dabei unversehens in eine kleine Bodenvertiefung geraten. Nun stampften dicht neben ihm Apachen und Ogallala kämpfend und keuchend den Boden, ohne den zitternden Buben zu bemerken.

Hans war schlecht verborgen. Ein einziger scharfer Blick in seine Richtung hätte ihn entdeckt. Doch im Augenblick lag den ringenden Indianern nichts ferner, als nach einem weißen Buben Ausschau zu halten. Die Ogallala waren zwar nur seinetwegen in diese bedenkliche Lage geraten, jetzt jedoch fanden sie sich mehr als vollauf beschäftigt, sich der Apachen zu erwehren. Es drangen immer mehr Feinde von oben nach, denn das Kampfgetümmel war von den Apachen nicht unbemerkt geblieben. Bald waren es zehn, dann zwanzig, die gegen die drei Ogallala kämpften.

Hans in seiner Mulde erwischte bedeutend mehr Fußtritte, als ihm lieb sein konnte. Völlig unabsichtlich

natürlich traten die Indianer auf ihn, doch schmerzte dies deshalb nicht minder. Zu seinem Glück trugen die Kämpfenden alle weiche Mokassins und keine Bergschuhe; Hans wäre sonst übel zugerichtet worden. Sein einziger Gedanke aber blieb: «Wie komme ich endlich weg aus diesem vermaledeiten Loch?»

Hans durfte keine Zeit mehr verlieren. Der Kampf über und neben seinem Kopf ebbte bereits ab. In wenigen Sekunden würde das Scharmützel zu Ende, die Ogallala überwältigt sein. Hans mußte unbedingt vorher verschwinden.

Noch herrschte unter den Indianern einiges Durcheinander, als der Junge, das Herz wieder einmal zuunterst in der Hose, hastig vorwärtskroch. «Wenn nur keiner hinschaut – nur gerade jetzt nicht», dachte Hans und arbeitete sich auf Knien und Ellbogen so schnell wie möglich in die Höhe.

Schon hatte er drei Meter zurückgelegt, dann fünf . . ., sechs . . ., acht Meter. Hinter sich hörte er wieder Stimmen. Galten sie ihm? War man etwa bereits wieder hinter ihm her? – Nein, nur das nicht, nur jetzt nicht schon wieder! Hans fühlte, wie seine Kräfte schwanden. Doch er zwang sich, schneller zu kriechen, schneller, immer schneller. Schon vermochte er jetzt deutlich die Baumstämme vor sich zu unterscheiden. Der Morgen war da, es wurde langsam hell.

Hans schlich jetzt nicht mehr, er rannte und rannte, immer geradeaus den Hang hinauf. Wo blieben denn die Apachen? Würde er nicht bald auf sie stoßen?

Jetzt war Hans oben angelangt. Immer noch im Walde,

rannte er geradeaus, vom Tale weg. Und immer noch keine Spur von Apachen!

Hans wurde es etwas leichter. Er konnte auf einmal wieder denken. Warum er auf keinen einzigen Apachen mehr gestoßen war, leuchtete ihm nun plötzlich ein. Natürlich, er hatte den Kreis ihrer Wachen ja schon längst durchbrochen, nämlich dort, wo soeben der Kampf stattgefunden hatte.

Erleichtert rannte Hans noch beinahe einen halben Kilometer weiter. Plötzlich stand er am Waldrand. Durch

niedriges Buschwerk hindurch konnte der Junge auf die offene Prärie hinaus sehen, eine weite Grasfläche mit vereinzeltem Buschwerk.
Wo aber sollte der Junge nun das Raumschiff suchen? Ging es jetzt nach links oder nach rechts? In den Wald zurück mußte er, darüber bestand kein Zweifel. Er konnte nicht draußen auf der Savanne herumspazieren wie eine Fliege auf dem Küchentisch. Irgendein Indianer würde ihn ganz gewiß in der nächsten Minute schon entdecken.
Hans zog sich einige Meter in den Wald zurück. Dort stellte er sich neben einen dicken Baum und überlegte scharf: als sie mit dem «Phantom» gelandet waren, mußten sie ungefähr fünfhundert Meter bis zum Bach gehen, davon die ersten dreihundertfünfzig Meter durch den Wald bis oben an den Talrand. Ferner waren sie ungefähr ebensoweit dem Bach entlang marschiert, bis die Ogallala über sie hergefallen waren.
Nachdem Hans seinen jetzigen Standort auf die gleiche Weise ausgerechnet, hierauf im Kopf alles miteinander verglichen und sich dazu ungefähr fünf Minuten lang heftig in den Haaren gekratzt hatte, glaubte er genau zu wissen, in welcher Gegend das «Phantom» lag.
«Also denn, Hans Butz: Vorwärts marsch!» kommandierte der Junge sich selber und schritt los.
Nach hundert Schritten schon blieb Hans erschrocken stehen. Er hatte Pferdegewieher gehört, direkt vor sich. Bedeutete das nun eine neue Gefahr? Wo Pferde sind, werden auch Indianer stecken! Schon wollte Hans entmutigt umkehren. Da kam der erlösende Gedanke:

Dies mußten die Pferde der Apachen sein. Und höchstwahrscheinlich standen jetzt auch jene der Ogallala dabei. Es würden also nur wenige Wachen aufpassen, und zwar Apachen. Fiel er denen in die Hände, konnte eigentlich nicht sehr viel geschehen. Eine kleine Verzögerung vielleicht, aber sonst nichts.

Noch vor kurzer Zeit hatte der Junge auch den Apachen unbedingt ausweichen wollen. Jetzt aber war Hans müde, und er wurde gleichgültig dabei. Mochten ihn doch die Apachen erwischen, er würde schon irgendwie loskommen. Die Hauptsache blieb, daß er den Ogallala entwichen war!

Hans schritt entschlossen vorwärts. Er glaubte, dies sei der vernünftigste Weg. Der gute Junge war sich nicht bewußt, daß diese scheinbare Entschlossenheit lediglich eine Folge davon war, daß er in den letzten Stunden einfach zuviel erlebt hatte und dadurch gegen alle Gefahren abgestumpft worden war. In diesem Zustand wäre Hans vermutlich bedenkenlos mitten in die größte Indianerhorde hineinmarschiert. Und dabei hatte er es doch so nötig, auf der Hut zu sein!

9. Kapitel

Die Reise in die Zeit. Fritz tut mit Winnetou und Old Shatterhand unter dem Arm einen Riesensprung.

So kam es, daß Hans wenig später wie im Traum zwischen vielen, vielen Pferden wanderte. Er schien sie kaum zu bemerken. Und weiter schritt der Junge, immer weiter. Er merkte ebensowenig, daß er das Pferdelager schon wieder verlassen hatte. Er ging weiter, weiter, immer zwischen Bäumen. Und dann blieb er erstaunt stehen.

Vor ihm, auf einer kleinen Wiese, lag mattschimmernd das «Phantom».

Erst jetzt erfaßte Hans, welch geradezu unwahrscheinliches Glück ihm soeben widerfahren war. Die Pferdewachen hatten ihn nicht entdeckt. Und da lag das Raumschiff. Hans brauchte nur einzusteigen, einen Hebel zu bedienen, und er war gerettet.

Ja, der Bub dachte einen Augenblick wirklich daran, einfach fortzufliegen, fort von den Ogallala, dem Schweren Büffel und allen weiteren, unbekannten Gefahren. Nur langsam besann er sich. Hans saß schon eine ganze Stunde im «Phantom», als Stück für Stück sein Pflichtbewußtsein zurückkehrte. Der dicke Fritz – er mußte ihn

holen. Auch Ernst natürlich – und den Admiral und den Vizekönig. Dann Old Shatterhand und Winnetou, die gefangenen Apachen, alle mußte er retten, alle, alle . . .
Hans taute von Sekunde zu Sekunde mehr auf. In der Sicherheit des Raumschiffes war Angst ja wirklich nicht mehr am Platze. Auch um seine Freunde brauchte er sich nun nicht mehr zu sorgen, denn mit dem «Phantom» würde er etwas zu ihrer Rettung tun können, irgend etwas. Er mußte nur herausfinden, was.
Noch einmal wurde Hans von Zweifeln gepackt. Ganz allein auf sich angewiesen, überfiel ihn plötzlich wieder die Besorgnis um Bärbel. Hing es nicht auch von ihm, Hans, ab, ob das Mädchen jemals wieder nach Hause zu seiner Mutter zurückkehren durfte? War er nicht überhaupt geradezu verpflichtet, zuerst Bärbel zu suchen und erst nachher seine Freunde zu retten? Wenn nun mit dem «Phantom» etwas schiefginge, während er versuchte, die Gefangenen der Ogallala herauszuholen, dann wäre Bärbel die Rückkehr nach Hause für alle Zeiten verwehrt. Wenn er doch nur wüßte, wo das Mädchen steckte! Hans wäre sofort mit dem Raumschiff gestartet, um seine Freundin zu holen. Doch er wußte nichts, rein nichts über den Aufenthalt Bärbels. So entschloß er sich endlich, zuerst das zu erledigen, worüber er genau Bescheid wußte: nämlich seine Freunde befreien.
Zuerst galt es nun, einen Plan zu entwerfen. Das einfachste wäre natürlich, das «Phantom» ohne Umwege mitten in das Lager der Ogallala zu setzen, die Tür zu öffnen und Fritz und Ernst herbeizurufen. Sie kämen si-

cher mit ihren gebundenen Füßen angehüpft wie zwei Känguruhs. In das Raumschiff hinein könnte er sie vielleicht tragen. Die beiden Zwerge gar ließen sich ganz gut miteinander aufheben und ins «Phantom» befördern!
Sicher müßte dieses Unternehmen gelingen, denn die Ogallala würden beim Anblick des Raumschiffes blitzschnell samt ihrem Häuptling nach allen Seiten davonstieben. Dagegen war es natürlich unmöglich, die fünfzig gefangenen Apachen einzuladen. Selbst der erfahrenste Trolleybus- oder Tramführer hätte kaum die Hälfte ins Raumschiff verpacken können.
Hans schüttelte energisch den Kopf. «Nein», sagte er laut, «die Apachen, insbesondere Winnetou und Old Shatterhand, müssen ebenfalls befreit werden. Und ich will hinfort nichts mehr essen als gedämpfte Runkelrüben, wenn ich das nicht fertigbringe. Howgh!»
Hans untersuchte nun das Raumschiffinnere auf das genaueste. Sicher hatte Sabor neben all den andern Wunderdingen irgendeine mächtige Waffe oder dergleichen eingebaut. Vielleicht eine Kanone. Oder sonst eine Einrichtung, mit der er die Ogallala verscheuchen könnte.
Suchend glitten die Augen des Jungen über das große Schaltbrett. Plötzlich stutzte er. «Anti-Schwerkraft–Strahler» stand da geschrieben. Ein roter Knopf und mehrere Hebel waren um das Täfelchen gruppiert.
«Ich glaube, das ist es, was ich suche!» murmelte Hans erfreut. Dann studierte er angestrengt die Anschriften über den Hebeln. «1 bis 1000» stand bei einem, «Feineinstellung für Breite und Höhe» beim zweiten.

Der dritte Hebel schien eine Zielvorrichtung zu sein, denn oberhalb des Hebels war eine Mattscheibe eingebaut, und wenn Hans den Hebel bewegte, fuhr ein Fadenkreuz auf der Scheibe hin und her oder auf und ab.
Zögernd drückte Hans auf den roten Knopf. Sogleich geschahen zwei Dinge: Die Mattscheibe leuchtete auf und zeigte Bäume und Buschwerk. Zweitens glühte ein Täfelchen daneben mit folgender Anschrift: «Jeder Körper vor dem Rohr wiegt jetzt ein Gramm.»
Sehr schnell dämmerte in Hans die Gewißheit, daß er mittels dieses Anti-Schwerkraft-Strahlers die Möglichkeit besaß, seine Freunde mit samt allen Apachen zu befreien. Er brauchte jetzt nur einen gewitzten Plan auszuhecken, wie alles vor sich gehen müßte.
Lange brauchte der Junge für seine Überlegungen nicht. Schon nach ein paar Minuten hüpfte er strahlend im Kommandoraum herum wie ein kleines Mädchen, dem das Christkind soeben die schon lang ersehnte Puppe gebracht hat. Dazwischen klopfte sich der Junge übermütig lachend auf die Schenkel und rief fortwährend: «Das ist es, so muß es gehen! Welch peinliche Überraschung für den Schweren Büffel und seine Ogallala!»
Bald jedoch stand der Junge wieder sinnierend vor dem Schaltbrett. Etwas bereitete ihm Kummer: Wie konnte er das «Phantom» von den Indianern unbemerkt an den oberen Rand des Tales bringen, so daß er von dorther den Lagerplatz zu überblicken vermochte?
Diesmal dauerten seine Überlegungen etwas länger. Dafür stieß er auf eine Idee, die einfach großartig war. Konnte er denn nicht nach Belieben in die Zukunft oder

in die Vergangenheit reisen? Nun, mit dieser Einrichtung wollte Hans das Raumschiff fortbewegen und am günstigsten Ort aufstellen, daß nicht einmal das allerschärfste Indianerauge ein einziges Grashälmchen zittern sah.
Was Hans jetzt vorhatte, war phantastisch – und doch vollkommen logisch. Wenn er jetzt das Zeitrad auf das Jahr 1773 drehte, dann würde er augenblicklich um hundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt. Wichtig dabei war, daß sich das «Phantom» dabei nicht vom Platze rührte. Nur die Zeit würde demnach verändert sein, nicht aber der Ort. Folglich würde es Hans möglich sein, das Raumschiff in aller Ruhe irgendwo zu verstecken. Niemand könnte ihn dabei beobachten, denn es müßte schon ein ganz hartnäckiger Zufall sein, wenn ausgerechnet hundert Jahre früher ebenfalls jemand im Tale lagerte. Diese Möglichkeit durfte Hans ruhig ausschließen.
Er konnte also das «Phantom» gemächlich am oberen Talrand verstecken, das Zeitrad wieder auf 1873 drehen und durfte sicher sein, daß keiner im Tale unten aufmerksam würde. Außerdem hatte sich der kluge Junge ein ganz durchtriebenes Versteck ausgedacht. Wirklich, der Plan war so gut, daß jedes weitere Zögern unnötig schien.
Hans zog tief den Atem ein. Dann drehte er das Rad.
Oh, diese Übelkeit, dieses gruselige Gefühl! Wie das erstemal verspürte Hans, daß etwas mit ihm vorging, etwas Unheimliches, Unbekanntes. Und dann war es schon vorbei.
Hastig schaltete Hans den vorderen Fernsehschirm ein.

Hierauf starrte er längere Zeit verdutzt auf die Scheibe. Der Junge hatte erwartet, daß jetzt alles außerhalb des Raumschiffes ganz anders aussehe. Nun vermochte er beim besten Willen keinen Unterschied zu entdecken. Genau wie vorher sah er nichts als Bäume und Sträucher.

Jetzt wußte Hans nicht, ob ihm die Reise ins Jahr 1773 gelungen sei oder ob die Zeitmaschine versagt hatte. Es war ihm zwar übel geworden, doch dies konnte auch Einbildung gewesen sein.

Wie sollte Hans nun ausfindig machen, in welcher Zeit er augenblicklich lebte? Es gab da nur eine Möglichkeit: Er mußte das «Phantom» verlassen, vorsichtig durch den Wald an den Talgrund schleichen und in die Tiefe blicken. Sah er dort unten die Ogallala und Apachen lagern, war die Zeitreise mißlungen. Und dann war der wichtigste Teil seines Planes nicht geglückt. Er müßte sich etwas anderes ausdenken.

Eine Viertelstunde später kauerte Hans im Gebüsch oberhalb des Tales. Es war jetzt ganz hell. Hans vermutete, daß es ungefähr um die achte Morgenstunde sei, und das ganze Tal lag offen vor ihm. Nun hatte Hans zwar gehofft, daß sich etwas geändert habe, aber was er nun sah, verschlug ihm trotzdem den Atem.

So weit Hans das Tal überblicken konnte, war es völlig ausgestorben. Nicht ein einziger Indianer war zu sehen, ja nicht einmal eine Lagerstelle. Sonst aber war alles vorhanden: der Bach, die Gebüsche, der Wald, der an einer Stelle bis weit den Talhang hinabwuchs. Weiter nichts, gar nichts.

Erst jetzt erkannte Hans in vollem Ausmaße, was für eine wunderbare Maschine dieses Raumschiff Sabors war. Hans wußte ja genau, daß hier unten im Tale über sechshundert Indianer lagerten. Und er war sicher, daß seine Freunde Fritz, Ernst und die Zwerge auch da waren. Doch er konnte sie und sie konnten Hans nicht sehen, weil er augenblicklich, nach dem Drehen des Zeitrades im «Phantom», im Jahre 1773 lebte. Ihr gemeinsames Zusammentreffen mit den Indianern war aber im Jahre 1873 erfolgt, und selbst in jene Zeit waren sie nur dank der Zeitmaschine Sabors gereist.

Als Hans sich überzeugt hatte, daß außer ihm kein Lebewesen in der Nähe weilte, sprang er unbesorgt zum Raumschiff zurück. Jetzt galt es, den zweiten Teil seines Planes auszuführen. Der dritte Teil würde am interessantesten werden, wenn es galt, die eigentliche Befreiungsaktion durchzuführen. Was er vorher tat, waren nur Vorbereitungen, doch von den folgenden Ereignissen versprach sich Hans ein Riesenvergnügen. Daß er vorher noch eine ebenso große Überraschung erleben sollte, war lediglich die Folge eines Mißgeschickes.

Wie Hans schon früher aus der Beschreibung des Raumschiffes gesehen hatte, war das «Phantom» nicht nur zu fliegen imstande, über und unter dem Wasser zu fahren und in der Zeit herumzufahren; mit Hilfe eines großen Bohrers, der sich vorn an der Spitze befand und sich durch eine weitere Gruppe von Hebeln auf dem Schaltbrett bedienen ließ, sollte sich das «Phantom» auch durch die Erde, ja sogar durch harten Felsen vorwärtsbewegen können. Ohne weiteres Zögern setzte Hans sich

an das Kommandopult, überlegte kurz die für sein Vorhaben nötigen Schaltungen und startete.
Sachte hob sich das «Phantom», stellte sich in leichter Schräglage auf die Spitze, und schon drang das Bohrwerk in den Waldboden.
Hans hatte den Neigungswinkel gut berechnet. Nach einer unterirdischen Fahrt von ungefähr fünf Minuten wurde es plötzlich hell vor dem Bildschirm am Bug. Die Spitze des «Phantoms» war am Talhang aus der Erde gedrungen. Hans konnte das ganze Tal überblicken.
Zufrieden, daß alles so gut gelungen war, ruhte der Junge eine kurze Weile aus. Nun brauchte er nur das Rad wieder auf 1873 zu drehen, und sogleich würde die Ebene vor ihm wieder mit Ogallala und Apachen bevölkert sein. Vor allem aber würde er seine Freunde wiedersehen, denn der Bildschirm zeigte genau den Platz vor dem Gebüsch, wo der Schwere Büffel die jungen Gefangenen hingelegt hatte.
«Nehmen wir das Kribbeln also nochmals auf uns», sagte Hans laut zu sich selber. Dann drehte er das Zeitrad.
Hätte Hans nach dem unangenehmen Gefühl, das ihn wiederum eine Sekunde lang befiel, auf den Bildschirm geblickt, wäre er vor Schreck vermutlich hintenübergekippt. Dieser Sturz auf den Rücken wäre aber nur ein kleines Mißgeschick dem gegenüber gewesen, was sonst geschehen oder, besser noch, was sonst *nicht* geschehen wäre. Dann hätte Hans sicher die einzige und letzte Gelegenheit verpaßt, die Freundin Bärbel wiederzufinden.

Hans blickte jedoch, wie gesagt, nicht auf den Bildschirm. Dazu fand er gar keine Zeit. Er war völlig sicher, daß er sich nun wieder im Jahre 1873 befinde und daß demnach unten im Tal seine Freunde darauf warteten, daß er etwas für ihre Rettung unternehme.
Hans machte sich in größter Eile über das Sendegerät her. Zum Glück kannte er sich auf diesem Gebiet leidlich aus, sonst hätte er mit den vielen Schaltern und Drehknöpfen am Kasten nicht viel mehr anzufangen gewußt als ein Buschneger vor hundert Jahren.
Hans schaltete die Anodenspannung auf den Sender und wartete, bis das Gerät aufgeheizt hatte. Dann kippte er probeweise einige Schalter, bis er glaubte, den richtigen gefunden zu haben. Hans wollte ja senden, wollte Fritz rufen, der am Finger einen Miniaturempfänger trug. Doch Hans sendete nicht nur, er empfing auch gleichzeitig infolge eines Schaltfehlers. Und was er da hörte, war eine der größten Überraschungen, die er erleben konnte.
Hans glaubte zuerst zu träumen. Du lieber Himmel – diese Stimme, die plötzlich aus dem Lautsprecher drang, das war ja . . ., das war ganz und gar unmöglich. Und dennoch: Es bestand kein Zweifel. Eine Mädchenstimme rief in einem fort: «Hans . . ., Hans . . ., wo bist du?»
Und es war ganz bestimmt Bärbels Stimme!
Hans schluckte ein paarmal leer. Noch vor wenig mehr als einer Stunde hatte Hans verzweifelt herauszufinden versucht, wo Bärbel wohl stecken mochte. Und er war der Ansicht gewesen, daß das arme Mädchen unauffindbar sei. Es hatte Hans auch geplagt, daß er mit seinen Freunden, statt mit allen Kräften nach Bärbel zu suchen,

mit dem Seeräuber Calderon Schabernack getrieben hatte.

Und nun war Bärbel plötzlich in der Nähe. Ja nicht nur das, sie lebte anscheinend ebenfalls im Jahre 1873, denn sonst hätte ihre Stimme nicht über den Funk zu Hans dringen können.

Hans staunte noch mehr. Wie und warum war Bärbel ausgerechnet ins Jahr 1873 geraten? Und wie war sie in den Wilden Westen gereist? Denn daß Bärbel ganz in der Nähe weile, nahm Hans als sicher an. Er dachte vor lauter Überraschung nicht daran, daß Funksprüche über sehr weite Entfernungen wandern.

Hans erwachte erst wieder aus seinem Sinnieren, als ein Schluchzen aus dem Lautsprecher drang. Es war Bärbels Stimme, die jetzt zornig weinend rief: «Du Flegel, huhuuu, so gib doch endlich Antwort. Huhuuu!»

«Oh, entschuldige!» rief Hans hastig, «aber bist du es wirklich, Bärbel?»

«Klar bin . . . ich es», schimpfte die Freundin, noch immer durch einzelne Schluchzer unterbrochen. «Aber warum rufst du Fritz, wenn du . . ., wenn du doch mich suchst?»

«Ja, siehst du, das ist so: Ich bin im Augenblick etwas durcheinander. Ich erwartete nämlich nicht, dich im Jahre 1873 zu treffen.»

«Was sagst du da vom Jahre 1873?» Bärbels Stimme klang sehr erstaunt. Hans wußte nicht, was er antworten sollte. Natürlich, Bärbel würde lange nicht verstehen, was alles geschehen war. Vermutlich wußte sie überhaupt nicht, wo sie selber steckte und daß sie in ein

früheres Jahrhundert gerutscht war. Hans versuchte deshalb, eine kurze, aber verständliche Erklärung abzugeben.

«Siehst du, Bärbel, wir leben zurzeit in der Vergangenheit, im Jahre 1873. Deshalb hat uns auch der Schwere Büffel mit seinen Ogallala-Indianern gefangen.»

«Indianer? Hast du Fieber, Hans?»

«Aber nein», lachte Hans. Dann erzählte er Bärbel haargenau, was ihm und seinen Freunden Wunderliches zugestoßen war. Bärbel wurde ganz zappelig dabei, sie rief fortwährend: «Nein, so etwas, nein, das ist doch nicht wahr!»

Und als Hans von Winnetou und Old Shatterhand erzählte, fragte das Mädchen eifrig: «Und die Silberbüchse? Hast du Winnetous Silberbüchse auch gesehen? Und die beiden Gewehre Old Shatterhands?»

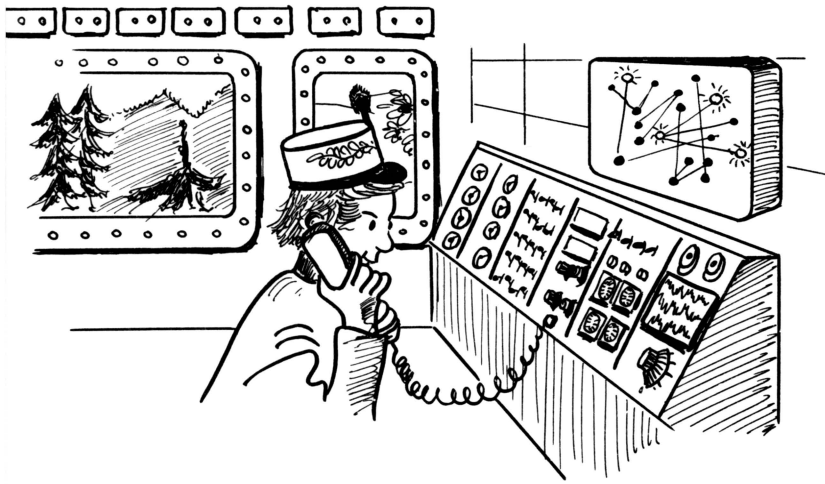
«Noch nicht», lachte Hans, «aber ich werde sie mir zeigen lassen. Nämlich dann, wenn ich meine Freunde befreit habe. Doch das erkläre ich dir später. Jetzt interessiert mich zuallererst: Wo steckst du eigentlich, Bärbel?»

«Wo soll ich denn stecken? Mich habt ihr ja nicht auf die Reise mitgenommen. Folglich bin ich noch genau dort, wo ihr mich sitzengelassen habt.»

«Sooo?» Hans war ehrlich verblüfft. «Wir haben dich sitzenlassen? Aber höre, jetzt wirst du im höchsten Grade ausfällig.» Und bissig fügte Hans hinzu: «Es ist dir wohl völlig entgangen, daß du plötzlich vom Rummelplatz verschwunden bist.»

«Oh, bitte!» rief Bärbel, nun ebenfalls bissig. «Daß je-

mand verduftet ist, konnte mir wahrhaftig nicht entgehen, nur war ich der Ansicht, daß *ihr* es gewesen seid!»
Hans war überrascht. Was mochte denn in Wirklichkeit eigentlich geschehen sein? Ruhig gab er deshalb seiner Freundin eine längere Erklärung: «Siehst du, Bärbel, als wir dich plötzlich nicht mehr fanden, dachten wir sofort, du seist entführt worden. Du erinnerst dich doch, daß auch zwei Räuber fehlen und mehrere Zwerge aus Tansibor . . .»
«Warte Hans», unterbrach Bärbel den Freund, «diese Leute sind alle hier!»
«Waas? Die Vermißten sind dort, bei dir?»
«Ja, und hör jetzt gut zu: Wir sind die einzigen, die einander kennen. Alle andern Leute sind uns völlig fremd.»
Hans brauchte einige Sekunden, um sich Bärbels Worte durch den Kopf gehen zu lassen. Dann wollte er wissen, ob Bärbel wirklich noch auf der Insel Sabors sei.
«Ganz sicher», gab das Mädchen bestimmt zurück, «ich habe Sabors Wunderparadies noch keine Sekunde verlassen.»
«Und Sabor?»
«Der ist nirgends zu finden. Ich habe dir ja schon gesagt: Wir zweiundzwanzig Leute kennen einander. Alle andern sind uns völlig fremd.»
«Was sind denn das für andere?»
«Erwachsene und Kinder, zu Tausenden. Und denk dir: Wir verstehen ihre Sprache nicht. Es ist entsetzlich.»
Hans stöhnte. «Das begreife ich alles nicht. – Doch jetzt fällt mir gerade etwas ein, das die Sache noch viel



verworrener macht; ich bin nun völlig überzeugt, daß auch ihr dort die Opfer einer Zeitmaschine geworden seid.»

«Zeitmaschine?»

«Ja, das ist der Apparat, den Sabor erfunden hat und mit dem man sich beliebig in die Zukunft oder in die Vergangenheit versetzen kann. Bedenke nun aber folgendes: Da wir über das Radio miteinander reden können, leben wir bestimmt im gleichen Jahr, sogar in der gleichen Sekunde. Und zwar ist dies das Jahr 1873. Zu dieser Zeit aber gab es Sabors Kinderparadies noch gar nicht. Er baute es erst nach 1970.»

Bärbel hatte still zugehört. Dann meinte sie: «Ich werde zwar noch immer nicht klug aus den verschiedenen Jahren, in denen wir leben sollen, eines aber ist sicher: Etwas auf unserer Insel muß sich verschoben haben, und zwar in einer einzigen Sekunde. Es kommt mir nämlich noch etwas anderes merkwürdig vor: Alles, was Sabor gebaut hat, ist zwar vorhanden, aber irgendwie kommt es mir vor, als ob die ganze Einrichtung auf einmal uralt sei!»

«Nein!» rief Hans, «das aber ist auch nicht möglich. Es ist doch alles nagelneu im Wunderpark. Noch vor zwei Tagen haben wir die ganze Insel besichtigt.»

«Aber jetzt sieht alles aus, als ob es schon seit Hunderten von Jahren bestehe», beharrte Bärbel. «Viele Gebäude sind ganz mit Efeu überwachsen, und die Leute, die hier herumwandern, betrachten alles wie in einem Museum.»

Diese letzte Vorstellung schien Bärbel auf einen neuen Gedanken zu bringen. Eifrig wiederholte sie deshalb: «Ja, genau so ist es. Ich habe den Eindruck, als ob alle diese Leute durch ein einziges riesiges Museum voller Altertümer wanderten. Sie reden auch ständig davon.»

«Aber du hast doch gesagt, daß du sie nicht verstehst», schaltete Hans ein.

Bärbel lachte ein wenig. «Ja, siehst du, ich muß dir noch etwas sagen. Ich bin nämlich Sprachlehrerin geworden. Ich unterrichte in einem Schulzimmer ein Dutzend Herren mit großen Brillen auf der Nase. Sie möchten gerne Deutsch lernen und haben schon beträchtliche Fortschritte gemacht.»

«Jetzt hör aber auf!» rief Hans. Und in diesem Augenblick durchfuhr ihn ein Gedanke, ein so unerhörter, phantastischer Gedanke, daß sich dem Jungen sämtliche Haare mit einem Kribbeln kerzengerade aufstellten.
«Pa . . . paß auf, Bä . . . Bärbel», stammelte er, «du . . . du hörst mich doch über deinen Radioempfänger, de . . . den du als Brosche trägst und den . . . den du in einem Ra . . . Radiogeschäft im Wunderpark gekauft hast?»
«Ja, genau so ist es.»
«Gut . . . Und wo bist du jetzt?»
«Ich stehe im Garten des Schlosses.»
«Ausgezeichnet. Und jetzt geh bitte und such einen Kalender.»
«Einen Kalender? Wofür . . .»
«Ja, einen Kalender!» rief Hans ungeduldig. «Mach dich sofort auf den Weg, wir können trotzdem weiterreden.»
Nun folgten für Hans Minuten der höchsten Spannung. Wenn seine Vermutung stimmte, dann befanden sie sich jetzt in einer derart unwirklichen Lage, und der Zufall hatte sich ein so närrisches Spiel erlaubt, daß alles andere daneben verblaßte.
Während Hans vor lauter Aufregung ganz zusammengekrümmt sein Ohr an den Lautsprecher preßte, gab Bärbel laufend Auskunft über jeden Schritt, den sie tat.
«Jetzt bin ich auf dem Kiesweg, der zum Schloßeingang führt . . . Ich gehe durch die Tür . . . Da ist kein Kalender . . ., da auch nicht . . .»
Hans wollte vor Ungeduld schier platzen. Das Datum . . . Er mußte das heutige Datum wissen. Wenn doch diese Bärbel nur bald einen Kalender fände!

Und dann kam der Schlag ganz unerwartet. Bärbel rief: «Ah, dort ist einer!» – Und von diesem Augenblick an blieb es längere Zeit still. Hans brüllte ins Mikrofon: «He, Bärbel . . ., so sag doch endlich etwas . . . Daß doch ein Donnerwetter! . . . Hörst du . . .»

Als Bärbel endlich sprach, klang ihre Stimme dick, als ob sie mitten in einem Pudding säße.

«Der . . . Kalender . . . zeigt das Datum . . . 15. Mai 2773 . . .»

Nun war es Hans, der nichts mehr sagte. Er hatte eigentlich etwas Ähnliches erwartet, aber es kam doch ein wenig überraschend. Bärbels Erlebnisse wiesen deutlich darauf hin. Aber jetzt dies! Man schrieb das Jahr 2773! Folglich hatte Hans einen Sprung von genau tausend Jahren in die Zukunft getan anstatt einen von hundert jahren.

Als Hans endlich das Ungeheure erfaßt hatte, wurde er merklich ruhiger. Ohne Hast ging er zum Zeitrad hin und betrachtete die Stellung des Zeigers. Es stimmte alles zusammen, der Kreis war geschlossen: Hans hatte etwas Falsches eingestellt. Es war ihm ein fataler Mißgriff unterlaufen.

Hans warf jetzt endlich auch einen Blick auf den Bildschirm. Was er sah, verwunderte ihn eigentlich nicht mehr. Vor ihm lag das Tal, doch ließ es sich nur noch der Form nach erkennen. Wo früher Wiesen, Wälder und Büsche gewesen waren, stand jetzt Haus an Haus. Etwas weiter unten ragten sogar einige Fabrikschlote hoch in den Himmel. Kein Zweifel, das Tal war bis auf das letzte Flecklein verbaut. Hans befand sich mitten in

einer betriebsamen Stadt. Die Spitze des «Phantoms» aber ragte in einem gepflegten Zwergobstgarten aus der Erde.

Der Junge eilte an das Funkgerät zurück. «Hallo, Bärbel», sagte er ruhig, «ich muß hier schleunigst verschwinden. Das heißt, ich muß um neunhundert Jahre in die Vergangenheit zurückreisen, ins Jahr 1873. Ich habe nämlich einem Hausbesitzer aus dem Jahre 2773 einen Zwergbirnbaum entwurzelt und ein gewaltiges Loch in die Wiese gestoßen. Da wird bald die Polizei eintreffen. Ich muß also schleunigst weg.»

«Und ich?» rief Bärbel entsetzt, «was geschieht nun mit mir?»

«Du bist in Sicherheit, Bärbel», beruhigte Hans das Mädchen. «Sag mir nur noch eines, dann kann ich dir genau erklären, was dir geschehen ist. Also: Was hast du erlebt, kurz bevor wir deiner Meinung nach vom Rummelplatz verschwunden sind?»

«Das kann ich dir genau sagen. Ich erinnere mich, daß ein lustiger Händler in bunter, fremdländischer Kleidung etwas in einer merkwürdigen Sprache sagte und mir einen großen, dicken Schal umlegte. Sofort wurde mir entsetzlich schlecht, und eine Sekunde später wart ihr alle miteinander verschwunden. Alles war von diesem Augenblick an so, wie ich es dir soeben geschildert habe.»

«Dann ist die Sache völlig klar», sagte Hans. «Zu deiner Beruhigung will ich dir deine eigene Geschichte noch kurz erzählen. Stell dir vor, im Jahre 2773 leben Menschen, die, wie es immer üblich war, in der Vergangen-

heit forschen. Sabors Wunderinsel ist nicht mehr nur durch einen kleinen Reifen zu erreichen. Ein großes Tor führt jetzt ins Wunderland, und viele Leute gehen dort täglich ein und aus. Nun erinnerst du dich vielleicht, daß einmal ein Professor, der Pfahlbauten ausgrub, geäußert hat, man sollte einen Tag lang so einen Pfahlbauer wieder holen und ausfragen können. Manches Geheimnis würde dann gelöst. Verstehst du das alles?»

«So einigermaßen. Aber sprich weiter und beeile dich.»

«Die Menschen aus dem Jahre 2773 fanden nun wahrscheinlich irgendwo die Konstruktionspläne für Sabors Zeitmaschine. Und weil auch sie gerne in der Vergangenheit forschen, schickten sie ganz einfach einen Mann in die Vorzeit zurück und ließen ihn dort den ersten besten Menschen, der ihm über den Weg lief, abholen. Die Zeitmaschine, die sich in einen Schal einbauen ließ, erledigte den Transport über achthundert Jahre in einer einzigen Sekunde.»

«Dann hätte mich also jener Händler in die Zukunft geholt?» fragte Bärbel.

«Natürlich. Er hat jetzt eben das getan, was unser Professor gerne gemacht hätte: Er hat einen Menschen aus der Vergangenheit geholt, um ihn über Verschiedenes auszufragen. – Übrigens . . ., eh . . ., hast du ihn seither nicht mehr gesehen?»

«O doch, er ist einer meiner besten Schüler. Aber da ist noch etwas: Ich war gar nicht der erste Mensch, den sie geholt haben. Einige Zwerge und zwei Räuber haben sie lange vor mir entführt.»

Hans lachte. «Auch das läßt sich leicht erklären. Diese Knirpse taugten einfach nicht als Lehrer. Der Händler reiste deshalb ein um das andere Mal in die Vergangenheit zurück, bis er jemanden gefunden hatte, der es verstand, die Gelehrten in der ausgestorbenen Sprache zu unterrichten. Und das bist jetzt eben du.»
«Und wie soll es weitergehen?»
«Sobald es mit der Sprache einigermaßen klappt, werden sie dich nach allem möglichen ausfragen. Was man im Jahre 1973 aß, werden sie wissen wollen, wie schnell ein Auto fuhr und wieviel ein Kilo Brot kostete. Genauso werden sie dich ausfragen, wie es unser Professor mit einem Pfahlbauer täte. Aber soweit kommt es gar nicht. Wir holen dich vorher.»
«Hoffentlich!» rief Bärbel, «ich möchte nämlich gerne wieder nach Hause.»
«Ich auch», gestand Hans. «Aber sag mir nun doch: Gibt es im Wunderpark einen Platz, der noch genauso unverbaut ist wie im Jahre 1973?»
«Ist das denn wichtig?»
«Freilich. Wir werden mit unserem Raumschiff nämlich im Jahre 1973 auf der Insel eintreffen. Das können wir so regeln. Dann drehe ich das Rad, die achthundert Jahre eilen in einer einzigen Sekunde vorbei, und das Raumschiff wird am gleichen Platz liegen, nur eben im Jahre 2773. Da ist es natürlich wichtig, daß nicht etwa ein Haus dort steht, wo früher Wiese war. Sonst krachen wir mit dem Schiff mitten in das Gebäude.»
Bärbel gab einen Ton von sich, der deutlich zu verstehen gab, daß sie sozusagen gar nichts begriffen hatte.

Hierauf meinte sie: «Ich verstehe zwar nicht das geringste, aber wenn es so wichtig ist: Die große Wiese vor dem Schloß hat sich ganz bestimmt nicht verändert.»
Hans nickte zufrieden. «Gut, dann paß jetzt gut auf: Von jetzt an in genau vierundzwanzig Stunden stehst du neben der Wiese und wartest. Das weitere besorgen wir. Leb wohl, Bärbel!»
Hans hatte es nun wirklich eilig. Auf dem Bildschirm am Bug sah er, wie sich viele Menschen den Hang herauf bewegten. Sie steuerten alle auf das Raumschiff zu. Die ersten waren nur noch einige Meter entfernt.
Sorgfältig drehte Hans das Zeitrad. Sofort verschwamm das Bild auf dem Schirm, es flimmerte und flackerte sekundenlang. Neunhundert Jahre sausten in diesen Sekunden vor den Augen des Jungen zurück. Und dann wurde das Bild schlagartig klar. Hans atmete befreit auf.
Vor ihm lag das vertraute Tal. Indianer bewegten sich zwischen den Büschen und dem Bach entlang. Und dort, vor den Sträuchern, lagen seine Freunde!
Noch einmal bewegte Hans versuchsweise den Anti-Schwerkraft-Strahler. In den folgenden Minuten würde er ihn zur Befreiung seiner Freunde brauchen. Da mußte jede Bewegung sitzen, denn was Hans im Sinne hatte, war nicht ungefährlich. Er mußte sehr genau arbeiten. Aber wenn es gelang! . . . Ha, wie würde der Schwere Büffel staunen, wenn er auf einmal leicht wie eine Feder war!
Nun fühlte Hans sich bereit. Nochmals setzte er den Sender in Betrieb. Und dann drang seine Stimme durch

den Äther, laut und eindringlich. «Fritz . . ., Fritz . . ., kannst du mich hören?»

«Hast du etwas gesagt?» fragte der Bürgermeister Fritz. Er lag gefesselt auf dem Rücken neben Ernst. Links saßen der Vizekönig und der Admiral im Gras, und etwas weiter entfernt lagen Winnetou und Old Shatterhand eng zusammengeschnürt am Boden.
Ernst erklärte, daß er durchaus nichts gesagt, höchstens etwas laut gedacht hatte. Er denke nämlich mit Sorge an Hans.
«Es hat aber jemand ‹Fritz . . ., Fritz› gesagt», behauptete der Dicke. «Ich ha . . ., hörst du, jetzt . . ., jetzt ruft er wieder!»
«Fritz . . ., Fritz!» ertönte von irgendwoher eine Stimme, «Fritz . . ., hörst du mich?»
Fritz erschrak. «Potz Kugelblitz, es ist Hans! Ich habe gemeint, er sei weit weg, und jetzt steckt er im Gebüsch.»
Unablässig ertönte die Stimme ihres Freundes, und sie wurde immer drängender. Auf einmal sagte Ernst: «Du, Fritz, ich glaube, die Stimme kommt aus deinem Fingerringradio.»
Ja, jetzt merkte auch Fritz, woher die beschwörende Stimme kam: aus dem winzigen Lautsprecher an seinem Finger.
Der Dicke schrie vor Freude beinahe auf. «Heißa, wir sind gerettet!»
«Bssst», zischte Ernst, «der Häuptling hört uns sonst. Und warum sollen wir denn überhaupt gerettet sein?»
«Das ist doch ganz klar.» Fritz strahlte. «Überleg dir

einmal, von wo aus Hans senden kann. Doch nur vom ‹Phantom› aus. Also hat sich unser wackerer Freund zum Raumschiff durchgeschlagen. Paß auf, er wird uns bald mit dem ‹Phantom› holen.»
Eifrig guckte Fritz umher, ob nicht schon der schlanke silbrige Leib des Raumschiffes am Himmel heranziehe. Er konnte ja nicht wissen, daß Hans ganz andere Absichten hatte, als mit dem Phantom mitten unter den Feinden zu landen.
«Wir hören dich . . ., wir hören dich», flüsterte Fritz, nachdem Hans noch mehrmals gerufen hatte. Natürlich konnte Hans dieses Geflüster nicht wahrnehmen, das wußte Fritz genau. Ein Sender war in seinem Fingerring leider nicht eingebaut. Doch nun zeigte sich, wie sorgfältig Hans seinen Plan ausgeheckt hatte. Er schien nun anzunehmen, daß Fritz ihn gehört habe und ging einen Schritt weiter.
«Fritz, wenn du mich hörst, dann beweg bitte deinen Kopf.»
Der Bürgermeister rollte eifrig den Kopf im Gras hin und her. Sofort ertönte die Stimme aus dem Fingerring: «Sehr gut, Fritz. Ich sehe, daß du mich verstehst. Und nun höre gut zu: In kurzer Zeit werdet ihr frei sein. Warum ich nicht einfach mit dem ‹Phantom› bei euch landen und euch an Bord nehmen kann, erkläre ich später. Wichtig ist nun, daß du den Schweren Büffel zu einem Zweikampf herausforderst. Als Preis für deinen Sieg verlangst du die sofortige Freilassung sämtlicher Gefangener.»
An dieser Stelle drang ein Lachen aus Fritzens Fingerra-

dio. «Ich sehe, du bist erschrocken, Fritz. Doch hab keine Sorge, du wirst den Häuptling unter allen Umständen besiegen. Ich habe nämlich hier im Raumschiff eine ganz vorzügliche Kanone gefunden – so erschrick doch nicht schon wieder; ich werde sicher nicht mit Kugeln auf euch schießen –, also diese Kanone hat die merkwürdige Eigenschaft, alles, was in ihren Bereich gerät, beinahe schwerelos zu machen. Ich werde diese Kanone auf den Schweren Büffel richten, während du mit ihm kämpfst. Denk also daran: Der Häuptling wird nur ein einziges Gramm wiegen. Und nun, los.»

Fritz und Ernst schauten einander verstört an. Einen Zweikampf mit dem Schweren Büffel sollte Fritz austragen? Auf so eine hirnverbrannte Idee konnte auch nur dieser sogenannte Freund Hans kommen. Natürlich, er saß sicher im Raumschiff, jederzeit bereit, wie ein Pfeil aus dem Gefahrenbereich zu fliehen. Sie aber . . .

«Los, los!» drang die Stimme des Freundes aus dem Radio. «Ich sehe dich zögern, Fritz, tu endlich etwas. Nimm den rötlichen Herrn beim Wickel. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Und nochmals: Keine Angst, es kann dir gar nichts passieren. Ich bin auf dem Posten.»

«Also gut», seufzte Fritz, «versuchen kann ich es immerhin.»

Tief holte der Junge Atem, in der stillen Hoffnung, daß zugleich etwas Mut in sein Inneres ströme. Dann rief er laut: «Herr Schwerer Büffel, hier ist jemand, der sich mit dem tapferen Häuptling der Ogallala im Zweikampf messen will!»

Der Schwere Büffel, der sich ganz in der Nähe aufhielt,

kam eilends und hoffnungsvoll herbei. Für einen Zweikampf war er immer zu haben, denn er war nicht nur ein mutiger, sondern auch ein äußerst starker und gewandter Kämpfer.
Natürlich glaubte er, entweder Winnetou oder Old Shatterhand wollten ihn zum Kampfe auffordern. Und einen dieser berühmten Männer zu besiegen war schon längst sein sehnlichster Wunsch. Er kam also herbei und fragte stolz: «Welcher Wurm wagt es, den Schweren Büffel zum Zweikampf aufzufordern?» «Ich bin der Wurm», sagte der dicke Fritz ärgerlich. Ihm mißfielen nicht nur die verletzenden Worte, sondern auch der herablassende Ton, in dem sie gesprochen wurden. Heftig daran denkend, daß der Schwere Büffel während des Kampfes nur so schwer sein würde wie ein Käfer, wiederholte daher Fritz trotzig: «Ich bin der Wurm, der mit dem Schweren Büffel kämpfen will!»
Laut lachte der Häuptling auf, doch hätte er es besser nicht getan.
Als er so plötzlich den Mund weit öffnete, zersprang nämlich die Glasur in seinem Gesicht. Risse bildeten sich kreuz und quer, und rund um den Mund herum blätterte die Farbe gar vollständig ab.
Fritz erschrak. Dicht über ihm rollte der Schwere Büffel wütend die Augen, und im nächsten Augenblick beugte sich der zornige Häuptling über Fritz und holte mit der Hand zu einer gewaltigen Ohrfeige aus.
Was sich in den nächsten Sekunden abspielte, war für alle Beteiligten wie ein phantastischer Traum. Fritz vergaß den Zweikampf, er sah nur die Hand des

Häuptlings drohend über sich schweben. Sein letzter Gedanke war: «Ohrfeigen will ich nicht!» Dann zog er die gefesselten Beine an, stemmte dem Schweren Büffel die Füße in den Bauch und streckte seine Beine wieder.

Die Wirkung war über die Maßen erstaunlich. Wie von einer Schleuder geschossen, fuhr der gewaltige Indianer himmelwärts. Und er flog höher, immer höher, bis er von unten nur noch so klein schien wie eine Puppe. Hierauf beschrieb er einen sanften Bogen und kam wieder herunter. Wenige Augenblicke später plumpste er in den Bach in der Mitte des Tales.

Die meisten Ogallala hatten den Flug ihres Oberhauptes mit entsetzten Augen verfolgt. Und als er jetzt triefend und schrecklich wütend, sonst jedoch unverletzt über die Wiese dahergaloppiert kam, verloren sie völlig die Fassung. Sie waren für die nächste Zeit ausgeschaltet und nicht zu fürchten.

Ganz anders stand es mit dem Häuptling selber. Er steuerte direkt auf Fritz los: Ein Unglück war kaum mehr zu vermeiden. In dieser Sekunde der höchsten Not drang schrill Hansens Stimme aus dem Radio: «Achtung, Fritz, hüpf auf und davon. Ich mache die ganze Gegend dort unten gewichtslos!»

Noch während Hans schrie, spürte Fritz eine merkwürdige Veränderung an sich. Er schien plötzlich zu schweben, beinah so, als ob er im Wasser läge. Sofort wurde ihm klar, daß Hans die Lage überblickt und das einzig Richtige getan hatte. Hier nützte kein Reden mehr, es galt, schleunigst davonzukommen.

«Los!» schrie er Ernst und den Zwergen zu, «wundert euch über nichts, macht alles mir nach.»
Damit schnellte Fritz auf, wobei er gut zehn Meter senkrecht in die Höhe stieg. «Bewegt euch nicht zu hastig!» fügte er seinen Anweisungen noch hinzu, als er wieder Boden unter den Füßen spürte.
Mit vorsichtigen Sprüngen hüpfte Fritz zu Winnetou und Old Shatterhand, packte beide mit seinen gefesselten Händen und schnellte schräg nach vorn. Gut zwanzig Meter hoch und fünfzig Meter weit flog Fritz mit samt seiner Last durch die Luft. Er fand jedenfalls genügend Zeit, noch während sie durch die Lüfte schwebten, Winnetou zuzurufen: «Befehlen Sie doch bitte Ihren Apachen, sie sollen uns auf dieselbe Weise folgen!»
Winnetou war völlig im unklaren, was da vor sich ging, besaß aber genügend Geistesgegenwart, Fritzens Rat zu befolgen. Kaum waren darauf Winnetous laut gerufene Worte verklungen, stiegen überall Apachen in die Luft, schwebten wieder zu Boden und stießen sich von neuem ab. Es sah aus, als ob eine Menge Heuschrecken in einer gemähten Wiese herumhüpften. Und eines war sicher: Die Apachen fanden bald einen ungeheuren Spaß an der Hüpferei. Mancher versuchte sogar, Kunststücke in der Luft zu vollführen. Halbe und ganze Schrauben zum Beispiel und sogar mehrfache Überschläge.
Auch die Ogallala schwebten fast alle auf und ab, doch sie taten es nicht absichtlich. Wenn einer nur einen einzigen unvorsichtigen Schritt vorwärts tat, hob es ihn von selber auf, und der Schritt wurde zum Riesensprung.

Ganz schlimm erging es einer Abteilung Ogallala, die, vom Schweren Büffel angefeuert, den Bürgermeister Fritz verfolgen wollten. Sie schossen miteinander unter vielstimmigem Geschrei hoch in die Luft und verdunkelten während Minuten die Sonne wie eine Wolke.

An einen Widerstand der Ogallala war unter diesen Umständen nicht zu denken. Sie waren dermaßen damit beschäftigt, auf dem festen Boden zu bleiben und nicht wie Tennisbälle herumzufliegen, daß die gefangenen Apachen in Schwärmen samt ihren Fesseln aus dem Lager entkamen.

Der Schwere Büffel befand sich verständlicherweise in einer denkbar üblen Laune. Er sah die Verwirrung unter seinen Kriegern und war machtlos gegen die Massenflucht der Apachen. Vor lauter Zorn bewegte er sich gänzlich unüberlegt. So kam es, daß er ständig auf und ab fuhr wie ein Lift. Einmal drang seine scheltende Stimme zwischen den Büschen hervor, und in der nächsten Sekunde brüllte er seine Befehle hoch aus den Lüften herab.

Nach kaum einer Viertelstunde hüpften unten beim Lagerplatz nur noch Krieger der Ogallala umher, die Apachen aber befanden sich alle in Sicherheit hinter den Reihen ihrer eigenen Stammesgenossen. Dort wurden sie von den Fesseln befreit, mit Waffen ausgerüstet und sogleich auf verschiedene Posten verteilt. Der Schwere Büffel mit seinen Kriegern war hoffnungslos eingeschlossen.

So unerwartet, wie der schwerelose Zustand über die Ogallala gekommen war, verließ er sie auch wieder. Ei-

nige, die noch in geringer Höhe über den Büschen schwebten, sanken krachend ins Gehölz, ohne sich indessen zu verletzen. Hans hatte eben vorsichtigerweise die Schwerkraft nicht schlagartig wieder einsetzen lassen, sondern nur langsam, damit jene, die noch in großen Höhen zappelten, nicht einen bösen Sturz taten, sondern sanft auf dem Erdboden landeten.

Die Stimmung unter den Ogallala war allerdings ganz bedenklich; besonders der Schwere Büffel litt unter der schmachvollen Niederlage. Was für eine entsetzliche Blamage! Zuerst war er von einem weißen Knaben fortgeschleudert worden wie eine Laus, und anschließend waren alle seine Krieger, selbst die erfahrensten, herumgehüpft wie nutzloses Ungeziefer, während die Gefangenen flohen. Ach, würde das ein Gerede und ein Gelächter an allen Lagerfeuern ringsum geben! Und zu allem kam noch diese verteufelt harte Kriegsbemalung!

Ja, es war ein sehr niedergeschlagener Schwerer Büffel, der sich jetzt grollend, mit umwölkter Stirn im Kreise seiner stummen Krieger niederließ.

Wie ganz anders sah es dagegen bei den Apachen ringsum aus! Jetzt, da wieder alle unversehrt beisammen und in Sicherheit waren, schlugen die Wogen der Freude hoch auf. Etwa hundert Indianer hatten sich auf einer ebenen Fläche in halber Höhe des Talhanges um Winnetou, Old Shatterhand und die weißen Gäste geschart.

Der Lagerplatz der verbitterten Ogallala war von hier aus sehr gut zu überblicken. Von dieser Stelle aus hatten Winnetou und Old Shatterhand auch die vorangehenden Truppenbewegungen gelenkt. Die kleine, mit Bü-

schen umgebene Fläche war das Hauptquartier der Apachen. Mehr als eine Stunde dauerte es, bis Fritz den Indianern und Old Shatterhand erklärt hatte, über welche phantastischen Hilfsmittel die Jungen verfügten, um das grenzenlose Durcheinander zu schaffen. Ernst zeigte seinen Miniaturlautsprecher, mit dem er so schaurig brüllen konnte. Fritz erklärte den Hitzeofen von Hans und vergaß nicht, die verheerende Wirkung der Temperatur auf die Kriegsbemalung der Ogallala zu erwähnen.

Mit großem Freudengeschrei empfingen Ernst und Fritz ihren Freund Hans, der nach einiger Zeit von zwei Wachen herbeigeführt wurde. Nun begannen die Erklärungen aufs neue. Besonders die Anti-Schwerkraft-Kanone, mit deren Hilfe die Apachen geflohen waren, verblüffte die Indianer.

Außer Rand und Band gerieten sie aber, als Hans erklärte, daß er und seine Freunde nur zu Besuch im Jahre 1873 seien.

«In Wirklichkeit sind wir im Jahre 1973 zu Hause», verriet er den staunenden Indianern. Daß sie das gar nicht begriffen, war klar und deutlich zu sehen, doch fand Hans, er habe nun genügend geschwatzt. Er verspürte plötzlich einen mächtigen Hunger.

Auch Fritz und der Admiral verkündeten, daß sie einen tüchtigen Happen wohl vertragen könnten. Zur Bekräftigung seiner Worte baute der Bürgermeister-Fritz seinen zusammenklappbaren Kochherd auf. Er wollte sich eine Suppe brauen – doch in diesem Augenblick drang der köstliche Duft gebratenen Fleisches in die Nase der Jungen.

«Wartet noch eine Weile, es gibt Bärentatzen», lachte Old Shatterhand.
Blitzschnell packte Fritz seinen Kochherd wieder ein. Bärentatzen – da war natürlich eine Suppe nichts dagegen!
Hans machte sich mit seiner Kamera sehr beliebt. Anfänglich hatte er Entsetzen erregt, als er einem der Apachen die Fotografie zeigte, welche er von dem Ahnungslosen geknipst hatte. Sofort waren alle herbeigeeilt, das farbige Bild ging von einer roten Hand zur andern. Und alle, ohne Ausnahme, zeigten sich erschrocken.
«Das ist ein böser Zauber», erklärten sie rundheraus, «unser junger weißer Bruder hat die Seele des roten Kriegers gefangen und auf dieses Blatt gebannt. Das bringt Unglück!»
Nach einigem Hin und Her stellte sich dann aber heraus, daß die Bedenken der Indianer im Grunde ganz anderer Natur waren. Ein alter Kämpfer, der wie eine Mumie aussah, gab verschmitzt zu bedenken: «Wenn dieser Zauber sich in unsern Jagdgründen breitmacht, ist es künftig jedem freigestellt, das Bild seiner Feinde mit sich herumzutragen und darauf zu spucken, sooft es ihm einfällt und beliebt.»
Schließlich aber forderte jeder stürmisch ein Bild. Zum Teil war natürlich auch die mehr und mehr um sich greifende frohe Stimmung schuld an diesem Übermut. Hier und dort ertönte frohes Gelächter, und als der Braten verteilt wurde, war das Fest vollkommen. Die Apachen feierten den Sieg über die Ogallala.
Mitten unter den Feiernden saßen Winnetou, Old Shat-

terhand, die Jungen und die Zwerge um ein Feuer. Auch hier ging es jetzt ausgelassen zu. Den Höhepunkt aber erreichte das Fest, als die Apachen ihre weißen Gäste mit Indianerkleidern und Federschmuck beschenkten. Die Indianer hatten davon im Überfluß bei sich, denn sie zogen ja zu einem Stammestreffen, wo jeder mit den prächtigsten Kleidern zu prunken gedachte.

Hurtig blies der dicke Fritz sein Wohnzelt auf. Es erwies sich als äußerst geräumig und diente als Umkleidekabine. Bald stolzierten Hans, Fritz und Ernst als fixfertige Indianer aus dem Zelt.

Etwelche Mühe bereitete es, den Vizekönig und den Admiral einzukleiden. Schon Hans und seine Freunde waren gezwungen gewesen, mit Nadeln und Faden nachzuhelfen. Für die beiden Zwerge genügte das aber nicht mehr; hier mußte das Jagdmesser angesetzt werden. Wamsärmel und Hosenbeine wurden oberhalb der Mitte abgeschnitten, und man hätte dies auch mit dem Lederwams selber getan, doch dann wären alle die nützlichen Taschen am untern Rand verloren gewesen.

Als der Admiral und der Vizekönig endlich aus dem Zelt traten, herrschte eine Weile betretenes Schweigen. Was den Indianern und den Jungen da entgegentrat, waren so urkomische Gestalten, wie sie ähnliche im Leben noch nie gesehen hatten. Doch es wurde kein Gelächter laut; alle gaben sich Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. So prustete und gluckste denn ein jeder mit ernstem Gesicht in sich hinein. Selbst die Jungen taten dies und bekamen rote Köpfe dabei.

Der Vizekönig blieb bescheiden vor dem Zelt stehen,

doch der Admiral stelzte gemessen zum Feuer. Durch den Eingriff mit dem Jagdmesser war das Indianerkleid nicht nur viel kürzer geworden, sondern es hatte natürlich auch jede Form verloren. Die abgesägten Hosenbeine zum Beispiel waren so weit und so steif, daß es aussah, als ob der Admiral in zwei kleinen Fässern stände. Das Wams trug er offen, es fiel ihm seitlich und hinten wie ein viel zu lang geratener Mantel bis auf den Boden. Die Hose wurde von einem breiten Ledergürtel gehalten, an dem er seinen Säbel aufgehängt hatte. Vor der Brust, quer über den Bart hinweg, wippte eine lange, federngeschmückte Friedenspfeife.

Am eindrücklichsten aber war entschieden der Kopfputz. Der Admiral hatte Anspruch erhoben, seinem Range entsprechend die Federkrone eines Häuptlings zu tragen. Nun bestand der Knirps gut zur Hälfte aus langen, bunten Federn. Wie ein Pfau, der das Rad schlägt, sah er aus.

Nachdem der Admiral sich genügend bewundert glaubte – er war viermal rund um das Feuer gestelzt –, stemmte er die Fäuste in die Seiten und faßte Hans und seine Freunde scharf ins Auge.

Hans erschrak. Er kannte den Admiral nun schon so gut, daß er genau wußte, was dieser Gesichtsausdruck des Knirpses zu bedeuten hatte: Der Admiral besann sich wieder einmal auf seinen hohen Rang! Und das endete meist schlimm. Sicher würde der Knirps in der nächsten Minute etwas Unglaubliches anstellen. Und so kam es auch.

10. Kapitel

Das große Rätsel löst sich. Der Admiral raucht die Friedenspfeife, und Vater Butz glaubt am Ende nur die Hälfte.

«Nun», fragte der Admiral, als niemand etwas sagte, «sehe ich nicht hervorragend aus?»
«Do . . . do . . . doch», stotterte Hans eifrig, «Sie . . . Sie sind be . . . bestimmt der prächtigste I . . . Indianer weit und breit.»
«Eben!» nickte der Admiral zufrieden. Sodann hob er seine Stimme etwas. «Und deshalb bin ich auch zu den allergrößten Taten fähig, nicht wahr?»
«Du lieber Himmel, jetzt kommt es!» dachte Hans, jetzt würde der Admiral gewiß den Befehl über eine Abteilung Apachen fordern. Das befürchtete Hans. Doch es kam weit schlimmer.
«Was bedeutet ‹Admiral› in der Sprache der Apachen?» erkundigte sich der Zwerg bei Old Shatterhand.
«Nun, man könnte es etwa so übersetzen: ‹Mann, der die gewaltigen Schiffsflotten befehligt›.»
«Der Name ist ein bißchen lang», meinte der Admiral nachdenklich, «aber gleichwohl, ich muß darauf bestehen – ich muß . . .» Und laut begann er folgende Rede: «Meine werten Herren Indianer und Weiße! Sie haben

soeben gehört, wer ich bin. Ich verlange, daß ich von nun an so angesprochen werde. Husch . . ., äh . . ., Howgh!»

Hans atmete erleichtert auf. Diesen Gefallen konnten sie dem Admiral ja gewiß tun; dabei würde kein Mißgeschick passieren. Schon wollte der Junge voller Dankbarkeit dem putzigen Knirps gratulieren. Doch dieser schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung das Wort ab. Und bald wußte Hans, daß es den Admiral diesmal ganz besonders tüchtig gepackt hatte. Der sonst so liebenswerte Kerl war, eingedenk seiner indianischen Ausrüstung, in seinen alten Fehler, seine maßlose Überheblichkeit, verfallen.

Vor lauter Schreck verpaßte Hans sogar den Hauptteil der Rede, die der «Mann, der die gewaltigen Schiffsflotten befehligt», den Apachen hielt. Er vernahm nur noch, wie der kleine Admiral mit tönenden Worten bestimmte:

«. . . . und so übernehme ich denn das Oberkommando über sämtliche Apachen. In fünf Minuten werde ich die Truppen besichtigen und anschließend an deren Spitze gegen die Ogallala ziehen. Howgh!»

Hans glaubte, nun würde die Gastfreundschaft der Apachen gewiß ein sehr schnelles Ende nehmen. Daß sich der Admiral so einfach über Winnetou und Old Shatterhand stellte, mußte die größte Mißstimmung hervorrufen. Zum Erstaunen des Jungen aber antwortete Old Shatterhand ganz freundlich:

«Mein weißer Bruder, der ‹Mann, der die gewaltigen Schiffsflotten befehligt›, möge seinen Rundgang begin-

nen. Über den Feldzug gegen die Ogallala, die ohnehin schon besiegt sind, reden wir später.»
Nun verlangte der Admiral herrisch nach einem Pferd. Auf den Wink Winnetous wurde ihm eines gebracht, doch erwies sich, daß der Admiral nicht aufsteigen konnte, weil das Reittier viel zu hoch war. Mehrmals marschierte er deshalb ungeduldig unter dem Pferd hindurch, wobei höchstens die äußersten Federspitzen das Pferd am Bauche kitzelten.
Lange kämpfte der Admiral gegen seinen unbändigen Stolz. Dann forderte er: «Man hebe mich hinauf in den Sattel!»
Wenig später bewegte sich ein sonderbarer Zug den im Gebüsch und im Wald steckenden wachhabenden Apachen entlang. Voran schritt Winnetou, der das Pferd des Admirals am Zügel führte. Neben dem Pferd ging Old Shatterhand und paßte auf, daß der Miniaturhäuptling nicht aus dem Sattel rutschte. Hinter dem «Mann, der die gewaltigen Schiffsflotten befehligt», gingen Hans, Fritz und Ernst, ebenfalls in voller Rüstung. Ungefähr zehn Unterführer folgten zu Fuß hinterher.
Der kleine Admiral in den Indianerkleidern auf dem großen Pferd bot ein ergötzliches Bild. Es sah aus, als ob da ein Zirkuspferd herumgeführt würde, dem man als besonderen Schmuck einen bunten Federbusch auf den Rücken gesetzt hatte. Vom Männchen selber war nicht viel zu erblicken.
Um so gewaltiger aber erscholl seine Stimme durch Wald und Buschwerk. Der Admiral nahm die Besichtigung sehr ernst. Er ließ nichts durchgehen, das ihm nicht

paßte. Beinahe ununterbrochen war seine grollende Stimme zu vernehmen: «Warum hat dieser Mann eine geknickte Feder im Haar stecken? . . . Wem gehört diese miserabel zusammengelegte Satteldecke? . . . Warum hat dieser Mann sechs, der dort hinten dagegen nur vier Pfeile im Köcher? . . .»

So fragte der Admiral weiter, wobei er freilich nie auf eine Antwort wartete, sondern sofort eine neue Frage stellte. Hans, der den putzigen Kerl genau kannte, verfolgte dieses Fragespiel mit Besorgnis. Der Junge glaubte bestimmt zu wissen, daß der Admiral irgendeinen gewaltigen Streich im Sinne hatte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er loslegen würde.

Später mußte sich Hans eingestehen, daß er den Admiral doch nicht so genau kannte. Es wäre ihm sonst möglich gewesen, die furchtbare Aufregung der nächsten Viertelstunde zu vermeiden. Doch was der Admiral nun tat, war etwas, mit dem der Junge wirklich nicht gerechnet hatte.

Die Apachen lagerten wie gesagt in einem geschlossenen Kreis rund um die Ogallala herum. Dabei war es selbstverständlich, daß dieser Kreis nicht auf einer Ebene lag, sondern den Formen der Talwände und des Talgrundes angepaßt war. Das heißt: Ein Teil der Apachen befand sich ganz in der Talsohle, ein Teil an den Hängen, der Rest oberhalb des Tales.

Der Inspektionszug war nun eben auf der linken Talseite, ganz oben im Walde, angelangt. Da verkündete der Admiral vom Roß herab:

«Meine Herren, trotz der Kleinigkeiten, die ich zu bean-

standen hatte, scheint mir die Apachenarmee im ganzen genommen doch recht kampftüchtig dazustehen. Ich werde nun gegen die Ogallala ziehen. Folgen Sie bitte meinen Befehlen. Wir wollen keine weiteren Worte verlieren.»

Hans fand es an der Zeit, mit Old Shatterhand eine kurze Aussprache zu halten. Sicher würde der berühmte Westmann einen guten Rat bereit haben, wie man den Admiral auf schonende Weise von seinem Vorhaben abbringen könnte.

Hans zupfte den Westmann daher am Ärmel und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Old Shatterhand verstand augenblicklich, lachte, überlegte kurz und wollte sich hierauf an den Admiral auf dem Pferd wenden. Aber da war kein Reiter mehr oben.

Der «Mann, der die gewaltigen Schiffsflotten befehligt», war verschwunden.

Noch ahnte Hans nicht, was der winzige Teufelskerl vorhatte. Daß aber der lange gefürchtete Augenblick gekommen war, litt nicht mehr den geringsten Zweifel.

«Wo ist der Admiral?» fragte Hans seine Freunde.

«Oh, der ist soeben vom Pferd gesprungen und blitzartig wie ein Wiesel da im Gebüsch verschwunden», erklärte Ernst und wies auf eine Lücke im Gesträuch.

«Wir müssen ihn suchen!» rief Hans voll dunkler Ahnungen. Doch es war schon zu spät.

Der Herrscher über alle Apachen marschierte an der Spitze seines Heeres gegen den Feind!

Jedoch – und darin lag nun der Haken – kein einziger Apache folgte ihm. Nicht einer hatte seinen Posten

verlassen. Es lagen und standen noch alle am selben Ort. Nur der Admiral glaubte, daß alle seinem Befehl gefolgt seien und hinter ihm marschierten. Nur so ließ sich erklären, was jetzt geschah.

Wie eine Kugel mußte der Admiral durch Gebüsch und Bäume den Hang hinabgesaust sein. Wenigstens hörten die Mitglieder des Inspektionszuges nur wenige Sekunden nachdem der Admiral verschwunden war, vom Tal herauf eine gewaltige Stimme erschallen. Entsetzt blickten sie hinunter. Und was sie sahen, raubte den Zurückgebliebenen den Atem.

Dort unten, keine zweihundert Meter von den Ogallala entfernt, trat der Admiral eben aus dem Gebüsch. Von oben sah es aus, als ob ein seltsamer Vogel aufgetaucht sei. Und jetzt setzte sich der Federbusch in Bewegung, genau auf die Ogallala zu.

Für eine wirksame Hilfe von oben war es natürlich viel zu spät, die Entfernung zum Admiral war zu groß, jene zwischen ihm und den Ogallala dagegen zu klein. Winnetou und Old Shatterhand konnten nichts anderes tun als warten.

Mittlerweile schritt der Admiral rüstig voran. Er war so felsenfest davon überzeugt, daß ihm über vierhundert Apachen in breiter Front folgten, daß er sich kein einziges Mal umschaute. So schritt er denn dahin, von Zeit zu Zeit einen strammen Befehl an die nicht vorhandenen Krieger brüllend.

«Ganze Division, Achtung!» schrie er, als die Entfernung bis zum Lagerplatz der Ogallala noch ungefähr hundert Meter betrug. «Der linke Flügel» – der Admiral winkte

jetzt heftig mit dem linken Arm, ohne anzuhalten oder rückwärtszublicken –, «der linke Flügel etwas vorrücken – und jetzt, ganze Division kampfbereit machen, der Angriff erfolgt in den nächsten Sekunden!» – Und etwas später: «Sämtliche Mannen dicht aufschließen – ganze Division – halt! Zwei . . ., drei!»

Eine Sekunde blieb der Admiral zur geistigen Sammlung stehen. Dann marschierte er geradewegs auf den Schweren Büffel los.

Natürlich hatten der Häuptling und seine Ogallala die seltsame Gestalt längst auf sich zukommen sehen. Alle schauten dem Admiral entgegen, der Schwere Büffel mit verschränkten Armen und grimmigem Gesicht zuvorderst.

Zwei Meter vor dem Häuptling hielt der Admiral dann an.

«Waffen abgeben!» schnauzte er den Indianer an. Vor Staunen blieb dem schweren Büffel der Mund weit offenstehen. Er wußte ja nicht, daß die komische Gestalt vor ihm glaubte, er habe vierhundert schwerbewaffnete Apachen im Rücken. Vielmehr hielt er dieses Unternehmen des kleinen Kerls für die größte aller Tollkühnheiten. Er sollte sich aber noch mehr wundern.

«Ich sehe», ließ sich der Admiral mit düsterer Stimme vernehmen, «daß niemand daran denkt, meinem Befehl Folge zu leisten und die Waffen abzugeben. Insbesondere der Schwere Büffel scheint heftig an Widerstand zu denken – seinem bösen Gesicht nach zu schließen. Er will seine Waffen nicht abgeben. Gut, gut!» Und im nächsten Augenblick brüllte der Kleine dem Schweren

Büffel sozusagen in die Brust hinein: «Ganze Division – Pfeilbogen schußbereit machen!»
Drei Sekunden ließ der Admiral verstreichen, damit die vermeintlichen Krieger hinter ihm seinen Befehl ausführten. Dann breitete sich ein höhnisches Lächeln über des Admirals Gesicht. Er verschränkte ebenfalls die Arme.
«Nun – was sagen Sie jetzt, he?» fragte er, in der Meinung, dem Schweren Büffel starrten vierhundert Pfeilspitzen entgegen.
Der Schwere Büffel schluckte leer und ließ den Miniaturhäuptling vor sich keine Sekunde aus den Augen. Und da tat der Kleine zwei rasche Schritte, zog dem Häuptling den Tomahawk und das Messer aus dem Gürtel und trat wieder zurück.
Der Schwere Büffel war so überrascht, daß er völlig bewegungslos blieb. Von ihm aus gesehen war die Lage folgende: Da kam dieser Knirps – er hatte ihn natürlich trotz der indianischen Ausrüstung sofort erkannt – ganz alleine anmarschiert, stellte sich vor zweihundert Ogallala und forderte ihre Waffen. Und am Ende besaß dieses federngeschmückte Männlein gar die Frechheit, ihm, dem Schweren Büffel, Messer und Streitaxt einfach aus dem Gürtel zu ziehen.
Der Häuptling der Ogallala brauchte einige Sekunden, um diese neueste Ungeheuerlichkeit zu überwinden. Doch bevor er sich besonnen hatte, ging der Admiral in seiner Frechheit noch einen Schritt weiter und befahl: «Und nun kommt einer nach dem andern her zu mir und legt seine Waffe vor meine Füße nieder!»

Zwei Dinge mögen mitgewirkt haben, daß alles wie geschmiert ging. Einmal stand der Häuptling noch immer starr vor Wut, und seine Krieger faßten sein Verhalten als Zustimmung auf, daß die Waffen abgegeben werden müßten, wahrscheinlich aber glaubten die Ogallala auch, daß ihnen erneut ein fürchterliches Mißgeschick

zustoße, wenn sie nicht sofort gehorchten. Jedenfalls vergingen keine fünf Minuten, und alle ihre Waffen lagen auf einem großen Haufen vor dem Admiral.

«Jetzt zurücktreten, dort zwischen die Büsche!» kommandierte der Kleine. Alle zogen sich langsam zurück, sogar der Schwere Büffel.

Der gefährlichste Augenblick war gekommen. Old Shatterhand hatte dies vorausgesehen, nachdem Hans ihm die absonderlichen Gewohnheiten des Zwerges eingehend geschildert hatte. Gleich würde der Kleine sich nun umdrehen, entsetzt bemerken, daß er ganz alleine den Ogallala gegenüberstand, und natürlich sofort eine neue und wahrscheinlich noch viel größere Dummheit begehen.

Vorsorglich hatten Winnetou und Old Shatterhand daher zweihundert Apachen so schnell wie möglich hinter dem Admiral hergeschickt. Zuerst hatten sich diese Leute noch in Büschen versteckt gehalten. Im Augenblick aber, als der Admiral die Ogallala vom Waffenhaufen weggeschickt hatte, rannten die Apachen los und trafen genau hinter dem Admiral ein, als dieser sich zum erstenmal umdrehte.

«Gut so!» rief der Knirps vergnügt, «schafft nun die Waffen weg von den Ogallala und bindet die Kerle. Im übrigen danke ich der ganzen Division für die tatkräftige und äußerst mutige Unterstützung.»

Tatsächlich – der Admiral wußte noch immer nicht, daß er mutterseelenallein gegen die Ogallala marschiert war. Er glaubte noch immer, die Apachen, die nun die Feinde fesselten, seien ständig hinter ihm hergerückt. Aller-

dings ging der Feldzug doch nicht ohne Nachspiel ab. Das gehörte zum Wesen des Admirals.
Gemessen stelzte er in seinen abgesägten Hosen, mit der riesenhaften Federkrone auf dem Haupt, zwischen Freunden und Feinden einher, verteilte Lobsprüche an die Apachen und schimpfte mit den Ogallala. Dabei kam er auch auf die Idee, die Apachen zu zählen. Es waren rund zweihundert Mann, denn die andern zweihundert steckten ja noch immer im Gebüsch oben und unten am Bach sowie auf den Anhöhen links und rechts.
Als der Admiral mit Zählen bei zweihundert angelangt war, verbreitete sich Schreck auf seinem Gesicht. Er schrie kurz, aber kräftig auf, tat einen Luftsprung und rannte wie eine gefiederte Kugel über die Wiese davon.
Als er eben mit gewaltigem Anlauf den Hang erklimmen wollte, traten ihm Winnetou, Old Shatterhand und die Jungen entgegen. Sofort bremste der Admiral, rutschte noch zwei Meter über das Gras und kam dicht vor den Ankommenden zum stehen.
«Oh, oh!» brüllte er los. «Was mußte ich soeben entdecken! Nur die Hälfte der Apachen ist mir gefolgt, die andern sind zurückgeblieben! Man ließ mich, den ‹Mann, der die gewaltigen Schiffsflotten befehligt›, mit nur zweihundert Mann gegen die zweihundert Ogallala ziehen. Stellt euch vor» – hier steigerte der Kleine die Gewalt seiner Stimme noch um einige Stufen –, «stellt euch vor, was das bedeutet. Ich glaube mit vierhundertfünfzig Apachen gegen zweihundert Feinde zu ziehen, und dabei sind es nur ebenso viele Getreue wie Feinde. Meine Unterstützung ist also genauso stark wie der

Feind selber. Oh, welch entsetzliches Unglück hätte da geschehen können, ha! Der Feind war genau gleich stark; er hätte sich wehren, er hätte uns überwältigen können!»
Ja, der Admiral war erschrocken und zornig zugleich, weil er ahnungslos mit der halben Streitmacht gegen den Schweren Büffel gezogen war. Und wenn ihm nun jemand verraten hätte, daß ihm überhaupt kein einziger Indianer gefolgt war, daß sein Angriff als Einzelaktion bezeichnet werden mußte? Was wäre dann geschehen? Zum Glück verriet niemand ein Wort. Bestimmt wäre der Admiral sonst nachträglich vor Schreck in Ohnmacht gefallen und hätte anschließend mehrere Wutanfälle erlitten. So aber sonnte er sich, sobald sein Zorn verraucht war, in seinem Triumph – der ja tatsächlich einmalig war – und bestand darauf, daß ein lustiges Fest gefeiert werde.
Es wurde wirklich lustig! Der Admiral war in allerbester Laune, und nachdem er zusammen mit dem dicken Fritz einen ganzen Bärenschinken verzehrt hatte, wollte er unbedingt die Friedenspfeife rauchen und eine Ansprache halten.
«Ich, der ‹Mann, der die großen Schiffsflotten befehligt›», hub er feierlich zu sprechen an, nachdem er den Rauch mit geblähten Backen in alle vier Himmelsrichtungen gepustet hatte, «ich erkläre hiermit, daß Frieden herrscht zwischen mir und den tapferen Kriegern der Apachen. Ihre Feinde sind hinfort auch meine Feinde. Howgh!»
Die Pfeife machte die Runde, jeder tat seine vier Züge und sagte ein paar Worte. Natürlich brachte der ewig

zerstreute Ernst wieder einmal alles durcheinander. Nachdem er in alle vier Richtungen gehustet hatte, sagte er klar und deutlich: «Und somit sind die Apachen, die Feinde der Ogallala, künftig auch meine Feinde.»
Niemand stieß sich an dem kleinen Mißgeschick Ernsts. Das Fest dauerte weiter. Es wurde Abend, die Apachen sangen und tanzten ausgelassener als am Mittag. Der Admiral schwamm in Glückseligkeit. Auch er sang, aber sehr falsch. Zwischenhinein stolzierte er zwischen den Lagerfeuern umher und knüpfte überall Freundschaften an. Im Laufe des Abends lud er den ganzen Apachenstamm ein, ihn doch einmal in Tansibor, der Hauptstadt des Wunderlandes, zu besuchen.
«Das wird kaum möglich sein, Herr Admiral», lachte Hans. «Vergessen Sie bitte nicht, daß alle diese Indianer im Jahre 1873 leben und ihr Zeitalter nicht verlassen dürfen. Wir aber müssen punkt acht Uhr morgens den Sprung ins Jahr 1973 zurück tun. Bärbel erwartet uns.»
«Bärbel?» fragte Fritz erschrocken, «nein so etwas, an sie habe ich tatsächlich gar nicht mehr gedacht. Wir müssen das arme Mädchen ja noch suchen!»
«Das ist nicht mehr nötig», erklärte Hans, «ich habe sie schon gefunden . . .»
«Wo . . ., wann . . ., wie?» fragten seine Freunde durcheinander. Hans aber rief: «Halt, jetzt keine Fragen. Das erzähle ich euch alles auf der Heimreise.»
«Heimreise?» fragte Old Shatterhand. «Du hast uns doch erzählt, daß die Reise ins Jahr nur eine Sekunde dauert. Wie willst du in dieser Zeit überhaupt mehr als zwei Worte sagen?»

«Oh, wissen Sie, Herr Old Shatterhand», erklärte Hans, «wir müssen nicht nur in der Zeit reisen, sondern uns auch tatsächlich fortbewegen. Morgen früh landen wir irgendwo in der Schweiz.»
«Ha, ha, ha, ha!» lachte der Westmann schallend, «das kannst du den Medizinmännern erzählen. Das sind ja ungefähr 10 000 Kilometer, und dafür braucht ihr viele Monate.»
«Nicht mit unserem Schiff. Wenn wir mit voller Kraft fliegen, dann legen wir diese 10 000 Kilometer in wenigen Minuten zurück.»
Ungläubig schüttelte Old Shatterhand den Kopf. Doch er fragte nicht weiter. Wenn das Wunderschiff imstande war, zweihundertfünfzig Indianer in der Luft umherwirbeln zu lassen, wie heute morgen, konnte es vielleicht auch schneller als eine Büchsenkugel fliegen.
Gegen zehn Uhr in der Nacht ließ Winnetou das brausende Fest abbrechen. Erst jetzt merkten die Jungen, wie müde sie waren.
«Start ist morgen früh um fünf», gab Hans noch bekannt. Dann schlief er sofort ein.
Vogelgezwitscher weckte die Jungen auf. Der Morgen dämmerte. Die Lagerfeuer waren niedergebrannt, es war recht kühl geworden zwischen den Büschen. Die Jungen froren.
«Wir hätten auch im Zelt schlafen können», murmelte Fritz schlaftrunken, während er mit steifen Beinen im Kreise herumschritt.
«Dein Vorschlag kommt um eine Nacht zu spät», lachte Hans unlustig. Er war noch gar nicht in Fahrt.

Eine halbe Stunde später, als die Sonnenwärme zwischen die Büsche drang, besserte sich die Laune der Jungen sichtlich. Es war jetzt halb fünf Uhr. Noch eine halbe Stunde bis zum geplanten Start.

Lange dauerte das Abschiednehmen. Hans empfahl den Schweren Büffel dem gerechten Sinne Winnetous und Old Shatterhands. Er fühlte sich für die Gefangenen verantwortlich. Hierauf zogen sämtliche vierhundertfünfzig Apachen mit den Jungen zum «Phantom».

Natürlich fühlte sich der Admiral verpflichtet, unter der offenen Tür eine Abschiedsrede zu halten.

«Meine sehr verehrten Indianer!» sprach er mit Wärme, «wir verlassen euch nun. Habt Dank für die Bärentatzen, Kleider und Federkronen sowie für die Gastfreundschaft im allgemeinen. Vor allem danke ich jenen Kriegern, die so tapfer hinter mir her marschiert sind, als ich gegen die Ogallala ins Feld zog. Ich lasse alle schön grüßen. Und nun – nehmt zum Dank all die Wunderdinge, die ihr so bestaunt habt. Ihr werdet damit die allerberühmtesten Indianer der Prärie sein.»

Bevor die Jungen auch nur über die letzten Worte des Admirals nachdenken konnten, nahm der Knirps schon alles, was sie im Wunderpark gekauft hatten, an sich und reichte ein Stück nach dem andern den Indianern in die bereitwillig ausgestreckten Hände. Zuerst waren die Jungen arg erschrocken; doch als sie sahen und hörten, mit welch ungeheurem Jubel die Dinge von den Rothäuten empfangen wurden, freuten sie sich auch.

Zuletzt zog Fritz seinen Miniaturradio-Ring vom Finger und steckte ihn eigenhändig Winnetou an.

«Da haben Sie ihn, verehrtester Herr Winnetou», sagte er, «und wenn Sie einmal einen neuen Transistor brauchen, wenden Sie sich vertrauensvoll an den Medizinmann der Ogallala. Er wird jetzt gewiß seinen Posten verlieren, weil er einen scheußlichen Mißgriff mit der Kriegsfarbe getan hat. Vielleicht eröffnet er nun einen Laden für Radiobestandteile.»

Old Shatterhand lachte schallend. Dann erklärte er: «Wißt ihr, meine roten Brüder werden bestimmt niemals Ersatzteile für die kleinen Wunderwerke brauchen. Wie ich sie kenne, wird nun jeder sein Geschenk künftig als heilige Medizin an den Hals hängen.»

Dann grüßten die Jungen zum letztenmal, drückten Winnetou und Old Shatterhand nochmals kräftig die Hand und zogen sich ins «Phantom» zurück. Lautlos schloß sich die Tür hinter ihnen.

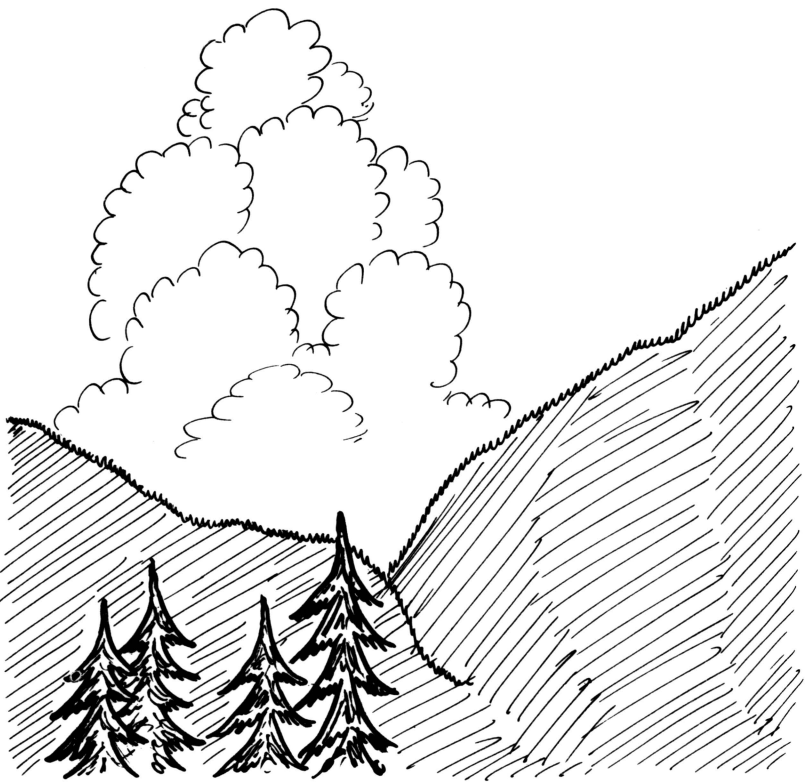
«Da wären wir also wieder», sagte Fritz und schaute sich erleichtert um. Und Ernst rief: «Los, Hans, drück den Startknopf!»

«Nein», sagte Hans, «wir wollen den Apachen noch eine Überraschung bereiten. Ich drehe jetzt das Zeitrad auf 1973 auf. Uns wird es dabei schlecht werden. Die Indianer draußen aber erleben ein Wunder, denn unser Raumschiff wird nicht, wie sie erwarten, fortfliegen, sondern sich in nichts auflösen.»

Die Heimreise verlief ohne Zwischenfall. Als die Jungen diesmal New York überflogen, waren die bei der Hinreise vermißten Wolkenkratzer vorhanden. Jetzt sah die Stadt wirklich imposant aus.

«Die größte Sorge bereitet es mir nun noch, ob wir über-

haupt wieder ins Wunderland gelangen», erklärte Hans. «Wir müssen dazu die kritische Geschwindigkeit überschreiten, sonst landen wir in Winterthur auf dem Museumplatz anstatt im Wunderpark.»
«Das wäre toll!» rief Ernst voller Begeisterung. «Warum sollen wir diesen rassigen Kahn überhaupt im Wunderland abliefern?»
«Er gehört Sabor», erklärte Fritz, «und übrigens: Wie sollen wir denn sonst hingelangen? Sag mir das einmal!»
«Das wäre kein schwieriges Unternehmen», schaltete Hans ein. «Mich selber reizt es natürlich auch, das ‹Phantom› zu behalten.»
«Aber wir müssen doch zum Wunderpark zurück, um Bärbel zu holen!» wandte Fritz heftig ein. «Und ohne Raumschiff können wir die Grenze zum Wunderland nicht überschreiten.»
«O doch, das könnten wir wohl», erklärte Hans ruhig. «Wir müßten das ‹Phantom› irgendwo in Winterthur parken und dann zu Fuß gehen, durch den Reifen, wie früher.»
«Also machen wir es doch!» drängte Ernst. «Sabor braucht das Raumschiff nicht. Wir aber wären die berühmtesten Jungen der Welt.»
«Und zugleich die miserabelsten Wichte», erwiderte Hans, «du vergißt nämlich Bärbel.»
«Sehr richtig», schaltete sich nun auch der Vizekönig ein, «unsere Königin müssen wir endlich befreien. Der Herr Kapitän hat dies anscheinend vergessen.»
«Keineswegs!» reklamierte Ernst, «ich denke sehr wohl an die löbliche Frau Königin. Nur – müssen wir sie



unbedingt in einem Raumschiff abholen? Zu Fuß ginge es doch auch.»
«Das geht eben nicht.» Hans drückte jetzt auf den Beschleunigungsknopf, und schon schoß das «Phantom» rasch gegen den Himmel. Dann setzte er seine Erklärung fort: «Wir brauchen das ‹Phantom› im Wunderland, weil nämlich Bärbel augenblicklich im Jahre 2773 lebt. Wir können unsere Freundin also nicht einfach abholen, sondern müssen selber ins Jahr 2773 reisen.»
«Und sonst fehlt dir nichts?» fragte Ernst entgeistert.
«Eigentlich nicht», gab Hans zurück. Und während er nun die Geschwindigkeit des Raumschiffes ständig steigerte, erzählte Hans seinen Freunden, was Bärbel alles zugestoßen war. Er schloß mit den Worten: «Ihr seht nun, daß wir ohne das Raumschiff nicht auskommen. Ich habe Bärbel versprochen, daß wir sie punkt acht Uhr heute morgen abholen.»
In diesem Augenblick lief ein leises Zittern durch das Raumschiff. Alle Insassen, besonders aber der Vizekönig und der Admiral, erschraken heftig. Nur Hans lachte sofort vergnügt. «Wir haben soeben die Grenze zum Wunderland durchbrochen!» rief er erleichtert.
Das «Phantom» aber schoß mit ungeheurer Geschwindigkeit seinem fernen Ziel entgegen.

Bärbel stand im Schloßgarten. Neben dem Mädchen schwatzten aufgeregt zwei Räuber, vierzehn Zwerge aus Tansibor und fünf aus Schlaraffia. Selbstverständlich hatte Bärbel zuallererst nach dem Gespräch mit Hans

ihre Mitgefangenen herbeigeholt und ihnen von der kurz bevorstehenden Flucht erzählt. Groß war die Freude unter den Zwergen gewesen. Den Knirpsen waren sogar Tränen über die Backen gerollt.
Nun warteten sie neben der großen Wiese auf dem Kiesweglein. Bärbel hatte sich alles, was ihr Hans über ihr eigenes Abenteuer erklärte, ausgiebig durch ihr helles Köpflein gehen lassen. Seine Erläuterungen stimmten haargenau mit ihren Erlebnissen überein.
Unfaßbar erschien ihr diese Zeitreise freilich trotzdem. Bärbel hatte jedoch genügend Beweise gesammelt, daß kein Zweifel mehr darüber bestand, daß sie tatsächlich zwei volle Tage im Jahre 2773 gelebt hatte. Also mußte sie wirklich eine Zeitreise gemacht haben.
Weiter hatte sich Bärbel aber auch vorzustellen versucht, wie das «Phantom» für sie und die wartenden Zwerge in Erscheinung treten würde. Das Raumschiff mußte in diesem Augenblick nämlich, für sie unsichtbar, bereits auf der Wiese stehen, denn ihre Uhr zeigte zwei Minuten vor acht Uhr.
Hans und seine Freunde waren also schon da – aber eben: nur von den Jungen aus gesehen. Denn im Raumschiff zeigte der Kalender 1973; Bärbel jedoch stand achthundert Jahre später neben dieser Wiese. Sobald Hans das Zeitrad, von dem er erzählt hatte, auf das Jahr 2773 drehte, würden die achthundert Jahre für die Jungen im Raumschiff in Sekunden vorübereilen. Also, so folgerte Bärbel, mußte das Raumschiff plötzlich vor ihnen auf der Wiese stehen.
So geschah es! Bärbels Uhr zeigte fünf Sekunden vor

acht Uhr. Gebannt starrte das Mädchen auf den Rasen. Jetzt . . ., jetzt gleich mußte es passieren, noch vier . . ., drei . . .

Bärbel schrie auf. Was sich in diesem Augenblick vor ihr abgespielt hatte, war unheimlich, phantastisch. Und es war so schnell vorüber wie ein Augenzwinkern.

Eben noch war die Rasenfläche nur grün und leer gewesen. Den Bruchteil einer Sekunde später aber lag mattschimmernd das schlanke Raumschiff keine zehn Meter vor den Wartenden.

Diese Erscheinung war so rasch, so überwältigend gekommen, daß Bärbel noch immer mit weit offenem Mund dastand, als sich eine Öffnung im «Phantom» auftat und eine bekannte Stimme rief: «Hallo, Bärbel!»

Groß war die Freude allerseits. Die Jungen verließen das «Phantom» gar nicht. Das Wiedersehen wurde im Raumschiff gefeiert, und die Beteiligten waren derart vertieft in die Beschäftigung, einander immer wieder zu umarmen, Hände zu drücken und auf die Schultern zu klopfen, daß sie gar nicht bemerkten, wie Hans die ganze Gesellschaft mit einer Raddrehung achthundert Jahre zurück beförderte. Erst als er rief: «Alles aussteigen! Station 1973!», da nahm die allgemeine Begrüßung ein schnelles Ende. Hans öffnete die Tür, sprang hinaus und staunte fassungslos.

Die ganze Schloßwiese war dicht voller Menschen. Alles Zwerge. Zuvorderst aber, ganz nahe dem «Phantom», stand Sabor. Er trug sein prächtigstes Staatsgewand und holte jetzt mit einer weitausholenden Bewegung den spitzen Hut vom Kopf. Und während er sich beinahe bis

zum Boden verbeugte, beschrieb er mit dem Zauberhut einen schwungvollen Halbkreis dicht über dem Rasen. «Willkommen im Wunderpark», sagte Sabor salbungsvoll und leicht atemlos, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, «herzlich willkommen allerseits.»
«Ja . . . ja . . . wie . . . wie konnten Sie denn . . . denn wissen, daß wir . . . gerade jetzt zurückkommen?»
Sabor lachte: «Ich habe meine Zauberkugel befragt», erklärte er hierauf freundlich. «Und außerdem besitze ich einen Radioempfänger. Ich habe mir erlaubt, die Abmachung des Herrn Generals mit Königin Bärbel abzuhören.»
«Ach so», lachte nun auch Hans. Dann wurde er unsicher. «Aber . . . aber, Herr Sabor . . . eh . . ., sind Sie denn nicht arg böse auf uns?»
«Warum?»
«Weil wir das ‹Phantom› geklaut haben.»
«Das», erklärte Sabor, «trifft nicht ganz zu.»
«Aber wir . . .»
«Natürlich», fiel Sabor dem Jungen ins Wort, «ihr wolltet das Schiff klauen. Doch erstens habe ich euch ganz unauffällig dazu aufgefordert, und zweitens wäre es euch ohne meine Hilfe nicht möglich gewesen, mit dem ‹Phantom› zu starten.»
«Aber das ist ja höllisch!» rief Hans bestürzt.
«Warum?»
«Weil wir Ihre Hilfe nicht bemerkt haben.»
«Oh, es stimmt aber», erklärte Sabor voller Eifer. «Das ‹Phantom› war nämlich noch gar nicht fertig. Ich habe es eigens für eure Flucht startbereit gemacht. Außerdem

habe ich Sie natürlich, als Sie in mein Zimmer kamen, nicht nur niesen gehört, sondern ich sah Sie schon hereinkommen.»

Hans war völlig verwirrt. Mittlerweile waren seine Freunde und die Zwerge ebenfalls ausgestiegen. Sie hatten sich an Hans und Sabor vorbeigedrückt und waren vom versammelten Volk freudig begrüßt worden.

Der Räuberhauptmann Pimpernell nahm seine beiden Räuber in Empfang, die Zwerge aus Tansibor ihre Freunde und die Schlaraffen. Und alle miteinander hießen Bärbel, Fritz und Ernst willkommen.

Es herrschte große Freude überall. Die Zurückgekehrten wurden umhalst, ausgefragt und zuletzt auf vielen Schultern weggetragen. Die ganze Menge bewegte sich zum Schloß in den großen Festsaal. Wer keinen Platz fand, blieb draußen auf der Terrasse. So waren trotzdem alle beisammen, denn die großen Fenster und auch die Türen wurden weit geöffnet.

Sabor hatte ein Festessen angeordnet, denn ihm war die Rückkehr des «Phantoms» auf die Sekunde genau bekannt gewesen. Die letzten zwei Tage war er nicht mehr aus der Zentrale herausgekommen. Die kompliziertesten Fernsehverbindungen hatte er hergestellt, die Zeitreise des «Phantoms» in die Vergangenheit und in die Zukunft mit größter Besorgnis verfolgt und schlimme Ängste ausgestanden, als er auf dem Fernsehschirm die Gefangennahme seiner Freunde miterlebte.

Sodann durfte er aber auch fröhlich verfolgen, wie sich die Sache mit den Indianern letzten Endes zum Guten wendete.

Dagegen schüttelte es Sabor noch lange vor Entsetzen, wenn er an den gefährlichen Augenblick dachte, als Hans das «Phantom» auf dem Heimweg mit Höchstgeschwindigkeit über die Grenze des Wunderlandes gejagt hatte. Beinahe wäre das Raumschiff bei dieser Gelegenheit infolge der großen Schnelligkeit und Flughöhe aus dem Anziehungsbereich der Erde geraten. Nur dem besonnenen Eingreifen Sabors war es zu danken, daß das «Phantom» damals nicht mitsamt den Jungen eine Reise um die Sonne angetreten hatte, die zur ewigen Fahrt um das heiße Gestirn geworden wäre.
Von alledem wußte der wackere Hans nichts. Als alle schon im Festsaal oder draußen auf der weiten Terrasse schmausten, stellte er noch immer verwunderte Fragen an Sabor.
«Sie haben uns also die Flucht mit dem ‹Phantom› leicht gemacht? Warum denn eigentlich?»
«Weil ich genau wußte, daß keine Flucht, sondern eine Forschungsreise nach den verschwundenen Leuten in Ihrem Sinne stand. Und mir konnte ja nichts lieber sein.»
«Aber warum», wollte Hans wissen, «warum haben Sie uns denn nicht einfach rundheraus gebeten, mit Ihrem Raumschiff nach Bärbel und den vermißten Zwergen zu suchen?»
«Weil ihr in diesem Falle nicht geflogen wäret. Ihr wart ja immer voller Mißtrauen gegen mich und glaubtet sogar, ich selbst sei der Übeltäter.»
«Das stimmt», gab Hans zu.
«Also, dann hättet ihr hinter meinem Rat, mit dem ‹Phantom› zu fliegen, gewiß eine Falle vermutet.»

«Auch das ist wahr», sagte Hans, «aber jetzt ist unser Mißtrauen vollständig besiegt. Sie sind ein feiner Mann, Herr Sabor!»

«Danke, gleichfalls, Herr General.»

Nochmals wunderte sich Hans, als er etwas später mit Sabor mitten in die tafelnde, lachende Gesellschaft geriet. Gleich darauf aber beschloß der Junge, sich über gar nichts mehr zu verwundern. Schließlich ist auch niemand erstaunt, wenn er im Schwimmbad Wasser findet; genauso wenig brauchte sich Hans also zu wundern, wenn er im Wunderland – Wunder fand.

Zwei volle Wochen – nach der Zeitrechnung des Wunderlandes – blieben die Kinder noch auf der Insel. Sie entdeckten unzählige Dinge in diesen Tagen, so wundersame, daß sie stündlich von neuem den Zauberer Sabor bewunderten, der dies alles erdacht und für die Kinder erbaut hatte.

Cäsar, der Gorilla, begleitete die Kinder überallhin. Täglich besuchten sie natürlich die Tiere im Park. Sie streichelten die Rehe, Affen und Eichhörnchen, ritten auf Amalie, dem Elefanten, oder auf dem Löwen und brachten manchen Leckerbissen für alle Tiere mit. Mehrmals wanderten die Kinder auch durch das unterirdische «Tal der Wasserfälle», das ihnen am ersten Tag wegen des dicken Fritz Mißgeschick verwehrt gewesen war. Weiter schwammen sie im Wellenbad, aßen hoch oben in den Schlaraffenlandballonen oder führten die Miniatureisenbahn kreuz und quer durch die Insel.

Sabor hatte schleunigst eine Einrichtung gebaut, die es den Menschen aus dem Jahre 2773 für immer verwehrte,

Leute aus dem Wunderpark zu entführen. So waren die Kinder auch diesen Kummer los und verbrachten manche Stunden auf dem Rummelplatz.
Den größten Teil ihrer Zeit aber verweilten die Kinder in der Freizeitzentrale. Was es da alles zu schauen, zu probieren und zu lernen gab, war geradezu unerhört. Bärbel steckte meistens in einer der Küchen, wo sie die kompliziertesten Menüs kochte. Am Anfang geriet ihr freilich sogar der Wurstsalat daneben, und ein wohlgeformtes Spiegelei brachte sie auch nicht fertig. Doch am Ende der zwei Wochen lud das Mädchen die Jungen zu einer Mahlzeit ein, die sie in Hochrufe auf die junge Köchin ausbrechen ließ.
Es gab ein vorzügliches Chateaubriand, garniert mit Nudeln, gebratenen Kartoffelstängelchen, Blumenkohl, Fenchel, Bohnen, Tomaten und Salat. Dazu natürlich ein feines Dessert, und zwar einen Vacherin glacé, der so schwer wog, daß Bärbel ihn nicht einmal aufzuheben vermochte. Jedenfalls konnte nach dieser Mahlzeit keines der Kinder mehr etwas bewegen – außer den Augen.
Die Jungen ihrerseits bastelten, was das Zeug hielt: Radioapparate, Käfige für Vögel und Hamster, kleine Möbel aus Holz, Modellflugzeuge und -boote, Sende- und Empfangsgeräte. Daneben zeichneten und malten sie, oder dann steckten sie im Laboratorium, wo sie irgendein unheimlich brodelndes, greulich stinkendes Gebräu herstellten.
Wirklich, die Kinder verbrachten zwei wundervolle Wochen im Wunderpark.
Doch eines Tages verkündete Hans: «Freunde, unsere

Zeit ist um. Wir müssen uns verabschieden. Am 15. Mai 1973, punkt sechs Uhr fünf, sind wir zu Hause in unserer Stube durch den Zauberreifen geschlüpft, am gleichen Abend, genau sechs Uhr zehn, werden wir zurück sein. Vater und Mutter haben sich inzwischen bestimmt keine Sekunde vom Reifen entfernt. Wir aber haben in diesen fünf Minuten zwei prächtige Wochen verlebt, und das finde ich einfach eine herrliche Sache!»

Das fanden auch die andern. Und weil sie mit Recht hoffen durften, daß sie nicht zum letztenmal im Wunderland waren, sondern von nun an immer wieder dorthin zurückkehren könnten, fiel ihnen der Abschied nicht allzuschwer.

«Bewahren Sie unsere Uniformen gut auf, und auch die Indianerkleider», legte Hans dem Vizekönig warm ans Herz. «Das Kleid des Bürgermeisters von Schlaraffia werden Sie für unsern nächsten Besuch freilich auffrischen müssen. Er hat ja mehr als die Hälfte davon aufgegessen.»

«Und das Schlaraffenland habe ich überhaupt nie gesehen – ich meine, das richtige», grollte Fritz. «Da soll denn einer den Bürgermeister spielen, wenn er nicht einmal seine Residenz, geschweige denn einen einzigen seiner Untertanen zu sehen bekommt!»

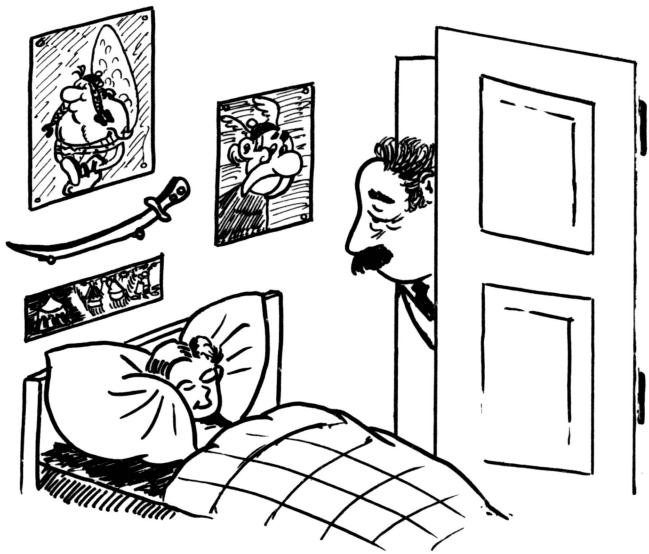
«Vielleicht wird es das nächstemal möglich», tröstete ihn der Vizekönig. Hierauf verabschiedeten sich die Kinder von den Zwergen.

Bärbel, Hans, Fritz und Ernst saßen am Stubentisch bei Familie Butz zu Hause.

«Ihr habt gewiß Hunger?» fragte Hansens Mutter, Frau Butz.
«Nein, danke», erklärten die Kinder einmütig. «Wir sind sogar außerordentlich satt.»
«Wart ihr an einem Festessen?» fragte Vater Butz lachend.
«Sozusagen», erklärte Hans, «es gab Chateaubriand, einige Gemüse und vor allem – Nudeln.»
«Und Kartoffelstängelchen», ergänzte Fritz.
«Vergeßt das Dessert nicht», mahnte Bärbel fröhlich kichernd, «es war, wenn ich mich recht besinne, ein gefrorener Vacherin mit sehr viel Schlagrahm.»
«Fein», sagte Vater Butz, «das läßt sich hören. Nun aber verratet mir bitte: Wer von euch Rackern hat dies alles bezahlt?»
«Es war alles gratis», erklärte Bärbel schlicht.
«Jawohl», schaltete Ernst hier ein, «Bärbel bewirtete uns so fein, weil wir mit Cäsar gut auskamen.»
«Mit Julius Cäsar?»
«Nein, mit dem Gorilla Cäsar», verbesserte Bärbel. «Übrigens bringt Ernst, wie gewohnt, wieder alles durcheinander. In Wirklichkeit war es nämlich so . . .!»
Und Bärbel erzählte die ganze Geschichte schön der Reihe nach bis zum Schluß. «Nachdem die vermißten Leute im Jahre 2773 gefunden und wieder ins Jahr 1973 gerettet worden waren», schloß Bärbel, «spendierte auch Sabor zum Dank und aus Freude ein Festessen.»
«Also lauter Festessen!» lachte Vater Butz. Dann fragte er: «Aber sonst fehlt euch wirklich nichts?» Er hatte die ganze Zeit kopfschüttelnd zugehört. «Ich meine: Für

heute laßt ihr es mit den Ogallala, den Apachen und dem Jahr 2773 bewenden. Von den Sauriern, Höhlenbewohnern und von Moby Dick könnt ihr mir ja morgen erzählen.»
«Sie glauben uns nicht!» lärmten Bärbel und Ernst. Und Hans sagte vorwurfsvoll: «Als Vater eines Sohnes, der einen Zauberreifen besitzt, bist du tatsächlich in hohem und unverständlichem Maße ungläubig.»
«Das habe ich schon berücksichtigt», schmunzelte Vater Butz. «Aber das, was ihr mir vorhin alles erzählt habt, ist selbst für einen Vater, der einen zauberreifenbesitzenden Sohn sein eigen nennt, wirklich zuviel. Zeitreise, Wunderpark, Ballone mit Eßräumen und Geisterschlucht – ganz zu schweigen von Cäsar, das alles habt ihr erfunden, ihr Schlaumeier.»
«Aber nein, es stimmt!» rief Hans, «schlüpf doch selber einmal durch den Reifen und sieh dir alles an!»
«Ich will es mir überlegen», meinte Vater Butz. «Aber jetzt: Marsch nach Hause mit euch! Und du, Hans, flitz hinauf in deinen Wigwam. Ich habe gesprochen, meine weißen Brüder. Howgh!»

Als sie alle schon längst in ihren Betten schliefen, holte Vater Butz ganz leise und verstohlen den Zauberreifen vom Estrich herunter. In der Stube stellte er das Wunderding sorgfältig vor sich auf den Boden.
«Soll ich, oder soll ich nicht?» fragte er laut. Verheißungsvoll schillerte das Holzrund vor seinen Füßen. Lange, lange stand Vater Butz andächtig vor dem geheimnisvollen Reifen. Einmal bückte er sich sogar äch-



zend und streckte den Kopf schnell hindurch. Ein entsetzter Schrei ließ ihn zurückfahren.
«Jesses Maria!» schrie Mutter Butz mehrmals hintereinander, «dein Kopf . . ., dein Kopf . . .!»
«Was ist mit meinem Kopf?» fragte Vater Butz.
«Du hattest vorhin keinen mehr!» rief Frau Butz atemlos.
«Da hast du in zweifacher Hinsicht recht», gestand der Vater, «ich hatte ihn tatsächlich einen kurzen Augenblick lang verloren. Doch jetzt sitzt er wieder oben, wo er hingehört.»
Und Vater Butz stieg wieder in den Estrich. Dort versteckte er den Reifen endgültig. Bevor er in die Woh-

nung zurückkehrte, machte er halt vor dem Zimmer, in dem Hans schlummerte. Leise öffnete Vater Butz die Tür und lauschte lange den Atemzügen seines Jungen.
«Meine roten Brüder mögen mir folgen!» murmelte Hans in diesem Augenblick im Traume. «Und außerdem möchte ich gerne wissen, warum wir zur rechten Zeit zu Hause sein konnten, obwohl wir doch zwei ganze Tage nach Erdenzeit mit den Indianern verlebten.»
«Das hat bestimmt Sabor mit seiner wunderbaren Zeitmaschine geregelt», sagte sein Vater leise durch den Türspalt. «Ja, so muß es wohl sein, howgh!» Dann schloß er sorgfältig die Tür.

Inhaltsverzeichnis

1. Kapitel *7*
Die denkwürdige Fahrt des Dreimasters «Bleiente» und der Auftritt des Knall-und-Rauch-Zauberers.

2. Kapitel *43*
Die geheimnisvollste Insel der Welt. Der Gorilla Cäsar rettet den Suppenschüsseldeckelhut des Bürgermeisters.

3. Kapitel *69*
Die Flaschenpost weist den Weg durch die unterirdischen Höhlen. Wer Goldstücke maust, muß durch die Gespensterschlucht.

4. Kapitel *97*
Die Gruft der Skelette. Ist Sabor immer ein Bösewicht? Die Lösung dieser Frage findet sich nicht im Ballon-Schlaraffenland.

5. Kapitel 129
Bärbel wird Trolleybuschauffeuse, Hans kauft sich einen Superofen, und der Admiral wirft das Lasso.

6. Kapitel 159
Nun wird's gefährlich. Die Reise mit dem «Phantom» führt nicht dorthin, wohin sie sollte. Calderon, der schlimmste Seeräuber seiner Zeit, erhält Gelegenheit, in Erscheinung zu treten.

7. Kapitel 191
Der Kampf mit dem Piratenschiff. Häuptling Schwerer Büffel hält mit einer miserablen Kriegsfarbe im Gesicht Kriegsrat. Es wird noch gefährlicher.

8. Kapitel 223
Winnetou und Old Shatterhand. Hans bringt einige hundert Indianer zum Schwitzen.

9. Kapitel 251
Die Reise in die Zeit. Fritz tut mit Winnetou und Old Shatterhand unter dem Arm einen Riesensprung.

10. Kapitel 285
Das große Rätsel löst sich. Der Admiral raucht die Friedenspfeife, und Vater Butz glaubt am Ende nur die Hälfte.

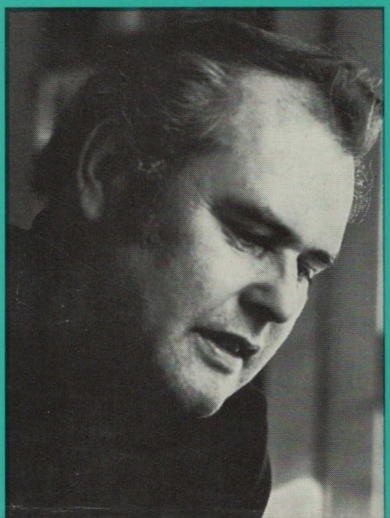
gewünscht, zur Zeit von Winnetou oder der Seeräuber zu leben? Mit Sabors Boot geht den Kindern auch dieser Wunsch in Erfüllung. Daß sie dabei in eine richtige Seeschlacht und in einen Indianerkrieg verwickelt werden, läßt sich natürlich nicht vermeiden.
Hier war ein Schriftsteller am Werk, bei dem die Erinnerung an seine Kinderträume und -erlebnisse frisch und lebendig geblieben ist. Darum ist auch sein Buch nicht nur ungewöhnlich, sondern glänzend gelungen. Es schildert ein Wunderland des zwanzigsten Jahrhunderts, das die technisch interessierte Jugend begeistern wird.

Vom gleichen Autor sind bei uns erschienen:

3 : 0 für die Bärte

Tumult auf der Kyburg

Heiner Gross, geb. 2. 12. 1923,
ist ein ungewöhnlicher Mann! Mit
zehn Jahren besaß er schon eine
Bibliothek von 300 Büchern.
Statt Zeppelinkoch zu werden (was
sein größter Traum war), lernte
er den Beruf eines Technischen
Zeichners. Und weil er einmal Leiter
eines Kies- und Baggerwerkes
war, macht es ihm nicht die geringste
Mühe, einen schweren Lastwagen
zu fahren, mit dem Trax ein Riesen-
loch zu graben oder mit dem
Kran ein Pferd in den vierten Stock
eines Hauses zu heben.
Langweilig wird es Heiner Gross
nie, denn bald malt er, bald zieht er
mit einem Puppentheater durch
die Lande, sammelt Pilze und Käfer
und alte Telefone.
Ein so ungewöhnlicher Mann
schrieb natürlich auch eine Menge
ungewöhnlicher Bücher, Bücher,
die unzählige junge Leser hellauf
begeistert haben.



Heiner
Gross

Sabors Wunder-boot